

ÖÖ. HEIMATBLÄTTER

2011 HEFT 1/2

Beiträge zur Öö. Landeskunde | 65. Jahrgang | www.land-oberoesterreich.gv.at



OBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

65. Jahrgang

2011

Heft 1/2

Herausgegeben vom Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Kultur

Christian Steingruber: Neue Erkenntnisse zu Norbert Grabherr's
Historisch-Topographischem Handbuch der Wehranlagen und Herrensitze
Oberösterreichs 3

Klaus Petermayr: Aus dem Leben der Holzknechte.
Zur salzkammergütlichen Gefahren- und Alltagsbewältigung
„im Holz“ 45

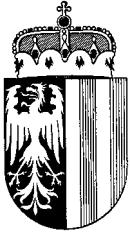
Franz Daxecker: Die Innviertler Wundarzfamilie Mozart –
Eine genealogische Spurensuche 53

Norbert Loidol: Hundert Jahre Meister-Atelier für Stahlschnitt
in Steyr 1910–2010 (Teil 2) 63

Lena Radauer: Der Maler Hans Franta:
Seine Linzer Jahre (Teil 1) 99

Josef Demmelbauer: Die Heimat im Staat 129

BUCHBESPRECHUNGEN 142



Medieninhaber: Land Oberösterreich

Herausgeber: Amt der OÖ. Landesregierung,
Direktion Kultur

Zuschriften (Manuskripte, Besprechungsexemplare)
und Bestellungen sind zu richten an den Schriftleiter
der OÖ. Heimatblätter:

Camillo Gamnitzer, Amt der OÖ. Landesregierung,
Direktion Kultur, Promenade 37, 4021 Linz, Tel.
073 217720-1 54 77

Jahresabonnement (2 Doppelnummern) € 12,-
(inkl. 10 % MwSt.)

Hersteller: TRAUNER DRUCK GmbH & Co KG,
Köglstraße 14, 4020 Linz

Grafische Gestaltung: Mag. art. Herwig Berger,
Steingasse 23 a, 4020 Linz

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge zeichnet der
jeweilige Verfasser verantwortlich

Alle Rechte vorbehalten

Für unverlangt eingesandte Manuskripte über-
nimmt die Schriftleitung keine Haftung

ISBN 3-85393-012-3



Titelbild:

Männlicher Rückenakt sitzend, Zeichnung, undatiert
(Beitrag Radauer)

Mitarbeiter:

Christian Steingruber
Hirschgasse 71, 4020 Linz

Mag. Dr. Klaus Petermayr
OÖ. Volksliedwerk
Promenade 37, 4020 Linz

Univ.-Prof. Dr. Franz Daxecker
Gufeltalweg 9a, 6020 Innsbruck

Mag. Norbert Loidol
Bachlweg 8, 4972 Alkoven

Mag. Lena Radauer
Uhlplatz 5/33, 1080 Wien

HR Dr. Josef Demmelbauer
Karl-Rausch-Weg 40, 4910 Ried i. I.

Neue Erkenntnisse zu Norbert Grabherrs Historisch-topographischem Handbuch der Wehranlagen und Herrensitze Oberösterreichs

Von Christian Steingruber*

„Diese Zeilen sollen übrigens nur dazu dienen, Freunde unserer Burgruinen, welche zu etwas mühsamer Forschung Eifer haben, auf eine der zugleich merkwürdigeren und weniger bekannten Ruinen aufmerksam zu machen. Solchen, welche außer der Forschungslust auch leibliche Gelüste tragen, sei es gesagt, daß in der Nähe der Ruine außer gutem Wasser für Erfrischung nicht gesorgt ist ...“

Josef Scheiger, 1867

Einleitung

Wohl kein anderer Name ist mit der oberösterreichischen Burgenforschung derart eng verbunden wie jener des „Pioniers“ Norbert Grabherr (* 24. Jänner 1919 in Linz, † 20. Oktober 1977 Pasching). Die schulische Ausbildung – Volksschule, Realgymnasium, Handelsakademie – durchlief er in seiner Vaterstadt; Wehrdienst und Kriegsgefangenschaft durchkreuzten Studienpläne. Nach Jahren eher glückloser selbstständiger Berufstätigkeit trat Grabherr 1951 in den Dienst des Landes Oberösterreich, wurde Mitarbeiter des OÖ. Landesarchivs und 1970 zum „Wirklichen Amtsrat“ ernannt. Von Anfang an galt sein wissenschaftliches Hauptinteresse dem Schatz der heimatischen Burgen und Schlösser; bereits 1963 erschien sein erster Burgenband, 1964 sein zweiter; unzählige weitere Bände und Abhandlungen folgten.¹

Als Hauptwerk Grabherrs wird das „Historisch-topographische Handbuch der Wehranlagen und Herrensitze Oberösterreichs“ angesehen, dem noch heute ungeteilter Respekt gebührt. Von der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Wien 1975 herausgebracht, sollte es den Grundstock für die Erfassung sämtlicher landesweit verifizierbarer Anlagen in einer analogen Datenbank liefern.

Um die in dem Sammelwerk aufgelistete Objektfülle näher kennenzulernen, unternahm der Verfasser dieses Beitrags ab 1975/76 regelmäßige Begehungen. Damit begann auch eine kritische Auseinandersetzung, denn bald wurde ersichtlich, dass insbesondere die Verortungsdaten eine empfindliche Schwachstelle des Handbuchs bilden. Grabherr hatte versucht, die Burgen und Herrensitze mittels X-/Y-Angaben auf den jeweiligen Blättern der Österreich-Karte (Maßstab 1 : 50.000) einzumessen, eine damals durchaus probate Methode. Das Problem bestand aber darin, dass es ihm v. a. zeitbedingt unmöglich gewesen war, alle Anlagen persönlich zu besuchen und in ihrer exakten Position

* Redaktionelle Bearbeitung: Camillo Gamnitzer

¹ Zum Lebenswerk siehe: Alois Zauner, Nachruf Norbert Grabherr. Jahrbuch des OÖ. Musealvereins, 123. Band, Linz 1978, 9 ff.

zu erfassen. Häufig beruhen die Einträge daher auf älteren Quellen oder auf Vermutung, die Verortungsungenauigkeiten schwanken zwischen einhundert Metern und, gelegentlich, mehreren Kilometern.² Als weiterer Schwachpunkt war eine gewisse Unkenntnis von Geländedenkmalen insgesamt zu konstatieren. So scheinen im Handbuch mitunter „Burgstellen“ auf, bei denen es sich tatsächlich um Altstraßen, Materialgruben oder natürliche Terrainformungen handelt.

Auf ein vom Verfasser vorgelegtes Kompendium mit Verbesserungsvorschlägen reagierte N. Grabherr sehr positiv und schlug seinerseits spontan gemeinsame Exkursionen zur Überprüfung der fraglichen Objekte vor; dies war in Anbetracht seines gesundheitlichen Zustands bedauerlicherweise nicht mehr realisierbar. Als der Verfasser 1977 abermals wegen eines Termins vorsprechen wollte, musste er von Grabherr's Gattin Wilfriede die Todesnachricht entgegennehmen. Die Chance zur Überarbeitung des Handbuchs schien damit erloschen zu sein.

Drei Jahrzehnte später, 2008, tat sich jedoch ein neuer Lichtblick auf, und zwar durch das auf Initiative des OÖ. Landesarchivs mit Unterstützung der DORIS-Gruppe³ in die Wege geleitete Projekt „Oberösterreichischer Kulturatlas“, welches die Umsetzung des Historisch-topographischen Handbuchs in eine digitale Datenbank zum Ziel hatte. Der Kerngedanke des Projektes war es,⁴ die Vermessungsfehler in Kooperation mit geschichts- bzw. ortskundigen Heimatforschern zu korrigieren, was bei einer Anzahl von Objekten auch klaglos klappte. In vielen Fällen waren die

Grabherr'schen Datensätze allerdings dermaßen unzureichend, dass sie als Basis für eine korrekte Verortung ausschieden.⁵

Der Verfasser entschloss sich daher nach kurzer Pause, die unterdessen ad acta gelegte eigene Überarbeitung wieder fortzusetzen. Intensivierte Begehungen führten seitdem zur gültigen Dokumentation Hunderter Burg- und Wehranlagen; die gewonnenen Informationen wurden und werden kontinuierlich mit den Aufzeichnungen der OÖ. Landesmuseen, des OÖ. Landesarchivs, der Abteilung für Bodendenkmale im Bundesdenkmalamt sowie anderer Burgenforscher abgeglichen und in einer separaten Datenbank gespeichert.

Quasi als Nebenprodukt dieser Erhebung entstand eine umfangreiche Abhandlung, die „beispielhafte“ Burg- und Wehranlagen im Lande ausführlich vorstellt. Aufgenommen wurden vor allem Objekte, deren Erforschung Detailangaben des Grabherr'schen Handbuchs revidiert oder um neue Fakten ergänzt.

² Beispiele für erhebliche Fehlverortungen sind: Burg Mühlbach (KG. Ruffing, SG. Leonding) ca. 2 km; Burg Rebgau (KG. Unterregau, OG. Regau) ca. 3 km; Kosenburg (KG. Lettental, SG. Grein) ca. 4,5 km; Burgstall Nesselstein (KG. Landshut, MG. Unterweißenbach) ca. 8 km; Inferius Castrum Morspach (KG. Marsbach, MG. Hofkirchen) ca. 30 km.

³ Digitales Oberösterreichisches Raum-Informationssystem.

⁴ Der OÖ. Kulturatlas kann unter folgender Internet-Adresse abgerufen werden: www.doris.eu/fachinfo/kunst_kultur/histATLAS/

⁵ Der zur Mitwirkung an dem Projekt eingeladenen Verfasser regte damals an, unter dem originalen Datensatz jeweils einige Zeilen mit dem Hinweis auf Errata bzw. den aktuellen Wissensstand einzufügen. Dieser Vorschlag wurde bis dato nicht aufgegriffen.

Die teils besorgniserregende Verschlechterung des Erhaltungszustands einzelner Anlagen wird in der, nachstehend auszugsweise wiedergegebenen, Arbeit ebenfalls aufgezeigt.

I. Burgen und Wehranlagen im Innviertel:

Ratzburg (Rothenbuch, Ratishof)

A/4/3 Ratishof: Erdsstruktion der Burg Rothenbuch, Flurname „Ratzl- oder Ratishof“, O. Oberrothenbuch, KG. Ranshofen. 1160 Oulricus de Rattenbuech. Quelle: ööUB I/229 (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Auf der oberhalb des Inn gelegenen Schotterterrasse, zwischen den Ortschaften Mühlthal (KG. Überackern) und Blankenbach (KG. Ranshofen), bestehen mehrere Wehranlagen, die bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Pfarrer Johann Ev. Lamprecht und Hugo von Preen eingehend beschrieben bzw. in Planskizzen festgehalten worden sind.⁶

Die sicher bedeutendste davon ist lokal als Ratzburg oder Ratzlhof bekannt, der historische Name könnte *Ror* gelautet haben. Die Burganlage wurde nachweislich schon im 12. Jahrhundert n. Chr. auf einem markanten, im Grundriss etwa dreieckigen Sporn errichtet, der an der einen Seite steil zum Inn, an der zweiten zu einem natürlichen Wasserriss abfällt. Gegen das ungeschützte Hinterland wird die Anlage durch ein mehrfaches Wall- und Grabensystem abgeriegelt.

Als Burgherren sind die Herren von Rohr, ein altbayrisches Adelsgeschlecht, verbürgt. Um 1100 teilte sich dieses Haus in zwei Hauptlinien (*Ror, Plankenbach*). Im

ausgehenden 13. Jahrhundert wurde die Burganlage verlassen, der Herrschaftsbereich der Rohrer verlagerte sich ins Traunviertel, wo der Ortsname Rohr (bei Bad Hall) und die Substruktion einer Burganlage noch heute an diese Herrschaft erinnern.

Die frühe Aufgabe der Ratzburg im 13. Jahrhundert ließ darauf schließen, dass sich dort (trotz neuzeitlichen Steinraubs) Reste einer hochmittelalterlichen Burganlage ohne spätere Überbauung erhalten haben. Eine wissenschaftliche Sondierung erschien angezeigt, und dank Unterstützung durch das BFI-Renovierungsprojekt Braunau ging diese in den Jahren 1992 bis 1998 unter der örtlichen Leitung des Archäologen Wolfgang Klimesch mit sehr gutem Ergebnis vonstatten. Als burgenkundliche Besonderheit wurde ein seltener oktogonaler Wehr- bzw. Wohnturm aus der Stauferzeit mit Mauerwerk aus mächtigen Tuffblöcken freigelegt, unter den Fundgegenständen stechen Keramik, Waffen (Pfeilspitzen etc.), Spielwürfel, Eisenschlüssel, Teile einer Pferdetrense (Pferdezubehör) sowie ein vergoldeter Bronzebeschlag in Drachenform hervor.⁷ Die Fundamentreste des achteckigen Turmes aus der Stauferzeit wurden 1999 durch W. Klimesch im Auftrag der Stadtgemeinde Braunau konserviert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Aus einer verwachsenen Burgstelle entstand

⁶ Johann Ev. Lamprecht, Archäologische Streifzüge u. Untersuchungen verschiedener Umwallungs-orte des unteren Innviertels. Manuskript in d. ÖÖ. Landesmuseen, ohne Ort und ohne Jahr (ca. 1880).

⁷ Wolfgang Klimesch, Die Ratzburg – ein Bodendenkmal der Stauferzeit. Worauf wir stehen – Archäologie in Oberösterreich. Weitra 2003, 197 ff. (mit Vermessungsplan).



Ratzburg: Fundamentreste des achteckigen Turmes.

Foto: Wolfgang Klimesch

so ein ansprechendes Freilichtdenkmal, das kulturell interessierte Wanderer und Radfahrer gern besuchen.

Eine weitere Anlage des Hochmittelalters, die mit den Herren von Rohr in Verbindung zu bringen ist, liegt etwa 2 km flussabwärts der Ratzburg zwischen den Ortschaften Ober- und Unterrothenbuch. Hier wurde aus der Hochterrasse des Inn durch Ausheben von Gräben das Kernwerk einer Burg herausgeschnitten. Eigenartigerweise waren die Bauarbeiten nach Errichtung der Hauptburg zum Stillstand gekommen, denn eine Vorburg oder ein Wirtschaftsbereich lassen sich nicht ermitteln.⁸ Trotz des „unfertigen“ Zustands und fehlender archäologischer Belege

deutet Verschiedenes darauf hin, dass es sich bei der namenlosen Anlage um Burg Rothenbuch handelt.

Etwa 1,5 km flussaufwärts wiederum findet sich auf einer Schotterterrasse oberhalb des Inn eine weiträumige Abschnittsbefestigung, genannt „Ratishof“. In unmittelbarer Nähe der schon von der Struktur her wohl als urgeschichtlich interpretierbaren Befestigung erstreckt sich eine Nekropole von etwa 20 Hügelgräbern, die bereits 1917 durch Adolf Mahr archäologisch untersucht worden war. Seine Resultate weisen die Nekro-

⁸ Marianne Pollak, Mittelalterliche Wehranlagen und Herrnsitze im VB Braunau am Inn. Bundeswerk, Heft 14, Ried 1999, 39.

pole einwandfrei der mittleren Bronzezeit zu.⁹ Mahr nahm seinerzeit auch an der Wehranlage „Ratishof“ eine Probegrabung vor, die ebenfalls bronzezeitliche Funde ergeben hatte. Man kann daher mit einer gewissen Sicherheit davon ausgehen, dass Nekropole und Befestigung in engem Zusammenhang stehen und in der gleichen Epoche, nämlich in der mittleren Bronzezeit, entstanden sind.

KG. und OG. Überackern, VB. Braunau (Ratzburg, Ratishof)

KG. Ranshofen, SG. Braunau, VB. Braunau (Rothenbuch)

Viereckschanze bei Lochen (Keltenschanze)

A/19/2 Schanze: Nächst der O. Stullerding, KG. Lochen, beim Haus Nr. 1 (Hs-Name: Süßpoint) in einer Waldparzelle (942–944) das Erdwerk einer Viereckschanze mit vorgelegtem Spitzgraben; keine Beurkundung. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Begutachtung und Vermessung des quadratischen Gebildes durch den damaligen Prähistoriker des OÖ. Landesmuseums Josef Reitingner ließen in den 1960er-Jahren sofort eine sogenannte „Keltenschanze“¹⁰ vermuten. Es ist das eine volkstümliche Bezeichnung für die vor allem in Bayern und Baden-Württemberg häufig anzutreffenden Reste viereckiger keltischer Wallanlagen. Lange Zeit als Kultbezirke interpretiert, werden sie von der Wissenschaft inzwischen eher als einstige landwirtschaftliche bzw. feudale Objekte (Gutshöfe/Herrensitze) angesehen.¹¹ Ein Gemeinschaftsprojekt, von den Universitäten Salzburg (Raimund Kastler) und Bangor-Wales (Raimund Karl) sowie dem

OÖ. Landesmuseum (Jutta Leskovar) organisiert und finanziert, ermöglichte 2007 die minutiöse Untersuchung mit modernsten Methoden. Vor Grabungsbeginn prospektierte man die Schanze mittels Georadar und Geomagnetik, sodann wurden zwei Grabungsschnitte durch den Erdwall angelegt. Funde und Befunde reichen nicht weiter zurück als ins 17. Jahrhundert. Ein „keltischer Ursprung“ ist damit hinfällig, höchstwahrscheinlich datiert die Schanze aus der Zeit der bayrisch-österreichischen Grenzkonflikte während des Spanischen Erbfolgekrieges (1701–1714).¹²

KG. und OG. Lochen, VB. Braunau

Burgstall Pfaffstätt (Siedelberg)

A/31/2 Siedelberg: Auf einer aus dem Hange vorspringenden Zunge befindet sich die Erdsubstruktion einer kleinen Burg (Parz.Nr. 964), KG. Pfaffstätt, Flurname „Burgstall“, aber auch „Schatzgrube“ genannt. Obwohl keine direkte Beurkundung vorliegt, wird nahezu allgemein angenommen, dass dies die Erstanlage von Pfaffstätt gewesen ist. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Grabherr's Definition dieser Wehranlage als „kleine Burg“ ist unzutreffend. Die Anlage stellt keine kleinflächige, befestigte Burg im Sinne eines hochmittelalterlichen Adelssitzes dar, sondern eine

⁹ Heinz Gruber, Die mittelbronzezeitlichen Grabfunde aus Linz und Oberösterreich. Linzer Archäologische Forschungen, Linz 1999, 128 ff.

¹⁰ Josef Reitingner, Oberösterreich in ur- und frühgeschichtlicher Zeit. Linz 1969, 234 ff. (mit Vermessungsplan).

¹¹ Vgl. Günther Wieland, Keltische Viereckschanzen – einem Rätsel auf der Spur. Stuttgart 1999.

¹² Jutta Leskovar, Martina Reitberger, Klaus Löcker, Raimund Karl, Fundberichte Österreichs, Band 47, 2008, 642.



Frühmittelalterliches Fundgut vom Burgstall Pfaffstätt – Siedelberg: ungarischer Reitersporn (links) und ungarische Pfeilspitzen.
Foto: M. Pollak

der größten und bedeutendsten Wallburgen des Frühmittelalters in Oberösterreich. Ihre relativ genaue Datierung, mit hoher Sicherheit auf die Zeit der Ungarnkriege des 10. Jahrhunderts n. Chr. hinweisend, „verdankt“ die Forschung einem Metallsondengänger, der hier um 1985 zahlreiche Fundgegenstände (ungarische Pfeilspitzen, Zierbeschläge etc.) illegal geborgen hatte. Der Privatmann übte in der Folge tätige Reue und übergab das Fundgut dem Gemeindeamt Auerbach, wo es seitdem hinter Vitrienglas allgemein zugänglich ist.¹³

Frühmittelalterliche „Burgen“ wurden bis etwa zum Jahr 1000 traditionell als großflächige Wehranlagen ohne eigentliche Massivbebauung ausgeführt. Selten nur lässt sich innerhalb des geschützten Innenbereichs ein „Festes Haus“ oder ein Kirchenbau nachweisen. Schutz vor fremder oder feindlicher Annäherung boten aufgeschüttete Erdwälle

mit vorgelagerten Gräben, ähnlich jenen urgeschichtlicher Höhensiedlungen. Als besonderes Charakteristikum solcher Anlagen ist weiters das Vorhandensein von Zisternen zu nennen, wie man sie auch am Siedelberg antrifft.

1985 wurde die Wehranlage am Siedelberg von der Vermessungsabteilung des Landes OÖ eingemessen und im Anschluss begrüßenswerterweise unter Denkmalschutz gestellt.

KG. und OG. Pfaffstätt, VB. Braunau

Burg (Burger-Gut)

K/21/2 Burg: Oberhalb des Bh. Burgstaller, O. Noxberg, KG. Pramet, befindet sich das

¹³ Marianne Pollak, Burgstall Pfaffstätt. Nachrichtlose Burgen des ausgehenden Frühmittelalters in Oberösterreich. Mitteilungen der Archäologischen Arbeitsgemeinschaft Ostbayern, Süd- und Westböhmen. Rahden 2007, 285 ff.

Erdwerk einer namenlosen Burg, Flurname „Burgstall“. 1399 auf der Purg; 1488 III.24 verkauft Jörg Pbmsswanter dem Mauricz von Tannberg „zway güter auf der Purg“. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Intensive Nachforschungen und Begehungen im bezeichneten Gebiet ergaben keinerlei Anzeichen für das „Erdwerk einer namenlosen Burg“ mit Flurnamen Burgstall oder für ein Anwesen vlg. Burgstaller. Die von Grabherr genannten Urkunden beziehen sich auf das abgekommene Anwesen vlg. Bürg (Birg) oder Burger-Gut. Dieses stand etwa 0,25 km nördlich des heutigen Wirtshauses Seeklause, nächst der Ortschaft Windischhub. Auch in der näheren Umgebung des ehemaligen Gutes ließ sich eine Wehranlage selbst nach mehrmaliger Begehung durch Experten aber nicht lokalisieren.

[In der Landaufnahme dieser Gegend durch den bayrischen Kartografen Philip Apian aus dem Jahr 1568 findet sich dennoch eine Burgruine namens „Die Pürg“ eingezeichnet. Zu deren Bestimmung trug der Arzt Dr. Franz Ottinger, der sich seit Jahren der geschichtlichen Erforschung seiner Heimatgemeinde Frankenburg widmet, maßgeblich bei: Ottinger ermittelte plausible Gründe, wonach es sich bei der Anlage um die Ruine der Frankenburg handeln muss.]¹⁴ KG. und OG. Pramet, VB Ried (ehem. Burger-Gut)

Waldeck (G'schloß in der Schnölzen)

M/4/5 Waldeck: Die Erdsstruktion der Burg Waldeck ober dem Schnelzenbach nächst dem Bh. Wallecker, KG. Großwaging, Flurname „G'schloß in der Schnölzen“. 1133 Wal-

chun de Waldecke. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Der zweiteilige Aufbau dieser bemerkenswerten Burganlage war N. Grabherr gänzlich entgangen: Auf der Waldparzelle 474 der Katastralgemeinde Diersbach schlummern, aus dem natürlichen Gelände herausgeschnitten, die Rudimente der lokal als „G'schloß in der Schnölzen“ bezeichneten Hausberganlage, des Sitzes der Herren von Waldeck. Das etwa kegelstumpfförmige Kernwerk besitzt ein im Grundriss ovales Plateau und ist an der Nordseite durch Wälle und Gräben vom Hinterland abgeriegelt. Wenige Meter nördlich, auf der Waldparzelle 475, verweist ein rechteckiger Grundriss auf einen mit dem Wehrsystem des Hausberges verbundenen, doppelt befestigten Wirtschaftshof.¹⁵

Es liegt somit das rare Beispiel einer hausbergartigen Burganlage samt befestigtem Wirtschaftsgut vor. Die gesetzliche Unterschutzstellung des in Oberösterreich einzigartigen Ensembles wäre von höchster Dringlichkeit, da die vom Grundbesitzer anscheinend ins Auge gefasste Errichtung eines Bringungsweges den Denkmalbestand erheblich gefährden würde.

KG. und OG. Diersbach, VB. Schärding

Ruine Burgstall (Struben)

M/15/1 Harchheim: Nächst der O. Tullern, KG. Schauern, unweit der St. Pankratius-Kapelle, stehen die Mauern der Burg (Ruine) Harchheim auf einem isolierten Felskopf hoch

¹⁴ Franz Ottinger, Die Frankenburg. Frankenburg 2008, 9.

¹⁵ Frdl. Hinweis von Marianne Pollak.



Das kegelstumpfförmige Kernwerk des Sitzes der Herren von Waldeck.

über der Kesselbach-Schlucht. Lokalbezeichnung Burgstall. 1260 Hainrich von Harchheim; 1307 Her Peter von Harchheim. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Der Historiker Alois Zauner kann gewichtige Argumente¹⁶ vorbringen, wonach es sich bei der im Volksmund „Burgstall“ genannten Anlage um Burg Struben, den Stammsitz des gleichnamigen altbayrischen Geschlechtes handeln dürfte. Grabherr's Annahme, hier wäre eine Burg namens Harchheim gestanden, beruht wohl auf einem Les- bzw. Zuordnungsfehler: Die 1260/1307 aufscheinenden Heinrich bzw. Peter von Harchheim beziehen sich nämlich auf den Sitz Hartheim bei Alkoven!

Erbauer der kleinen Burg oberhalb der Kesselbach-Schlucht dürften (nach Zauner) die um 1130 urkundlich erwähnten Engelbert und Otto von Struben gewesen sein.¹⁷ Da Struben seit jeher ein Lehen des Passauer Bischofs war, fiel die Burg nach dem Tod des letzten Strubeners (Chalhoch) an das Bistum

¹⁶ Alois Zauner, Die Gegend von Wesen und Neukirchen am Walde im Mittelalter. Jahrbuch des OÖ. Musealvereins, 138. Band, Linz 1993, 136 f.

¹⁷ Lesefunde bestätigen mittlerweile den Bestand der Burg bereits in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts (Vgl. Serpil Ekrem, Hochmittelalterliche Oberflächenfunde vom Burgstall Harchheim, Oberösterreich. Unpubl. Proseminar-Arbeit d. Inst. f. Ur- und Frühgeschichte, Univ. Wien 2008).



Bruchsteinmauerwerk der Hauptburg mit deutlichen Spuren von Raubabbau.

zurück und wurde künftig nur noch an bayrische Adelige verliehen.

1244/45 konnte Bischof Rudigier, nach Jahren der Fehde und des Streites, die stattliche Burg Vichtenstein an der Donau in Besitz nehmen, die sich für die machtpolitischen Zwecke des Bistums besser empfahl als die kleine (in der Folge bald aufgegebene und dem Verfall überlassene) Burg Struben. Als 1551 unter Abt Pankraz von Engelszell in der Nähe die St.-Pankraz-Kirche erbaut wurde, bediente man sich der verlassenen Burg als Steinbruch. Doch auch dieses Gotteshaus besteht nicht mehr, denn 1781 wurde die Kirche von Kaiser Josef II. gesperrt und kurz darauf abgetragen, da hier angeblich „abergläubige Sachen“ vorgingen. Ein weiteres Mal diente die Burgruine Struben im 19. Jahrhundert als Steinbruch, als man unterhalb der abgetragenen St.-Pankraz-Kirche eine Bründlkapelle erbaute.

Durch den Steinraub der vergangenen Jahrhunderte ist der Bestand von Struben massiv geschwunden: Von der Hauptburg, die auf einem markanten Felskopf lag, ist nichts mehr vorhanden, am nördlichen Steilabfall zur Kesselbachschlucht sieht man noch Reste eines rechteckigen Gebäudes; es war aus etwa einem Meter starkem Bruchsteinmauerwerk mit Eckquadern errichtet, die in der Mauermitte klaffende riesige Lücke wurde wohl durch Raubabbau verursacht.

Es wäre wünschenswert, wenn diese letzten Zeugnisse der einst wichtigen Burganlage gesichert und für die Nachwelt erhalten werden könnten.

KG. Schauern, OG. St. Ägidi, VB. Schär-
ding

Wesenberg

M/25/4 Wesenberg: Erdsubstruktion der Burg Wesenberg auf einem Hangsporn zur Kesselbachschlucht, von 5 halbkreisförmigen Gräben geschützt, nächst dem Bh. Wesenberger, O. Wesenberg, KG. Oberaichberg. 1296 XII.11 Perchtold von Wesenberg verkauft das „Purchstal ze Wesenberch“; 1321 XII.6. Erchenger von Wesen vermachte seinem „Oehaim Hadmar von Waldeck das Purchstal datz Wesenberch, das ich gehauft han von dem Wesenberger“. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Die Genealogie des bedeutenden Geschlechtes der Herren von Wesen ist mittlerweile durch Alois Zauner¹⁸ präzise aufgearbeitet. Demnach wurde Burg Wesenberg in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts durch Friedrich II. von Wesen erbaut; zur Burganlage gehörte eine umfangreiche Grundherrschaft, deren Kern auf eine Besitzteilung mit Friedrichs Brüdern Richer und Wernhard zurückgehen dürfte. 1194 nannte sich Friedrich zum ersten Mal nach der Herrschaft Wesenberg. Er starb kurz nach dieser Nennung und wurde im Stift Reichersberg begraben. Wesenberg muss vor 1296 in einer Fehde zerstört worden sein, die Burg wird seither nur noch als „Purchstal“ geführt. Unter den neuen Besitzern, den Herren von Waldeck, dürfte Wesenberg bald aufgegeben worden sein, denn weitere urkundliche Erwähnungen fehlen.

Wie von N. Grabherr richtig vermerkt, zeichnete sich die noch in den 1970er-Jahren bestens erhaltene Substruktion durch fünf mächtige, aus dem Felsen geschlagene Gräben aus, welche das

¹⁸ Alois Zauner, Die Gegend von Wesen und Neukirchen am Walde im Mittelalter. Jahrbuch des ÖÖ. Musealvereins, 138. Band, Linz 1993, 146 ff.

markant über der Kesselbach-Schlucht gelegene Kernwerk halbkreisförmig gegen das Hinterland abriegelten. Ältere Berichte sprechen auch von erhaltenen Mauerzügen am Burghügel.

Vor wenigen Jahren wurde die bemerkenswerte Anlage, die nicht unter Denkmalschutz stand, bei landwirtschaftlichen Meliorationsarbeiten leider weitgehend zerstört. Obwohl die Notwendigkeit eines Bringungsweges auf dem exponierten Sporn nicht erkennbar ist, vollendeten Planierungsarbeiten dieses sinnlose Vernichtungswerk, das behördlich unbedingt verhindert hätte werden müssen. So lässt sich der Standort des 800 Jahre alten Objekts heute nur noch erahnen.¹⁹

KG. Oberaichberg, OG. Waldkirchen am Wesen, VB. Schärding

Wesen (Wesenstein), Niederwesen

M/25/9 Wesen: Ruine der Burg Wesen, auch Wesenstein genannt, in der O. Graben, KG. Wesenufer; durch moderne Aufbauten verunstaltet. Die Ruine des Turmes oberhalb der Straße. Ca. 1125 Manegoldus de Wesene; 1140 Manegolt de Wesen.

M/25/10 Niederwesen: In der O. und KG. Wesenufer steht der mehrfach umgebaute Sitz Niederwesen, es ist die ehemalige Brauerei Niklas (jetzt Bierdepot). 1325 XI.30. Testament des Hadmar von Waldeck: „meineu paiden Haevser dacz Wesen, das nider vnd daz ober“. (Originale Datensätze nach N. Grabherr).

N. Grabherrs Annahme, die 1325 explizit erwähnte untere („niedere“) Burg wäre mit dem ehemaligen Bräuhaus in der Ortschaft Wesenufer gleichzusetzen, ist kritisch zu hinterfragen, denn dessen älteste Gebäudeteile stammen nachweislich aus der ersten Hälfte des

17. Jahrhunderts.²⁰ Die Geländesituation in Wesenufer erscheint zudem für eine Burg wenig geeignet.

Wenige Meter oberhalb der bekannten Burgruine Wesen (Wenstein) findet sich jedoch eine weitere Wehranlage, die von der Forschung bislang kaum beachtet bzw. falsch angesprochen wurde (Grabherr apostrophierte sie als „Ruine des Turmes“). Das Kernwerk in Form eines annähernd kegelstumpfförmigen Hügels entstand durch Herausschneiden eines halbkreisförmigen Grabens aus dem Bergmassiv des Wesen, die hoch- bzw. spätmittelalterlichen Mauerreste am künstlich zugerichteten Plateau ragen bis zu 3 m Höhe auf und können vermutlich einem Turm (Bergfried) sowie Wohngebäuden zugeordnet werden. Gleich unterhalb des Burghügels, in Richtung der Burgruine Wesen, finden sich noch übrige Mauerzüge, die eventuell von Neben- bzw. Wirtschaftsgebäuden herrühren. Die Wehranlage ist damit als eigenständige Burg anzuspochen.

Im Winter 2008 wurde die nahezu unbekannt Anlage auf Anregung des Verfassers von den Experten Heinz Gruber und Christina Schmid begutachtet. Beide tendieren zur Ansicht, dass sie als die 1325 ebenfalls explizit erwähnte obere Burg anzusehen ist. Die benachbarte untere („niedere“) Burg wäre daher mit der bekannten Burgruine Wesen gleichzusetzen.

KG. Wesenufer, OG. Waldkirchen am Wesen, VB. Schärding

¹⁹ Spärliche Reste der Annäherungshindernisse lassen sich nur noch nördlich und südlich des ehem. Kernwerkes verifizieren.

²⁰ Dehio-Handbuch Oberösterreich, 1977, 375.



Torturm der bekannten Burgruine Wesen (Wesenstein).

II. Burgen und Wehranlagen im Haus-
ruckviertel:

Erdwerk auf dem Gronall

B/11/1 Erdwerk auf dem Chranall: Auf dem Kranall bzw. Chranol genannten Höhenrücken bei der O. und KG. Finkenham befindet sich die Erdsstruktion einer großen Burg. Da sich keinerlei Beurkundung einer Burg dieses Namens findet – 1592 ein Holz genant das Khranol – ist anzunehmen, dass hier die Burg Stainsulz gestanden hat (siehe B4/1). (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Merkwürdige Geländeverformungen wecken automatisch den Spürsinn und die Phantasie des forschungsbegeisterten Fachmanns. So signalisierte ein Heimatkundler in den 1960er-Jahren am Gronall-Berg²¹ bei Finklham angesichts auffälliger Terrainspuren im nördlichen Gipfelbereich eine „bislang unbekannte Burganlage“. Die von Josef Reitingner wenig später absolvierte Begehung verlief ergebnislos – ein dichter Jungwald und eine Umzäunung verwehrten obendrein einen vollständigen Überblick.

Reitingners Monografie über die ur- und frühgeschichtlichen Funde in Oberösterreich (1968) erwähnt die „Burgstelle“ am Gronall ausdrücklich unter Vorbehalt;²² diese Notiz dürfte Grabherr für sein eigenes Handbuch ohne die bewusste Einschränkung übernommen haben. Problematisch erscheint auch sein Versuch, die 1318 und 1331 urkundlich genannte „Veste Stainsulz“ am Gronall festzumachen; schon aus sprachwissenschaftlicher Sicht ist die Lagestelle dieser mittlerweile gänzlich abgekommenen Burg in der etwa 3 km entfernten Ortschaft Steinholz anzunehmen.²³

Eine Exkursion des Verfassers am Gronall in der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre erhärtete die von Reitingner angemeldeten Bedenken: Die Geländeverformungen erbrachten keinerlei Indiz für eine Burganlage. Bis in die jüngste Zeit hielten einige Forscher allerdings an der „Burg-Theorie“ fest. Neben der verschiedentlich wiederholten Deutung des Erdwerkes als „Veste Stainsulz“ (s. o.) gab es auch Stimmen, die hier den Stammsitz der Geltinger, eines in der Gegend ansässigen Schauburger Dienstmannengeschlechtes,²⁴ lokalisierten. Vereinzelt wurden auch eine „frühmittelalterliche Fliehburg“ bzw. sogar ein „römischer Wachturm“ vermutet.

Zur Klärung des „Falles“ kontaktierte der Verfasser im Sommer 2009 den zuständigen Bodendenkmalpfleger beim Landeskonservatorat für Oberösterreich, Heinz Gruber. Der Archäologe bestätigte an Ort und Stelle die Zweifel an der „Burg-Theorie“, aber auch die artifizielle Herkunft der Terrainverformungen.²⁵ Nach nochmaliger Analyse gelangte Gruber schlussendlich zu dem

²¹ Der Berg, der von N. Grabherr und J. Reitingner als „Chranall, Kranall, Chranol“ etc. bezeichnet wird, ist in der Österreich-Karte als Gronall (Kote 432 m) eingetragen.

²² Josef Reitingner, Die ur- und frühgeschichtlichen Funde in Oberösterreich. Linz 1968, 386 u. 449.

²³ Erwin Hainisch, Denkmale im politischen Bezirk Eferding. Linz 1933, 80.

²⁴ Die tatsächliche Lagestelle des Sitzes Gelting befand sich am Fuße des Gronall Berges, und zwar beim Anwesen vlg. Geltinger (KG. Hundsham, OG. Buchkirchen). Der Burgstall westlich des Gutes war in den 1970er-Jahren noch erkennbar, wurde aber zwischenzeitlich einplanziert.

²⁵ Die Verformungen bestehen aus länglichen (Entnahme-)Gräben und (Schutt-)Hügeln, die „wir“ am gesamten nördlichen Gipfelbereich verteilt sind.

Resultat, dass diese durch den Abbau von Gesteinen oder Mineralien entstanden sein dürften. Seine Auffassung wird von Bodenkundler Hans-Peter Haslmayr und dem Geologen Manfred Linner im Prinzip geteilt: Der Gipfelbereich des Gronall besteht aus der sogenannten Kletzenmarkt-Glaukonitsand-Formation der Molassezone; in dieser Formation gibt es Sandsteinlagen, und Sandstein war schon immer ein begehrtes Baumaterial. Man kann daher annehmen, dass er auch am Gronall gewonnen wurde. Nicht minder abbauwürdig ist der Glaukonitsand, ein wertvolles, in der Landwirtschaft vor Einführung der industriellen Kunstdüngerproduktion oft als Kaliumdünger eingesetztes Mineral. (Auch Schlierengewinnung kommt für das Entstehen der Terrainverformungen theoretisch in Frage).

KG. Finklham, OG. Scharfen, VB. Eferding (Erdwerk auf dem Chranall)

KG. Hörstorf, OG. Fraham, VB. Eferding (O. Steinholz)

Ziegelroith

E/5/4 Ziegelroith: Auf der Kuppe einer Anhöhe bei der O. Buchleiten (bewaldet) kommen stets bei Aufgrabungen (z. B. Wurzelaststockungen) Ziegeltrümmer, aber auch flache, größere Stücke zum Vorschein, daher der Flurname „Ziegelreut oder -roith“; keine Beurkundung. Lit.: Kurz, Gaspoltshofen, S. 135 und mündl. Überlieferung, dass hier ein Heidentempel gestanden hat. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Die wissenschaftliche Entschlüsselung des Phänomens der vor allem bei Rodungsarbeiten im Waldboden immer wieder zu Tage getretenen Ziegelstücke glückte erst vor wenigen Jahren. Der

Anstoß zu dem Nachweis, dass wir hier, lokaler Überlieferung zum Trotz,²⁶ weder die Überreste einer Burganlage noch die Relikte eines römischen Wachturms oder gar eines „Heidentempels“ vor uns haben, verdankt sich konkret Irene und Christian Keller,²⁷ den Autoren des im Herbst 2009 präsentierten Geboltskirchner Heimatbuchs.

Schon vor geraumer Zeit hatte das Forscherehepaar Begehungen durch namhafte Archäologen und Wissenschaftler initiiert, doch selbst dann war manche Frage rund um die eigenartige Fundstelle offengeblieben. Auf Anregung der Archäologin Christine Schwanzar (OÖ. Landesmuseen) wurde das Alter der ominösen Ziegel schließlich objektiv bestimmt – durch das Wiener Atominstitut mittels der komplizierten „Thermolumineszenz“-Methode. Das Ergebnis verwirrte: Die Ziegelstücke sind vor etwa 4500 bis 6000 Jahren gebrannt worden, also in der Jüngeren Steinzeit, lange bevor es in unseren Breiten menschliche Ziegelherstellung gab!

Licht ins Dunkel brachte erst die Untersuchung einiger Proben durch das Institut für angewandte Geowissenschaften und Geophysik an der Montanuniversität Leoben: Die Wissenschaftler gehen zu 99 Prozent davon aus, dass nur ein Kohlen-Flözbrand die Veriegelungen verursacht haben kann. Und dieser Erdbrand dürfte durch Blitzschlag entstanden sein. [Flözbrände sind im kohlereichen Hausruckviertel keine

²⁶ Vgl. Alois Grausgruber, Sagen aus dem Hausruckviertel. Die Ahnfrau von der Ziegelroith. OÖ. Heimatblätter, Heft 1/2, Linz 1969, 44 f.

²⁷ Irene u. Christian Keller, Das Rätsel der Ziegelroith. Bundschuh Nr. 11, Ried 2008.



Verziegelungen als mutmaßliche Folge eines jungsteinzeitlichen Kohlen-Flözbrandes.

Foto: Irene Keller

Seltenheit, zuletzt hatte um das Jahr 1800 ein Blitz nahe der Ortschaft Gschwendt einen solchen ausgelöst].

KG. Altenhof, OG. Gaspoltshofen, VB. Grieskirchen

Viereckschanze im Pollhamer Wald

E/17/2 Burgstall: Ungefähr 500 m östlich der Burgstelle Pollheim E/17/1, KG. Forsthof, befindet sich auf einem Hangsporn des Pollhamer-Berges das Erdwerk eines Burgstalles (Halsgraben, Wall und Vorgegraben von Hang zu Hang verlaufend); keine Beurkundung. Frdl. Mitteilung durch Dr. Reitingner, ööLd Museum, vom 13.V.1968. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Der interessante Hinweis auf eine „weitere Burg“ nächst der bekannten Burgstelle Pollheim, (Stammsitz des gleichnamigen Geschlechts), rief in den 1960er-Jahren Josef Reitingner einmal mehr vor Ort. Die Begehung der Lagestelle oberhalb des Schmidgrabens erbrachte indes einzig Relikte einer Viereckschanze. Bei der Übermittlung des Datensatzes an N. Grabherr ist dann offenbar ein Fehler passiert (siehe den falsifizierenden Begriff „Burgstall“). Auch die Grabherr’schen Verortungsangaben stimmen nicht ganz, denn das Objekt liegt etwa 1,2 km östlich des Pollheimer Burgstalls.

Ein nochmaliger Lokalausweis, 2004 durch die Archäologen Christian

Hemmers, Jutta Leskovar, Stefan Traxler und den Verfasser vorgenommen, ergab folgenden Fundbericht: „Oberhalb der Talschlucht des Schmidgraben-Baches ist ein markanter Bergsporn ausgebildet, der nach Norden und Süden durch steile Abfälle schon auf natürliche Weise geschützt ist. Auf der relativ ebenen Hochfläche besteht ein Erdwerk in Form einer rechteckigen Viereckschanze, die eine Größe von etwa 35 x 30 m aufweist. Die Wallhöhe beträgt bis zu ca. 2 m. Im Westen und Osten sind dem Erdwall tiefe Gräben vorgelegt. Im Norden, am Abfall zum Schmidgraben, fehlt der Wall gänzlich, entweder ist er in die Tiefe gerutscht oder war nie vorhanden.“

Drei Jahre darauf wurde die, ohnehin vorsichtige, Annahme einer keltischen Viereckschanze im Sinne eines La-Tènezeitlichen Gutshofes bzw. Herrnsitzes durch die (eingangs dieser Arbeit erwähnte) Untersuchung der Schanze bei Lochen erheblich erschüttert. Man datiert unterdessen auch das Objekt im Pollhamer Wald eher in die Zeit der bayrisch-österreichischen Grenzkonflikte. Letzte Gewissheit könnte nur eine weitere archäologische Untersuchung bringen.

KG. Forstthof, OG. Pollham, VB. Grieskirchen

III. Burgen und Wehranlagen im Linzer Zentralraum:

Burgwiese, Moar-in-der-Thann-Burg

H/2/1 Burgstall: Auf einem Hangsporn das Erdwerk einer kleinen Wehranlage, Flurname „Burgstall“, nächst der O. Grabwinkel, KG. Fleckendorf; keine Beurkundung. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Grabherr's Angaben zu dieser bedeutenden Befestigungsanlage, von der Bevölkerung „Burgwiese“ bzw. „Moar-in-der-Thann-Burg“ genannt, sind samt und sonders unrichtig; der Flurname „Burgstall“ ist total unbekannt, die korrekte Katastralgemeinde ist Kremsdorf, nicht Fleckendorf. Im Handbuch fälschlich als „Erdwerk einer kleinen Wehranlage“ bezeichnet, verkörpert das Objekt die Reste einer großflächigen Wallburg (etwa 20 000 m²), angelegt auf einem markanten Höhengsporn oberhalb des Mündungsbereiches der Krems in die Traun. Für eine Wehranlage hatte sich die Stelle insofern vorzüglich geeignet, als sie nach drei Seiten steil abfällt und schon dadurch bestens geschützt ist. Am einzig möglichen Zugang von Südosten her wurden zwei mächtige Wallgräben ausgehoben bzw. aufgeschüttet, der Platz damit praktisch unbezwingbar gemacht.

Die Wissenschaft entdeckte die Burgwiese in den 1930er-Jahren, als wenige Meter außerhalb der Wallburg durch den Geologen Josef Schadler eine ausgedehnte Hügelgräber-Nekropole verifiziert und anschließend archäologisch untersucht werden konnte. Dabei stießen die Ausgräber auf Grabbeigaben aus der Hallstattzeit, von denen mehrere Tongefäße sowie ein bronzenener Armreif in das OÖ. Landesmuseum gelangten.²⁸

Die wichtige Frage, wie alt die Erdwälle der Burgwiese sind und wer sie erbaut hatte, konnte erst Jahrzehnte später geklärt werden: Ein Forschungsprojekt des Linzer Stadtmuseums Nordico und

²⁸ Peter Trebsche, Neue Einblicke in die Urgeschichte von Ansfelden. Die Ausgrabungen auf der Burgwiese 1999–2002. Worauf wir stehen – Archäologie in Oberösterreich. Weitra 2003, 77 ff.



Moar-in-der-Thann-Burg: Schnitt durch den inneren Erdwall.

des Institutes für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Wien (– die Grabungsleitung vor Ort hatte Peter Trebsche inne –) ermöglichte ab Sommer 1999 die schon lange erwünschte archäologische Untersuchung der Wallburg. Neben vielen anderen, bedeutsamen Aufschlüssen²⁹ kamen die Wissenschaftler zu dem vorläufigen Resultat, dass die Wallburg bereits in der frühen Bronzezeit entstanden ist und im Frühmittelalter wieder verwendet bzw. ausgebaut wurde.

Die Stadt Ansfelden ließ inzwischen dankenswerterweise einen Kulturwanderweg mit Hinweistafeln zur Geschichte der jahrtausendealten „Burgwiese“ und deren wissenschaftlicher Untersuchung³⁰ anlegen. (Das geborgene Fundgut befindet sich zur Restaurierung und Auswertung in der Archäologischen Studiensammlung des Linzer Stadtmuseums).

KG. Kremsdorf, SG. Ansfelden, VB. Linz-Land

Lützlburg (Litzlberg, Aichberg)

H/11/2 Lützlburg: Auf der dem Mayerhofergute zunächst gelegenen Grundparzelle Nr. 686, anstoßend an den Hirschgraben, befindet sich die noch gut erkennbare Erdsubstruktion eines Sitzes, KG. Holzheim. 1376 XII.4 Thomas Aczpekch von Holzheim; 1455 Anton Aczpekch hat zu Lehen ainen Hof zu Obernhochzheim mitsambt dem Purkstal an der Luclburg. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

N. Grabherr beim Anwesen vlg. Mayerhofer in Friesenegg vermutete Existenz eines „Sitzes namens Lützlburg“ basiert auf einem älteren, wohl unzutreffenden Bericht von Franz Brosch.³¹ Die Geländemerkmale am fraglichen Ort neben dem Hirschgraben zeigen keinerlei

Anzeichen einer Burgstelle. Wie schon Josef Reitinger³² seinerzeit bemerkte, wurde offensichtlich eine natürliche Terrainformung falsifizierend interpretiert. (Brosch hatte als passionierter Heimatforscher eine Reihe wertvoller Abhandlungen veröffentlicht; seine Kompetenz auf dem Gebiet der Bodendenkmale war jedoch begrenzt.)³³

Nach Abwägung aller Fakten ist davon auszugehen, dass beim Mayerhofer-Gut in Friesenegg eine Burg namens Lützlburg nie bestand.

KG. Holzheim, SG. Leonding, VB. Linz-Land

IV. Burgen und Wehranlagen im Mühlviertel:

Burgstall Alt-Hagenberg

C/3/2 Burgstall: Auf einem Hangsporn gegenüber Schloss Hagenberg, O. und KG. Hagen-

²⁹ Als kleine archäologische Sensation wäre etwa der Fund einer neolithischen Feuerstein-Klinge zu nennen, die aufgrund ihrer Herkunft aus einer Mine in Südtirol mit der Gletschermumie „Ötzi“ in Zusammenhang gebracht werden kann.

³⁰ Die umfangreichen Grabungsergebnisse können mittlerweile auch auf einer Website der Universität Wien eingesehen werden: homepage.univie.ac.at/peter.trebsche/ (Stand 2010).

³¹ Franz Brosch, Litzlberg und Lützlburg. OÖ. Heimatblätter, Heft 4, Linz 1947, 299 ff.

³² Die Lokalität war dem Landesarchäologen gut bekannt, da er seinen Wohnsitz in unmittelbarer Nähe hatte.

³³ In diesem Zusammenhang sei auch auf seine falsifizierende Lokalisierung der Burg Rotenfels verwiesen (vgl. Franz Brosch, Der Rotenfels, Jahrbuch des OÖ. Musealvereins, 109. Band, Linz 1964, 245 ff). Die von Brosch genannte Lagestelle auf einer Kuppe am orografisch rechten Ufer der Großen Rodl (KG. Geng, OG. Eidenberg) birgt überhaupt keine Hinweise auf eine ehem. Burgstelle.

berg, keine Beurkundung. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Der Burgstall Alt-Hagenberg³⁴ war schon aufgrund seiner Lage auf einem nach drei Seiten steil abfallenden Sporn, hoch über der Talschlucht der Visnitz, ein „klassischer Vertreter seiner Art“. Gegen das Hinterland durch einen tiefen, aus dem Fels geschlagenen Abschnittsgraben abgesichert, zeigte die ansonsten relativ einfach gehaltene Anlage am östlichen Endpunkt Mauerzüge eines „Festen Hauses“.

Im Hochmittelalter waren hier vor allem die edelfreien Sippen der Wartberg/Gaisbacher sowie der Aister präsent, und vermutlich – das Fehlen entsprechender Belege gestattet nur Hypothesen – hat eine dieser Herrschaften den Burgbau an der einstmals bedeutenden Salzstraße nach Böhmen veranlasst.³⁵

Der Mühlviertler Burgenforscher Alfred Höllhuber³⁶ – seine umfangreich dokumentierte archäologische Untersuchung (Sommer 2004) hatte vor allem mittelalterliche Keramikscherben, Metallgegenstände, einen Spinnwirtel sowie Tierknochen ergeben³⁷ – dürfte der Letzte gewesen sein, der Alt-Hagenberg noch in unbeschädigtem Zustand zu Gesicht bekam. Im Winter 2008/09 wurde der Burgstall beim Bau eines Bringungsweges weitgehend einplaniert. Der Zerstörungsakt ist umso unbegreiflicher, als der Grundbesitzer vom historischen Stellenwert der Anlage unterrichtet gewesen war und die Schaffung eines derartigen Weges auf dem exponierten Felsporn jeder wirtschaftlichen Notwendigkeit entbehrte. Die vom OÖ. Landeskonservatorat zwischenzeitlich verfügte Unterschutzstellung³⁸ Alt-Hagenbergs ändert nichts daran, dass

sich das Erscheinungsbild der Anlage seitdem erheblich verändert hat.³⁹

[Der ursprünglich in einem Hohlweg westlich des Burgstalls situierte Pechölstein,⁴⁰ der in engem Zusammenhang mit dem Sitz stehen dürfte (Pechölge- winnung ist im Mühlviertel ab 1188 urkundlich verbürgt), konnte durch die OÖ. Landesmuseen glücklicherweise bewahrt werden. Lange Zeit im Innenhof, zuletzt im Südflügel des Linzer Schlosses ausgestellt, gehört er jetzt zum Konvolut „Römersteine“ im Depotbereich der Außenstelle Welsersstraße.]⁴¹ KG. und OG. Hagenberg, VB. Freistadt

Turntobel (Eberstein)

C/6/3 Turnerdobl: Ruine einer namenlosen Burg auf dem „Turnerdobl“ genannten Berg, zwischen den Bhs. Turner und Ebersteiner, KG. Pernau. Diese Burg dürfte infolge des Bur-

³⁴ Die in einer älteren Abhandlung getroffene Ansprache des Objektes als „Hauser-Burgstall“ (vgl. N. Grabherr, Der Burgstall. OÖ. Heimatblätter, Heft 2/3, Linz 1961, 162) beruht auf einer Fälschung und wurde auch von N. Grabherr in Folge nicht mehr angewendet.

³⁵ Leopold Mayböck, Historische Bauten, Bez. Freistadt, Nr. III. Manuskript, Schwertberg 2010.

³⁶ * 1919 Gutau, † 2008 Reichenstein.

³⁷ Alfred Höllhuber, Alt Hagenberg, die ehemalige Burg am uralten Salzweg von Gusen an der Donau über Wartberg nach Böhmen. Reichenstein 2005.

³⁸ Um die zügige Abwicklung des Verfahrens zeichnete sich insbesondere der Archäologe Heinz Gruber aus.

³⁹ Der aktuelle Zustand des Bodendenkmals kann in der Website des Burgenforschers Markus Hauser eingesehen werden: www.burgenkunde.at (Stand 2010).

⁴⁰ Karl Radler, Pechölsteine. Heimatgau, Heft 2, Linz 1932, 147 ff.

⁴¹ Frdl. Hinweis von Ute Streit.

genbauverbotes unter König Ottokar II. von Böhmen nicht mehr fertig gestellt worden sein (Steine, vom Rohbruch bis zum fertig behauenen Quader, samt Absplissen liegen umher); keine Beurkundung. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Vorweg: Grabherr's Hypothese, die Burg am Turntobel⁴² sei aufgrund eines Ottokar'schen Bauverbots „nie fertig gestellt“ worden, ist heute zweifelsfrei widerlegt. Die Anlage entstand nachweislich bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, etwa 100 Jahre bevor der Przemyslide Ottokar II. durch seine Heirat mit Margarete von Babenberg Österreich übernehmen und entsprechend in die Gesetzgebung des Landes eingreifen hätte können.

Die Burg am Turntobel birgt dennoch einige Rätsel, besteht sie doch im Grunde genommen aus zwei sehr unterschiedlichen Teilen: die Wehranlage an der höchsten Stelle der Bergkuppe (mit halbkreisförmigem Graben und Außenwall) nährte ihrer einfachen Struktur wegen gelegentlich die Annahme einer frühmittelalterlichen Wallburg. Die zweite Wehranlage, auf einem Felssporn etwa 40 Meter nordöstlich der Kuppe, oberhalb der Abfallkante zu einer tiefen Schlucht, besteht hingegen im Wesentlichen aus zwei Flankenmauern und einem etwa 4,60 x 6,20 m großen rechteckigen Turm, dessen Mauern bis zu einer Höhe von etwa 2 m erhalten sind.

Auf Betreiben der von dem Mühlviertler Künstler und Heimatforscher Otto Ruhsam in den 1990er-Jahren gegründeten „Arbeitsgemeinschaft Turntobel“⁴³ starteten 2003 archäologische Sondierungen⁴⁴ unter der Leitung von Christine Schwanzar. Bei dieser, 2006 in erster Etappe abgeschlossenen, Gra-

bungskampagne wurden mehrere Mauerzüge freigelegt und Befunde gesichert, die eine Datierung in die zweite Hälfte des 12. bzw. 13. Jahrhunderts n. Chr. zuließen (s. o.).

Die im Zentrum der Befestigungsanlage auf der Bergkuppe verifizierte 12 x 12 m messende Steinsetzung wurde von den Archäologen als mutmaßliche Basis für einen Holzaufbau interpretiert. Beim Anlegen des Wallgrabens dürften teils natürliche Geländeformungen benutzt worden sein, an anderen Stellen wurde der Graben künstlich bis zu einer Tiefe von etwa 2,5 m ausgehauen. Ob der aus Bruchsteinen bestehende Wall ursprünglich eine feste Mauer gebildet hatte, konnte nicht geklärt werden. Die untere „Turmburg“ war offenbar in einem Feuerbrand zerstört und später neu aufgebaut worden; Funde und Befunde indizieren jedenfalls eine zumindest zweiphasige Nutzung des befestigten Felssporn-Areals.⁴⁵

Unterdessen beschäftigte sich Archivkurator Leopold Mayböck mit urkundlichen Nennungen, die einen Bezug zum Turntobel haben könnten. Seine Erhebungen ergaben einen 1170 in die-

⁴² Der in der Österreich-Karte namentlich nicht bezeichnete Berg (Kote 694 m) wird im Volksmund als Turnerdobl, Turntobel, Steiningerberg etc. angesprochen.

⁴³ Die Arbeitsgemeinschaft richtete mittlerweile auch eine eigene Website ein, in der die Ergebnisse von Archäologie und Archivforschung abgerufen werden können (www.turntobel.com).

⁴⁴ Josef Engelmann u. Otto Ruhsam, Burgstall Turntobel. Worauf wir stehen – Archäologie in Oberösterreich. Weitra 2003, 254 ff. (mit Vermessungsplan).

⁴⁵ Josef Engelmann u. Magdalena Stütz, Fundberichte Österreichs, Band 43, 2004, 985–987.



Rudimente des rechteckigen Turmes der zweiten (unteren) Wehranlage.

ser Gegend sesshaften Herren namens Eberhard von Pernau, dessen Stammsitz mit einer abgekommenen Burganlage beim Anwesen vlg. Mayr in der Pernau, etwa 1 km nördlich des Turntobels, gleichgesetzt werden kann. Und da der für die Gegend ringsum gebräuchliche Name „Eberstein“ zugleich als Burgname zu verstehen ist, erscheint die Folgerung legitim, dass Eberhard von Pernau in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts tatsächlich auch die Burg am Turntobel errichtet hat.

KG. Pernau, MG. Kefermarkt, VB. Freistadt

Burgstall Nesselstein (Nesslstein)

C/17/2 Nesselstein: Name einer abgekommenen Burg, gelegen bei der O. Straß, KG. Schönau.

1442 Jörg Gresl hat zu Lehen ain purkchstal genannt der Nesslstein mit seiner zugehorung, gelegen in Schönawer pharr. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Beim Lokalausweis in den 1970er-Jahren entdeckte der Verfasser an der im Handbuch angeführten Lagestelle „auf einem namenlosen Berg nahe der Ortschaft Straß“ (KG. und OG. Schönau im Mühlkreis) zu seiner Überraschung nicht die Spur einer versunkenen Anlage. Weshalb Grabherr den Burgstall Nesselstein ausgerechnet hier lokalisiert hatte, bleibt rätselhaft; einschlägige Flurnamen fehlen im Raum Straß ebenso wie allfällige andere Zeugnisse.

Der Text der relevanten Urkunde⁴⁶ aus dem Jahr 1446 („...Item ain purkchstal

⁴⁶ Wallseer Lehenbuch 1446, Hs. Nr. 39, 110.

genant der Nesselstain mit seiner zugehörung allez gelegen In Weyssenpekcher vnd In Schönnawer pharr“) bot jedoch eine Alternative, nämlich die, dass man in der Marktgemeinde Unterweißenbach fündig werden könnte, und dies sollte sich zu guter Letzt bestätigen. In den 1980er-Jahren erreichte den recherchierenden Forscher Alfred Höllhuber aus Lehrerkreisen der entscheidende Hinweis auf einen Berg in Unterweißenbach mit recht ähnlich klingendem Namen. Unweit der Ortschaft Hackstock gelegen, von der Bevölkerung als „Nestlberg“, „Nesselberg“ oder „Astelberg-Mauer“ bezeichnet, war er nach lokaler Überlieferung früher Standort eines „Heidentempels“.

Einstimmungen am Gipfelfelsen ließen Höllhuber rasch auf eine mittelalterliche Holzburg schließen. In den folgenden Jahren wurde die Stelle unter Mitarbeit von Franz Kranzler, Leopold Mayböck und anderen Forschern archäologisch weiter abgetastet, wobei zahlreiche Fundstücke wie etwa graphitierte Keramikscherben und Eisengegenstände (Pfeilspitzen, Messer sowie ein Schlüssel) zum Vorschein kamen.⁴⁷ Anhand der aus Untersuchungen einer vergleichbaren Holzburg⁴⁸ gewonnenen Erkenntnisse ließ Höllhuber ein aussagekräftiges Modell dieses eigentümlichen Wehranlagen-Typs anfertigen, dessen Verbreitung im Wesentlichen auf das untere und das obere Mühlviertel beschränkt ist.

Eine fachübergreifende wissenschaftliche Aufarbeitung der von Höllhuber verifizierten Burganlagen samt ihrer Fundgegenstände verspricht das interdisziplinäre Projekt „Landschaft – Burg – Herrschaft. Landesausbau und adelige Sachkultur im Unteren Mühlviertel“, das im Jahre 2013 anlässlich der

OÖ. Landesausstellung der Öffentlichkeit präsentiert werden soll. Man darf gespannt sein, zu welchen Ergebnissen das aus Archäologen, Burgenforschern und Historikern zusammengesetzte Forum im Einzelnen gelangen wird.

KG. Landshut, MG. Unterweißenbach, VB. Freistadt

Kosenburg

I/5/2 Kosenburg: Die Lagestelle der Kosenburg, Erdsstruktion und weniges Mauerwerk, befindet sich auf den Gründen des Bh. Mayrhof, KG. Panholz. 1383 V.8. Hanns der Knewzzer gibt dem Ruger Harsser für seine treuen Dienste den Zehent auf 23 Häuser bei der „Khosenpurkch in Saechsner pharr“. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Bei der Lokalisierung dieser einst bedeutenden Burganlage verwechselte Grabherr das Anwesen vlg. Mayerhofer in Dornach mit einem gleichnamigen in Panholz. Die tatsächliche Lagestelle der Kosenburg ist etwa 4,5 km südsüdwestlich der im Handbuch angegebenen zu finden.

Wie eine kürzlich durchgeführte Begehung der Kosenburg ergab, sind von den Burgresten auf einem markanten Sporn oberhalb des Donautals noch der Schildwall mit vorgelegtem Graben und einige Mauerzüge zu erkennen. Landwirtschaftliche Meliorationsarbeiten haben leider auch hier ihr schädliches Werk getan. Der Grundbesitzer versichert jedoch, das Bodendenkmal in Zukunft „schonen“ zu wollen.

⁴⁷ Alfred Höllhuber, *Ain purkchstal genant der Nesselstain*, Reichenstein 1994.

⁴⁸ Hausberg an der Schwarzen Aist, KG. Harrachstal, MG. Weitersfelden.

Nach neueren Erkenntnissen von Leopold Mayböck dürfte die hochmittelalterliche Burganlage zum Besitz der Familie Saxen/Lettner gehört haben. Später wurde der dazugehörige Besitz geteilt, und ein Teil kam über die Saxenegger an die Gneusser. Doch auch die Familie Harscher erhielt Besitz und Zehentrechte an der Kosenburg: 1383 wurde ein Rudolf der Harscher erwähnt, der 1405 starb. Seine Witwe und Sohn Georg verkauften am 20. April 1405 die Zehentrechte auf 31 Häuser bei der Kosenburg dem Herrn Alber von Volkersdorf auf Kreuzen. Die Burg dürfte in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts aufgegeben worden sein, da weitere urkundliche Nennungen fehlen.

KG. Lettental, SG. Grein, VB. Perg

Burgstallberg in Clam

I/7/2 Burgstall: Flurname Burgstall für die Erdsubstruktion einer kleinen Burg auf einem Hangsporn über der Schlucht des Klammerbaches, KG. Klam, gegenüber von Burg Clam; keine Beurkundung. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Begehungen zusammen mit der Archäologin Marianne Pollak ergaben auf dem Burgstallberg (Kote 355 m, unmittelbar gegenüber der heutigen Burg Clam) außer der von Grabherr genannten Erdsubstruktion einer kleinen Burg auch das Vorhandensein einer großräumigen Wallburg mutmaßlich aus der Eisen- bzw. Hallstattzeit. Zusätzlich ortete Pollak zwei kleinere Wehrbauten offenbar jüngeren Ursprungs. (Einen guten Überblick über die komplexe Situation gewährt der Vermessungsplan von Wladimir Obergottsberger aus dem Jahr 1978).

Eisenzeitliche Wallburg

Die mächtige Wallburg besteht aus einem halbkreisförmigen Ringwall und zwei Vorwällen, deren äußerer einen bemerkenswerten, zangenartigen, von W. Obergottsberger als „Holzriese“ bezeichneten Zugangsbereich besitzt. Bereits in den 1930er-Jahren hatte hier ein Heimatforscher aus Grein verzierte Gefäßscherben mit – in die Hallstattzeit verweisendem – Würfelaugenmuster geborgen. Diese Lesefunde und die spezielle Struktur der Befestigung stützen M. Pollaks Datierungsvorschlag (s. o.).⁴⁹

Bedauerlicherweise wurden die nordöstlichen Bereiche der Anlage, die nicht unter Denkmalschutz steht, durch den Betrieb eines Steinbruches neuerdings teilweise abgetragen. Weitere rezente Beeinträchtigungen verursachte der Ausbau des hiesigen Forstwegenetzes.

Burgstall Clam

Den höchsten Punkt der eisen- bzw. hallstattzeitlichen Wallburg nimmt eine ringwallartige Anlage von etwa 32 x 20 m Durchmesser ein. Viele Beobachtungen sprechen dafür, dass es sich bei dem Wall um die Reste einer verfallenen, massiven Ringmauer handelt. Über die ehemalige Innenbebauung ist nichts bekannt, angenommen werden kann jedoch ein Überbleibsel der zweiten Burg Clam („duo castra Clamme“), die 1149 im Besitz der Herren von Machland aufscheint.⁵⁰

⁴⁹ Dehio-Handbuch Oberösterreich, Band 1, Mühlviertel, 2003, XXII u. 365 f.

⁵⁰ Thomas Kühtreiber, Burgenbau in Oberösterreich. www.ooegeschichte.at (Stand 2010).

Wehrbau

Der namenlose Wehrbau innerhalb der eisenzeitlichen Anlage, etwas südwestlich des o. a. Burgstalls, ist von nicht ganz geklärter Bestimmung. Der Burgenarchäologe Thomas Kühtreiber tippt am ehesten auf eine „Belagerungsstellung“ aus dem Spätmittelalter oder aus der frühen Neuzeit. [Der Palas und der Turm der Burg Clam zeigen außen am Mauerwerk massive Brandspuren. Diese können, müssen aber nicht von einer durch Kampfhandlungen ausgelösten Zerstörung herrühren.]

„Schwedenschanze“

Oberhalb der Klamschlucht, gegenüber dem sog. Leostein, findet sich die zweite von M. Pollak angeführte Wehranlage; vermutlich als Schanze der frühen Neuzeit anzusprechen (siehe auch den Flurnamen „Schwedenschanze“), weist sie als wehrtechnische Besonderheit in der eigentlichen Grabenanlage einen sogenannten Stolperwall auf.⁵¹ KG. und MG. Klam, VB. Perg

Abschnittsbefestigung im Pulgarner Wald („Tanzboden“)

I/9/4 Mitterberg: Oberhalb des Bh. Mitterberger, O. und KG. Pürach, auf einem Hangsporn die Erdsubstruktion einer kleinen Burg mit Spuren von Mauerwerk erkennbar; keine Beurkundung vorhanden, Name vom Bh. abgeleitet. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Woher N. Grabherrs Informationen zur Position dieser angeblichen Burg auf einem Hangsporn oberhalb des Anwesens vlg. Mitterberger stammen, entzieht sich unserer Kenntnis. Tatsache

ist, dass selbst wiederholte Begehungen der betreffenden Geländepartie am Südhang des Hohenstein-Berges negativ verliefen. Dasselbe gilt für Anfragen bei den Bewohnern des Hofes und lokal tätigen Heimatforschern.

Erst eine Entdeckung im benachbarten Pulgarner Wald sollte des Rätsels Lösung anbahnen. Bei einer seiner Erkundungen oberhalb des Klosters Pulgarn war Franz Gillmayr (Linzer Stadtmuseum/Nordico) ein ausgeprägter Wallgraben ins Auge gesprungen, welcher den auf drei Seiten steil abfallenden (von der Bevölkerung „Tanzboden“ genannten) Felssporn gegen das ungeschützte Hinterland abriegelt. Da Wehranlagen wie diese oft auf solch exponierten Plätzen gebaut wurden, dachte F. Gillmayr zunächst an einen mittelalterlichen Burgstall, doch der Wallgraben im Pulgarner Wald erwies sich als ungleich, nämlich um Jahrtausende, älter!

Schon die erste Sondierung durch Gillmayr hatte bemerkenswerte urgeschichtliche Funde erbracht, worauf das Institut für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Wien (Otto H. Urban) und das Nordico (Erwin M. Ruprechtsberger) eine archäologische Untersuchung ansetzten. Unter der örtlichen Leitung von Karina Grömer konnte man eine wichtige, befestigte Höhensiedlung⁵² der Jungsteinzeit/Frühbronzezeit verifizieren; ihre Wiederbenützung im Mittelalter lag nahe, konnte aber nicht belegt werden.

⁵¹ Dehio-Handbuch Oberösterreich, Band 1, Mühlviertel, 2003, 366.

⁵² Erwin M. Ruprechtsberger, Frühzeit-Botschaften von den Linzer Hügeln. Linzer Archäologische Forschungen, Sonderheft XII, Linz 1995, 12 ff.

Aufgrund der relativ geringen Entfernung⁵³ zu der „fiktiven“ Burganlage auf dem Hangsporn beim Mitterberger-Gut nimmt man nun an, dass N. Grabherr die Abschnittsbefestigung im Pulgarner Wald gemeint und sich bei Lokalisierung sowie Interpretation getäuscht hatte.

KG. Pürach, OG. Luftenberg, VB. Perg (Mitterberger-Gut)

KG. Pulgarn, SG. Steyregg, VB. Urfahr-Umgebung (Abschnittsbefestigung)

Hausberg beim Jagdhaus Hütting

I/11/1 Kastl: Erdsubstruktion einer namenlosen Burg, Flurname „Burgstall“, beim Bh. Kastenhofer, O. Haid, KG. Hofstätten, keine Beurkundung. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Das Erstaunen der Bewohner des Anwesens vlg. Kastenhofer in der Haid war groß, als sie der Verfasser zu einer namenlosen Burg mit dem Flurnamen „Burgstall“ befragte. In der näheren Umgebung war und ist eine solche Burgstelle niemandem geläufig. Es befindet sich zwar etwa 1 km nordöstlich die bekannte Hausberganlage⁵⁴ Wasenberg, doch diese konnte Grabherr schon allein wegen ihrer expliziten Nennung (als Objekt I/11/2) nicht gemeint haben.

Nach Jahren fruchtloser Suche wurde dem Verfasser vom Gemeindeamt Mitterkirchen ein gleichnamiges Anwesen vlg. Kastenhofer in der Ortschaft Gang genannt. In der engeren Umgebung dieser, nach der Hochwasserkatastrophe 2002 geschleiften, Liegenschaft hatte es tatsächlich eine Burg gegeben: Schon in den 1930er-Jahren konnte der Mühlviertler Lehrer und Heimatforscher Paul Löffler⁵⁵ dort an einem Altarm der Do-

nau, nahe dem Jagdhaus Hütting, eine hausbergartige Wehranlage verifizieren. Eine genaue Beschreibung existiert nicht, die Anlage dürfte jener vom Wasenberg aber weitgehend entsprochen haben. Die Nachforschungen des Verfassers blieben ohne Ergebnis, das Objekt ist offenbar beim Bau des Kraftwerkes Wallsee um 1965 abgetragen worden.

Allem Anschein nach hatte Grabherr diesen Hausberg gemeint; durch die Verwechslung der beiden Kastenhofer-Anwesen ist dann wohl der Verortungsfehler entstanden.

KG. Langacker, OG. Mitterkirchen, VB. Perg (Hausberg u. Jagdhaus Hütting)

Burgholz (Buchholz)

I/17/2 Burgholz: Der von tief ausgehobelten Altstraßenfurchen durchzogene Wald, Burgholz genannt, KG. Obenberg, birgt auch zwei sogenannte Viereckshügel, welche wie der Erdunterbau eines Turmes aussehen, umlaufender Graben stark verschliffen. 1417 Purkchholz; sonst keine Beurkundung. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Die sicherlich artifiziiellen Hügel, deren Anzahl korrekt drei beträgt, konnten schon vor dem 1. Weltkrieg von Paul Löffler beobachtet werden. Im Sommer

⁵³ Die Abschnittsbefestigung „Tanzboden“ und der Hangsporn beim Mitterberger-Gut sind nur etwa 1,2 km voneinander entfernt.

⁵⁴ Der Begriff „Hausberg“ bezeichnet Turmhügelburgen aus einem künstlich aufgeschütteten Hügel, der von einem oder mehreren Wällen bzw. Gräben umgeben ist. Solche Anlagen entstanden hierzulande vor allem im 11. und 12. Jahrhundert. Dehio-Handbuch Oberösterreich, Band 1, Mühlviertel, Wien 2003, XXV.

⁵⁵ Paul Löffler, Geschichtliches über das südliche mittlere Mühlviertel. Heimatgaue, Heft 1, Linz 1931, 103.

1918 wurden sie von dem Prähistoriker und Speläologen Georg Kyrle⁵⁶ begutachtet. Dessen damalige Beschreibung ist noch heute im Wesentlichen gültig: „Etwa 400 Schritte nördlich vom Straßenkilometer 14 liegt direkt westlich an der Straße ein stark überwuchertes, seichter Wassertümpel, dessen Aushubmaterial zur Aufschüttung eines Tumulus verwendet wurde. Er ist über 4 m hoch, hält oben ein kleines Plateau, das jedoch durch Grabungen schon ziemlich tief aufgeschlitzt wurde. Zehn Schritte davon liegt ein etwas kleinerer, aber noch immer recht mächtiger, und zwischen beiden ein kleiner, mäßig gut erhaltener Tumulus.“⁵⁷

G. Kyrle hatte die Hügel im Burgholz als „Tumuli“ (Grabhügel) gedeutet. Dem steht die Auskunft des heutigen Grundbesitzers⁵⁸ entgegen, wonach eine vor längerer Zeit durchgeführte Raubgrabung „keine Funde“ ergeben habe. Auch die eigenartige Form der drei Tumuli weicht von der Struktur erwiesener Grabhügel eher ab.

N. Grabherr selbst schwankte in der Interpretation der Hügel sowie der Altstraßenfurchen nahezu unmittelbar daneben. Seine⁵⁹ anfängliche Annahme („Substruktion einer frühmittelalterlichen Fliehburg aus den Ungarnkriegen“) hat er später revidiert. Bodendenkmalpfleger Heinz Gruber vermutet, dass es sich bei den Hügeln eventuell um Aufschüttungen des Spätmittelalters oder der frühen Neuzeit (evtl. Vogeltennen?) handelt. Gewissheit kann auch in diesem Fall nur eine weitere archäologische Untersuchung schaffen.

KG. Obenberg, MG. Ried in der Riedmark, VB. Perg

Erdwerk beim Kastl-Gut

I/17/4 Kastell: Auf dem Rücken, oberhalb des Bh. Kastel, KG. Obenberg, befindet sich die Erdsubstruktion einer namenlosen Burg (Gräben und Wälle); keine Beurkundung. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Zweifellos liegt in dem Waldstück nördlich des Anwesens vlg. Kastl eine künstlich erzeugte Terrainformation vor. Der kaiserliche Rat Ludwig Benesch,⁶⁰ der sich in den letzten Lebensjahren intensiv mit der Erforschung archäologischer Bodendenkmale beschäftigt hatte und namhafte Entdeckungen verbuchen konnte, interpretierte die Anlage als frühmittelalterliche Holzburg und widmete ihr in einer seiner Abhandlungen⁶¹ eine kurze Erwähnung samt Planskizze. Der Bericht von Georg Kyrle (s. o.) beschreibt sie folgendermaßen: „Auf oder knapp neben der Kote 353 gerade oberhalb des Bauerngehöftes Kastel (Ortsgemeinde Obenberg, politischer Bezirk Perg) liegt ein mäßig großes Plateau, 50 x 60 Schritte, das von einem, vielleicht auch mehreren Gräben und Wällen umgeben ist. Benesch soll seinerzeit hievon einen Plan entworfen haben. Es dürfte

⁵⁶ * 1887 Schärding, † 1937 Wien.

⁵⁷ Georg Kyrle, Bodendenkmale zwischen Gallneukirchen und Schwertberg. Mitteilungen des Staatsdenkmalamtes I, 1919, Punkt 20, 78.

⁵⁸ Fam. Schatz, Anwesen vlg. Asperbauer (Aschbernbauer), MG. Ried in der Riedmark. Das Waldstück wird daher auch als Asperbauern-Holz bezeichnet.

⁵⁹ Norbert Grabherr, Der Wehrbau und seine Entwicklung bis zur Gegenwart. Mitteilungen des ÖÖ. Volksbildungswerkes, 11. Jahrgang, Nr. 3/4, Linz 1961, 8.

⁶⁰ * 1840 Josefstal, † 1916 Linz.

⁶¹ Ludwig (Benedict) Benesch, Die Landwehr bei Alt-Aist. Unterhaltungsbeilage der Linzer Tages-Post, Linz 1905.

sich um die Erdsubstruktion einer Burg handeln, worauf auch der Gehöftname ‚Kastell‘ deutet. Fast anschließend an den südöstlichen Teil des Grabens liegt ein Viereckshügel, sehr gut erhalten, gegen das Gehänge zu gebösch, gegen den Graben allmählich verlaufend. Bis 1 m hoch, Plateau 10 x 8 Schritte.“⁶²

Heinz Gruber (er begutachtete die durch zahlreiche Entnahmegruben gestörte Anlage im Herbst 2006) stellt die Interpretation als „frühmittelalterliche Holzburg“ in Zweifel. Eigenartig erscheine vor allem, dass der Graben, der die fiktive Wehranlage gegen das Hinterland abriegeln sollte, nicht durchgehend ausgeführt wurde. Sollte hier wirklich eine (Holz-)Burg bestanden haben, wurde sie wohl nie vollendet. Letztendlich könnte wiederum nur eine archäologische Untersuchung die zahlreichen Fragen beantworten, die jenes seltsame Objekt aufwirft.

Wichtig in diesem Zusammenhang: Nach Leopold Mayböck dürfte sich der Hausname vlg. Kastl nicht von „Kastell“ herleiten, sondern von „Kasten“, einer alten Bezeichnung für Getreidespeicher. KG. Obenberg, MG. Ried in der Riedmark, VB. Perg

Pain (Bojenstein)

I/19/2 Pain: Die Lagestelle der Burg Pain (auch Pahin oder Bojenstein genannt) dürfte mit dem Erd- und Mauerwerk auf dem Hangsporn nächst dem Bh. Paynberg, KG. Struden, auf den Grundparzellen Nr. 879–885 zu lokalisieren sein (freundl. Mitteilung von Herrn Josef Rosenthaler, Waldhausen). 1037 Bojenstein; ca. 1185 predium iuxta Danubii, quod Pahin dicitur. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Das Objekt kann von N. Grabherr persönlich kaum visitiert worden sein, denn die genannte Position beim Anwesen vlg. Paynberger zeigt eine Granitkuppe ohne konkrete Hinweise auf eine Burg. Das „Mauerwerk“ ist in Wahrheit eine Anhäufung von Lesesteinen, wie sie praktisch auf jeder Kuppe des Mühlviertels vorkommt. Die Lokalität liegt zudem 2 km nördlich der Donau – ein deutlicher Widerspruch zu den von Grabherr zitierten Quellen.⁶³

Burg Pain dürfte an den Lagestellen der Pfarrkirche Hl. Nikolaus und/oder des ehemaligen Spitals in St. Nikola zu lokalisieren sein, die noch im 14. Jahrhundert den Namen *Pahin* trugen. Nicht völlig auszuschließen ist allerdings, dass es sich bei Pain und Bojenstein um zwei verschiedene Anlagen handelt. KG. und OG. St. Nikola, VB. Perg

Säbnich

I/19/3 Säbnich: Die Mauerreste der Burg Säbnich liegen hoch über der Donau auf einem schwer zugänglichen Hangsporn, KG. St. Nikola, Grundparzelle Nr. 688/1. 1147 castrum in Saebnich. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Grabherr's Interpretation, wonach Burg Sarmingstein (s. u.) mit der Turmruine in der gleichnamigen Ortschaft, und Säbnich mit der Burganlage auf einem Felssporn oberhalb des Ortes Sarmingstein gleichzusetzen wäre, gilt

⁶² Georg Kyrle, Bodendenkmale zwischen Gallneukirchen und Schwertberg. Mitteilungen des Staatsdenkmalamtes I, 1919, Punkt 16 u. 17, 77.

⁶³ 1185 predium iuxta Danubii, quod Pahin dicitur (=Das Gut nahe der Donau, das Pahin genannt wird).

mittlerweile als widerlegt. Umfangreiche archivarische Erhebungen haben alle bisherigen Ansichten zu Lokalisierung und Geschichte beider Burgen nachhaltig erschüttert. Sie müssen daher gänzlich revidiert werden.

Nach übereinstimmender Meinung von Archäologen und Burgenforschern ist die 1147 urkundlich genannte Burg Säbnich auf dem sog. Burgstall, einem markanten Berg an einer Schleife des Sarmingbaches, zu lokalisieren. Die Lagestelle zeigt die Mauerreste eines „Festen Hauses“ sowie eine halbkreisförmige Wall-Graben-Anlage, die jüngst durch den Bau einer Forststraße leider schwer beeinträchtigt wurde. Lesefunde (Keramikscherben) weisen auf eine kurze Besiedlungsphase der Fundstelle im 12. Jahrhundert hin.⁶⁴

KG. und MG. Waldhausen, VB. Perg

Sarmingstein

I/19/4 Sarmingstein: Turmruine in der O. Sarmingstein, KG. St. Nikola.1488 im Auftrage von Kaiser Friedrich III. durch die Brüder Siegmund und Heinrich Prüschenk errichtet. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Die Burg Sarmingstein stand realiter dort, wo Grabherr irrtümlich „Säbnich“ ansiedelte. Sie besteht aus einer Altburg, die ein polygonales Areal von etwa 48 x 28 m umfasst. Fundamentreste auf einer Felsenterrasse deuten auf den ehemaligen Palas (Saalbau) hin. Auf vorgelagerten Felsköpfen, etwa 50 bzw. 300 Meter von der Altburg entfernt, finden sich die Fundamentreste zweier mächtiger Türme. Der Turm im unmittelbaren Vorfeld besitzt Mauern, die zur Angriffsseite fast 5 m stark waren. Unterhalb des inneren Vorwerkes besteht

noch eine etwa 70 m lange Vorburg, die durch kleine Rondelle geschützt war. In der Vorburg finden sich die Ruinen von Wirtschaftsbauten sowie der große Mauerkranz einer Zisterne.

Zur Historie dieser bedeutenden Burganlage: Ein früher Bestand unter den Hochfreien von Machland sowie unter den Babenbergern ist quellenmäßig nicht belegbar. Erst unter den Herren von Sommerau wird Sarmingstein in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts urkundlich fassbar. So gehört sie zu jenen Burgen, die 1296 beim Adelsaufstand gegen Albrecht I. v. Habsburg zerstört wurden. Ab 1481 wird die im landesfürstlichen Besitz stehende Burg durch die Herren von Prüschenk verwaltet. Unter Propst Konrad von Waldhausen wird Sarmingstein 1534 im Auftrag von Kaiser Ferdinand I. wieder instand gesetzt, zudem errichtet man im Vorfeld Basteien. 1645 oder 1648 von den Schweden demoliert, bleibt die Burg fortan Ruine.⁶⁵

Bastei

Die von N. Grabherr falsifizierend als „Sarmingstein“ bezeichnete Turmruine in der Ortschaft Sarmingstein ist tatsächlich ein namenloser Wehrturm des Spätmittelalters bzw. der frühen Neuzeit. Der Turm war Teil einer Basteianlage, die vermutlich im Jahre 1488 im Auftrag Kaiser Friedrichs III. durch die

⁶⁴ Thomas Kühtreiber, Säbnich. Burgendatenbank des Europäischen Burgeninstitutes. www.ebidat.de (Stand 2010).

⁶⁵ Thomas Kühtreiber, Sarmingstein. Burgendatenbank des Europäischen Burgeninstitutes. www.ebidat.de (Stand 2010).

Herren von Prüschenk erbaut wurde. (Nach Thomas Kührtreiber könnte die Bastion auch während der Bautätigkeiten unter Propst Konrad von Waldhausen um 1534 entstanden sein.) Sinn und Zweck der Anlage war die Überwachung der Straße und des Donaustroms.⁶⁶

„Kanonenrondell“

Zwischen Burg Sarmingstein und dem Anwesen vlg. Burgner lag eine vorwiegend aus Erdwerk bestehende, unter dem Namen „Kanonenrondell“ bekannte Artilleriestellung. Die singuläre Befestigungsanlage, bereits für große Geschütze eingerichtet, dürfte 1534 durch Propst Konrad von Waldhausen zur Verstärkung der Burg Sarmingstein errichtet worden sein. Rezente Bringungswege haben auch hier ihre Spuren hinterlassen. Eine Unterschutzstellung der in Oberösterreich so gut wie einzigartigen Anlage wäre empfehlenswert. KG. und MG. St. Nikola, VB. Perg

Helchenburg

I/19/8 Helchenburg: Die Lagestelle der Helchenburg dürfte mit dem Erdwerk auf dem Hangsporn ober dem Dimbache, nächst dem Bh. Turnecker, KG. Struden, Grundparzelle Nr. 994c und d, gleichzusetzen sein. 1147 V.16. ad rivulum iuxta ruptum Castrum domine helchin et partem silve, que beinwalt dicitur. Quelle: ööUB II/232. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Eines der geheimnisvollsten Objekte der oberösterreichischen Burgenlandschaft ist die Helchenburg, die in Urkunden und Taidingbüchern des 12. bis 15. Jahrhunderts als „gebrochene Burg der Frau Helche“ aufscheint. Ungewöhn-

lich ist schon einmal, dass eine Burg nach einer Frau benannt ist; noch mysteriöser ist deren Name, denn auch die erste Gattin des sagenhaften Hunnenkönigs Etzel (Attila) hieß bekanntlich Helche. Viele Theorien ranken sich um diese Feste und ihre Herrin – gelüftet werden konnte das Geheimnis bislang aber nicht.

Franz Steinkellner etwa meint, dass die Helchenburg möglicherweise nie bestanden habe, sondern nur „auf einem Stück gesteinsbrockenübersäter Natur aufbaut“, das mit der Helche des Nibelungenliedes in Verbindung gebracht wurde.⁶⁷ Andererseits sind da mehrere Schriftquellen und die erwähnten Taidingbücher,⁶⁸ in denen u. a. eine Grenzziehung definiert und somit ein real existentes Objekt umrissen wird. Natürlich könnte die Burgherrin auch eine Person des Hochmittelalters gewesen sein, die zufällig denselben Namen wie die Hunnenkönigin trug.

Gesetzt den Fall, die Helchenburg sei mehr als Fiktion, wirft ihre Lokalisierung

⁶⁶ Dehio-Handbuch Oberösterreich, Band 1, Mühlviertel, 2003, 744.

⁶⁷ Franz Steinkellner, Werfenstein. Eine landesfürstliche Burg im Strudengau. St. Nikola 1975, 7 f.

⁶⁸ Die älteste, echt urkundliche Nennung der/einer Helchenburg durch Papst Lucius III. bestätigt am 11. April 1182 oder 1183 eine Grenzziehung: „... videlicet a rivulo, qui Chrewspach dicitur, per ascensum usque ad ruptum castrum domine Helchin, item a summitate moncium, sicut nix labitur et ymbres fluunt, usque in alveum Danubii.“ Die nächste Nennung findet sich im zwischen 1265 und 1332 als Fälschung neu aufgelegten zweiten Stiftbrief des Klosters Waldhausen von 1147, und zwar in einem Zusatz, das Stegrecht betreffend: „... a loco, ubi rivulus Baeidenpach intrat in Danubium, in ascensu supra usque ad rivulum iuxta ruptum castrum domine Helchin ...“ (Frdl. Hinweis von Klaus Birngruber).



Jakob Alt, *Struden und Werfenstein*, 1847. Neuerdings verdichten sich Anhaltspunkte, wonach der in dem Aquarell abgebildete, markante Felskopf oberhalb von Burg Werfenstein die Lagestelle der gesuchten „Helchenburg“ gewesen sein könnte. Österreichische Nationalbibliothek, Wien

immense Schwierigkeiten auf. Papst Lucius III. nennt 1182 oder 1183 zwar einen *Chrewspach* (Krebsbach), oberhalb dessen sich die gesuchte Burg befunden haben soll, umstritten ist indes, welcher Bachlauf damit gemeint sein könnte. F. Steinkellner identifizierte ihn mit einem namenlosen Gerinne zwischen St. Nikola und Struden, Georg Grüll vermutete den Gießenbach, N. Grabherr neigte dem Dimbach zu, jedenfalls legte er die Lagestelle der „Helchenburg“ auf einem Hangsporn oberhalb dieses Gerinnes fest.

Nach neuerlichen Überprüfungen ist die Burg weder da noch dort lokalisierbar. Erwähnenswert ist aber ein dem Hangsporn zunächst gelegenes Anwesen vlg. Turnecker, das in den 1980er-Jahren wegen Bauauffälligkeit bis auf ein

Nebengebäude demoliert wurde, spätmittelalterliches Mauerwerk gezeigt hatte und somit ein Turmhof aus dieser Epoche gewesen sein dürfte. (Auch der Hofname erinnert an einen Turm).

Abschließend sei noch berichtet, dass bei systematischen Begehungen des Gebiets zwischen Grein und St. Nikola unlängst ein markanter Felskopf mit Spuren eines abgekommenen Burgenbaus aufgespürt werden konnte. Nach Alois Topitz⁶⁹ wird die Lokalität in Ansichten der frühen Neuzeit als „Altes Strudener Schloss“ bezeichnet; lokal ist der Fels jedoch als „Schwallenburg“ geläufig. Die Beobachtung eventuell weiterführender

⁶⁹ Alois Topitz, *Denkwürdiges vom Greiner Strudel und Wirbel*. OÖ. Heimatblätter, Heft 1/2, Linz 1972, 8.

Anknüpfungspunkte in Richtung „Helchenburg“ durch Archäologen und Burgenforscher ist geplant.

KG. Struden, OG. St. Nikola, VB. Perg

Blasenstein

I/20/1 Blasenstein: Die Lagestelle der Burg Plassenstein kann mit ziemlicher Sicherheit mit dem Standort der Kirche zu St. Thomas, KG. St. Thomas, angenommen werden, es dürfte sich um eine obere und untere Burg (Doppelanlage) gehandelt haben. 1150 duo Castra Plassenstein. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Lokalisierung und Erforschung der beiden Burgen Blasenstein sind mittlerweile weit gediehen. „Burgenprofessor“ Alfred Höllhuber konnte schon vor geraumer Zeit am sog. „Bucklwehluckastein“ westlich der Pfarrkirche Hl. Apostel Thomas Einstimmungen verifizieren, die er als Mauerauflagen einer abgekommenen Burg deutete. Die Bevölkerung bezeichnet dieses Steinmassiv als „Unteren Burgstall“. Höllhuber observierte auch das markante Felsplateau oberhalb der Pfarrkirche, welches allgemein als „Oberer Burgstall“ bezeichnet wird. Hier konnte er ebenfalls verschliffene Mauerbettungen entdecken, womit die erfolgreiche Lokalisierung beider Burgen zur Gewissheit geworden war; eine von Höllhuber Jahre darauf am „Bucklwehluckastein“ vorgenommene weitere archäologische Sondierung ergab zahlreiche Fundgegenstände des Hochmittelalters und bestätigte diese Erkenntnis zusätzlich.⁷⁰ Dank des Vermessungsplanes, den Wladimir Obergottsberger inzwischen vom Steinmassiv und dessen Einstimmungen angefertigt hatte, war nun auch eine relativ genaue Rekonstruktion der Anlage möglich.

Die beabsichtigte, an Zeitmangel gescheiterte nochmalige archäologische Untersuchung des oberen Burgstalles sollte von einem anderen Forscher zur Ausführung gebracht werden. Bei Recherchen für ein Heimatbuch stieß der akademische Maler Herbert Hiesmayr 1985 am oberen Burgstall auf ein mit Schutt und Erde ausgefülltes Pfostenloch sowie auf Mauerbettungen und herumliegendes Ziegelmaterial. Eingehende Untersuchungen im folgenden Jahr lieferten mengenweise Fundgut (Eisenteile, Spinnwirtel, Ziegel- und Keramikbruchstücke), außerdem legte man Mauerbettungen der abgekommenen Burg frei.⁷¹ Hiesmayr ließ das Fundmaterial von der Archäologin Alice Kaltenberger bestimmen, wodurch weitere wichtige Einsichten über die obere Anlage⁷² gewonnen wurden. Es ist zu erwarten, dass im Rahmen des interdisziplinären Projektes „Landschaft – Burg – Herrschaft. Landesausbau und adelige Sachkultur im Unteren Mühlviertel“ noch andere wesentliche Erkenntnisse u. a. zu beiden Burgen vorgelegt werden können.

KG. und MG. St. Thomas am Blasenstein, VB. Perg

⁷⁰ Alfred Höllhuber, „... duo castra Plassenstein ...“, Die zwei Burgen Blasenstein – Ein Beitrag zur Bestimmung ihrer Lage – mit einem Fundbericht. Jahrbuch des OÖ. Musealvereins, 124. Band, Linz 1979, 67 ff.

⁷¹ Herbert Hiesmayr, Der Burgstall Oberblasenstein in St. Thomas am Blasenstein, Bez. Perg, OÖ. Jahrbuch des OÖ. Musealvereins, 142. Band, Linz 1997, 45 ff.

⁷² Alice Kaltenberger, Das Fundmaterial des Burgstalles Ober-Blasenstein in St. Thomas am Blasenstein, Bez. Perg, OÖ. Jahrbuch des OÖ. Musealvereins, 142. Band, Linz 1997, 53 ff.

(Angebliche) Burgstelle und Vogeltenne beim Steinerberg-Gut

L/12/6 Burgstall: In der Nähe des Bh. Steinerberger, KG. Kleinzell, liegen die Reste einer namenlosen, urkundlich nicht belegten kleinen Burg. In der Nähe befindet sich eine Vogeltenne. 1956 Begehung mit VSD. Vitus Ecker, Neuhaus. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Die bereits länger zurückliegende Begehung durch den Verfasser hatte innerhalb eines aufgelassenen Granitsteinbruchs – am Steilabfall zu einem Bachlauf – Mauerreste ergeben, die nicht von einer Burg, sondern von einem spätmittelalterlichen oder frühneuzeitlichen (Betriebs-?)Gebäude herrühren. Das möglicherweise hohe Alter von Steinbruch und Haus sollte nicht verwundern, denn der Granitabbau ist für diese Gegend seit dem 14. Jahrhundert urkundlich verbürgt.⁷³

Die im Handbuch erwähnte Vogeltenne, von Marianne Pollak⁷⁴ vor mehreren Jahren in einem Waldstück südlich des Anwesens vlg. Steinerberger verifiziert, ist unterdessen verschwunden und wohl der Ausweitung des dortigen Steinbruchbetriebs zum Opfer gefallen. KG. und OG. Kleinzell, VB. Rohrbach

Burgstall Stein (Steinmühle)

L/25/4 Stein: Der Sitz zum Stein befand sich gegenüber der Steinmühle, KG. Petersberg, der durch den Bau (Begradigung) der Straße vernichtet wurde. 1306 die Ludtweigstorffer zum Stain. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Entgegen Grabherr's Angabe ist der Sitz Stein erfreulicherweise noch vorhanden. Die Lagestelle befindet sich

auf einem markanten Felsporn, wenige Meter südlich der im 18./19. Jahrhundert errichteten Steinmühle, die übrigens interessante Baudetails wie zum Beispiel ein bemerkenswertes Müllerinnungszeichen aufweist.⁷⁵

Der Burgstall zeichnet sich durch einen in mühsamer Kleinarbeit aus dem Felsen geschrämten Abschnittsgraben aus. Das Kernwerk ist leider nicht unbeschädigt in unsere Tage gekommen; eine Entnahmegrube verrät Raubbau. Trotz der rezenten Beeinträchtigung repräsentiert der Sitz Stein ein erhaltenswertes Flurdenkmal.

KG. und OG. St. Johann am Wimberg, VB. Rohrbach

Wolfstein

L/26/1 Wolfstein: In der Nähe der O. Allersdorf, KG. Windischberg, befindet sich die Erdsubstruktion der Burg Wolfstein, der zunächst gelegene Bh. Wolfsteiner war der Bauhof der Burg. 1356 verkauft Wernher von Wolfstain sein „geslozz vnd die mul“ dem Hanns Grueber; 1406 I.6. Jörg der Grueber gesessen zu Wolfstain. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Burg Wolfstein war eine äußerst interessante Burganlage auf beherrschender Bergkuppe oberhalb des Pesenbaches; zwei aus dem Fels geschlagene

⁷³ Dehio-Handbuch Oberösterreich, Band 1, Mühlviertel, 2003, 736.

⁷⁴ Dehio-Handbuch Oberösterreich, Band 1, Mühlviertel, 2003, 373.

⁷⁵ Dehio-Handbuch Oberösterreich, Band 1, Mühlviertel, 2003, 717.

Abschnittsgräben schützten sie gegen das Hinterland. Das Kernwerk ließ die bis zu 1 m Höhe erhaltenen Mauerreste eines rechteckigen Turmes erkennen, zu erwähnen ist auch ein mittelalterlicher Spinnwirtel, der 1952 neben der Burgstelle aufgefunden werden konnte.

Angesichts der burgenkundlichen Bedeutung von Wolfstein fertigte die Vermessungsabteilung der OÖ. Landesbaudirektion 1973 eine Planaufnahme an. Dessen ungeachtet wurde die Anlage beim Bau einer Forststraße in den 1990er-Jahren arg beschädigt. Die beiden Abschnittsgräben wurden durchschnitten und größtenteils mit Abraummaterial verfüllt. Mit den Mauerresten des Turmes verfuhr man ebenfalls auf das Rücksichtsloseste.

Die Frage, wie ein derart schwerer Eingriff in kulturhistorisch wertvolle Substanz überhaupt möglich war, ist zu stellen. Wolfstein war zwar nicht explizit als Bodendenkmal verordnet, erfüllte aber alle Kriterien hiezu. Grundbesitzer, Gemeinde und Bezirkshauptmannschaft waren über den Bestand und die Erhaltungswürdigkeit der Burg mit Sicherheit bis ins Detail informiert.⁷⁶

Es ist zu hoffen, dass die angesprochenen Behörden in Zukunft mehr Sensibilität entwickeln und bei Genehmigung von Forststraßen etc. Trassierungsvarianten überlegen, die Schäden am noch vorhandenen Denkmalbestand in zumindest erträglichen Grenzen halten.

KG. Windischberg, MG. St. Martin im Mühlkreis, VB. Rohrbach

(Angebliche) Burgstelle bei der Speiselmühle

L/31/2 Burgstall: Auf einem Hangsporn oberhalb der Hafnermühle, O. Königsdorf, KG. St. Veit. Namenlos und keine Beurkundung. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Der Steckbrief zu diesem Burgstall verwirrt schon insofern, als eine „Hafnermühle“ in der Ortsgemeinde St. Veit im Mühlkreis und darüber hinaus im gesamten oberen Mühlviertel absolut unbekannt ist.⁷⁷ Wie und warum N. Grabherr auf diesen Namen verfiel, ist nicht nachvollziehbar. Seine Verortungsangaben verweisen eindeutig auf die Speiselmühle, etwa 1 km südöstlich der Ortschaft St. Veit am orografisch rechten Ufer der Kleinen Rodl. Oberhalb dieser Mühle gibt es zwar einen Hangsporn, doch ohne irgendwelche Geländemerkmale, die mit einer Burgstelle in Verbindung zu bringen wären.

KG. und OG. St. Veit, VB. Rohrbach

Hügelgräber-Nekropole im Zirkenauerwald

P/5/8 Erdwerk: Im Zirkenauerwald, nö. des Bh. Beutel in der O. Nieder-Reitern, KG. Klenndorf, auf der Parz. Nr. 96, befinden sich künstlich aufgeschüttete Hügel, von denen zwei nicht

⁷⁶ Ähnliche, durch Forststraßen hervorgerufene Beschädigungen mussten in den letzten Jahren bei folgenden Objekten registriert werden: Erlach (KG. u. MG. Haslach), Gschloß (KG. Holzheim, SG. Leonding), Mühlbach (KG. Ruffing, SG. Leonding), Hochkuchl (KG. Kobernaufen, OG. Lohnsburg), Säbnich (KG. und MG. Waldhausen), Wesenberg (KG. Oberaichberg, OG. Waldkirchen am Wesen).

⁷⁷ Vgl. Fritz Bertlwieser, Mühlen – Hämmer – Sägen. Oberes Mühlviertel, Böhmerwald, Bayerischer Wald. Haslach 1999.

den Eindruck von Tumuli erwecken. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Die „künstlich aufgeschütteten Hügel“ wurden bereits während des 1. Weltkrieges von Paul Löffler beobachtet, der im Sommer 1918 eine Begehung und Begutachtung durch Georg Kyrle veranlasst hatte. Der damalige Bericht des Prähistorikers:

„Im sogenannten Zirkenauerwald, Grundparzelle 96, des Franz Aumeier, Beutelanwesen in Nieder-Reithern Nr. 9, findet sich, wenig nordöstlich vom Anwesen Beutel, auf einem weitgestreckten Plateau, das sehr sandig ist und schütterer Föhrenbestände trägt, am östlichsten Ausläufer desselben, zum Teil schon am milde verlaufenden Südhang eine Hügelgruppe von einigen 20 Hügeln, von denen 3 durch ihre Höhe von über 1,5 m besonders hervorragen. Paul Löffler hat die Lage der Hügel zueinander genau vermessen. Die von dem Genannten in 2 Hügeln durchgeführten Grabungen haben nur Streuscherbenfunde von spätmittelalterlichen Gefäßen ergeben, ferner, dass die Hügel künstlich aufgeschüttet wurden. Sepulturen (=Bestattungen, Anm. d. Verf.) konnten nicht festgestellt werden.“⁷⁸ Die äußere Beschreibung der Fundstelle ist noch heute prinzipiell gültig. Nicht nur mit der zeitlichen Einordnung der Gefäßscherben hatten Kyrle und Löffler freilich gewaltig geirrt ...

In den 1930er-Jahren beschäftigte sich der Mühlviertler Archäologe Josef Kneidinger erneut mit den Hügeln und konnte sie sowohl von der Form als auch von der Struktur her eindeutig als Grabhügel ansprechen. Geborgene Keramik mit sogenannter Wellenbandverzierung gestattete eine präzise Zuordnung ins Frühmittelalter.

Da aufgrund der zunehmenden Waldwirtschaft und des damit einhergehenden Baus von Forststraßen der Weiterbestand der Nekropole nicht mehr gewährleistet schien und überdies Raubgräber ihr Unwesen trieben, entschloss man sich beim Institut für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Wien (Otto H. Urban) und beim Linzer Stadtmuseum/ Nordico (Erwin M. Ruprechtsberger) um die Jahrtausendwende zu einer gemeinsamen, endgültigen Untersuchung. Die unter der örtlichen Leitung von Stefan Moser und Christina Schmid von 2000–2002 im Zirkenauerwald tätigen Archäologen konzentrierten sich im ersten Jahr auf einen großen, ca. 1 m über den Erdboden herausragenden Hügel des Gräberfeldes, den N. Grabherr offenbar als Burghügel in Verdacht hatte. Nach Abtragen der Aufschüttung fand man an verschiedenen Stellen frühmittelalterliche Keramikgefäße, von denen eines ein Bodenzeichen in Form einer Swastika aufwies. Im Zentrum des Grabhügels stieß man auf korrodierte Eisgegenstände, die F. Gillmayr nach aufwendiger Restaurierung als Messer und Hiebschwert identifizieren konnte.⁷⁹ [Das Ausbleiben von Skelettfunden war erklärlich, denn im kalkarmen Boden des Mühlviertels lösen sich Knochen meist schon binnen weniger Jahrzehnte auf]. Im nächsten Jahr untersuchte man noch zwei andere Hügel, wobei ein bemerkenswerter kleiner, handgeformter Napf geborgen wurde.

⁷⁸ Georg Kyrle, Bodendenkmale zwischen Gallneukirchen und Schwertberg. Mitteilungen des Staatsdenkmalamtes I, 1919, Punkt 6, 76.

⁷⁹ Erwin M. Ruprechtsberger, Die Ausgrabungen in Engerwitzdorf 2000–2002. Worauf wir stehen – Archäologie in Oberösterreich. Weitra 2003, 85 ff.

Die dreijährige Kampagne hat zweifelsfrei erwiesen, dass es sich bei den künstlichen Tumuli des Zirkenauerwaldes um frühmittelalterliche Hügelgräber und nicht um Burghügel oder dergleichen handelt.

KG. Klendorf, OG. Engerwitzdorf, VB. Urfahr-Umgebung

Schwarzgrub (Schlosshügel)

P/20/2 Schwarzgrub: In der O. Schwarzgrub, KG. Lindham, ober dem Heim der Barmherzigen Brüder, einer ehemaligen Mühle, sind die Reste einer Burg (Mauerwerk, Erdsubstruktion) auf dem „Schloßhübel“ benannten Rücken vorhanden. Wie die Burg tatsächlich geheißen hat – 1661 Schwarzgrub – muss offen bleiben. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Die Wehranlage am sogenannten „Schlosshügel“, die im Zeitprofil offenbar aus mehreren Epochen stammt, wurde schon 1911 von Ludwig Benesch⁸⁰ in einer vorzüglichen Planskizze festgehalten. Sie befindet sich auf einem nach drei Seiten steil abfallenden Sporn, der gegen das Hinterland durch einen doppelten Wallgraben abgesichert ist. Das Vorfeld der Anlage durchzieht ein eigener Abschnittgraben. Die von N. Grabherr erwähnten Mauerreste am Kernwerk lassen sich nicht mehr verifizieren. Dass hier einst tatsächlich eine Burg in Massivbauweise stand, belegt aber eine Abbildung im Hager'schen Schlösserbuch von 1661, die einen vier-eckigen Turm (Bergfried) mit apsisförmigem Anbau (evtl. Kapelle?) zeigt.

Echte urkundliche Nennungen zu dieser ehemals bedeutenden Anlage sind nicht bekannt. Grundsätzlich ist zu sagen, dass das Rodltal im Einflussgebiet der dominanten Herrschaft Wilhe-

ring-Waxenberg stand, die hier bereits ab 1100 schwungvolle Rodungstätigkeit entfaltete und namhafte Burgen wie Ottensheim, Rotenfels oder Waxenberg errichtete. Last, not least befand sich in unmittelbarer Nähe zu Schwarzgrub die bedeutende Herrschaft Ort,⁸¹ die in Waltenstein (KG. Lindham) und Eppenberg (KG. Nieder-Ottensheim) Burgen innehatte.

Auffällig ist nun jene um 1200 ansetzbare Nennung im Wilheringer Stiftsbuch, die einen „*Quidam nobiles homo Otto de grubeh*“ erwähnt, welcher dem Stift Besitztümer am Kürnberg übergibt. Verschiedene Überlegungen sprechen dafür, dass es sich bei diesem Edelfreien Otto von Grub um den Erbauer oder Besitzer der Burg zu Schwarzgrub gehandelt haben könnte. Seine Erwähnung im Wilheringer Stiftsbuch und die Schenkung lassen jedenfalls auf ein gewisses Naheverhältnis zur Herrschaft Wilhering-Waxenberg schließen.

Wie es scheint, war die mittelalterliche Burg zu Schwarzgrub nicht die erste und einzige Anlage an dieser Stelle, denn erst vor wenigen Jahren geborgene urgeschichtliche Keramik indiziert eine bereits frühere Besiedlung des Bergspornes. Vermutlich wurde der mächtige, doppelte Wallgraben schon in der Bronze- oder Eisenzeit errichtet, im Mittelalter wiederbenutzt und ausgebaut.

⁸⁰ Ludwig Benesch, Bilder aus der archäologischen Umgebung von Linz. Jahrbuch des OÖ. Musealvereins, 69. Band, Linz 1911, 155 ff. u. Fig.1.

⁸¹ Alois Zauner, Das obere Mühlviertel im Rahmen der Landeswerdung Oberösterreichs. Das Mühlviertel, Linz 1988, 250.



Die Burg am Schlosshügel Schwarzgrub in einer aquarellierten Darstellung aus dem Hager'schen Schlösserbuch von 1661. Original: Oö. Landesarchiv

Nicht zu vernachlässigen ist, dass auf dem nahe gelegenen Jörgensbühl⁸² ein für das Mühlviertel seltenes Eisenvorkommen besteht; es tritt dort Brauneisenstein in dichten, einige Zentimeter dicken Krusten, zum Teil als Verkitzungsmittel von Quarzschotter, zutage. Dieses mindere Eisenvorkommen dürfte zu Zeiten abgebaut worden sein, da hochwertiges Erz nicht greifbar war. Von Ausgrabungen im benachbarten Bayern her weiß man, dass insbesondere in der La-Tène-Zeit, aber ebenso im ausgehenden Frühmittelalter nicht nur hochwertiges Eisenerz, sondern gelegentlich sogar eisenhaltige Erde verarbeitet wurde.⁸³ Manche Fakten lassen zwischen dem Eisenvorkommen am Jörgensbühl und der Wallburg am „Schlosshügel“ einen direkten Kontext vermuten.

An dieser Stelle sei der Archäologin und Denkmalpflegerin Marianne

Pollak großer und spezieller Dank ausgesprochen. Sie hatte den Rang der wohl jahrtausendealten Wehranlage von Schwarzgrub früh erkannt und die Unterschutzstellung derselben veranlasst. Ihr Engagement war mit ausschlaggebend dafür, dass hier Beeinträchtigungen durch Forststraßen, Bringungswege und Holzlagerplätze in hohem Maß verhindert werden konnten.

⁸² Seinen heutigen Namen verdankt der Jörgensbühl der Kirche Hl. Georg, die bereits 1343 urkundlich erwähnt wird. Im Mittelalter wurde er als *Berg Chotwoein* bezeichnet, ein Hinweis, dass in der Gegend Weinbau betrieben wurde. Die gotische Kirche indes ist nicht mehr vorhanden; sie wurde unter Kaiser Josef II. im Jahre 1786 gesperrt und anschließend abgebrochen. Außergewöhnlich an der Georgskirche war, dass sich unter ihr ein mittelalterlicher Fluchtgang (Erdstall) befand.

⁸³ Leonhard Franz u. Franz Stroh, Die keltische Niederlassung auf dem Gründberg. Jahrbuch des OÖ. Musealvereins, 89. Band, Linz 1940, 226.

KG. Lindham, OG. Walding, VB. Ur-
fahr-Umgebung

V. Burgen und Wehranlagen im
Traunviertel:

Teufelsturm

O/13/2 Teufelsturm: Erd- und Mauerwerk in der Teufelsturmlaube beim Bh. Leichberger, keine Beurkundung. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Der historische Name dieser geheimnisumwitterten Burgstelle, halben Weges zwischen den Ortschaften Himmelreich und Hölle(!) auf einem markanten Sporn oberhalb der Mündung des Teufelsbaches in die Steyr gelegen, ist nicht verbürgt. Von den Einheimischen Teufelsturm genannt, gibt die Burg seit Zeiten nicht mehr viel von sich zu erkennen, außer einem verstürzten Brunnenschacht, im Volksmund die „Teufelslucka“. Diese soll nach lokaler Überlieferung der Höllenfürst persönlich ausgehoben haben.

Erste wissenschaftliche Untersuchungen reichen in die 1980er-Jahre zurück, wobei der verstürzte Schacht bis zu einer Tiefe von etwa 20 m ergraben werden konnte. Der Höhlen- und Erdstallspezialist Josef Weichenberger observierte den Brunnen anschließend genauer und hob die letzten, mit behauenen Steinen eingefassten Meter in nicht ungefährlicher, ehrenamtlicher Arbeit aus. Die zutage geförderten Keramikscherben und Kachelofenteile sowie eine von Weichenberger angefertigte, exzellente Planskizze wurden zur Basis für die spätere Gesamtuntersuchung des Schachts; bis ans Grundwasser des Teufelsbaches hinabreichend, ist er mit etwa 30 m Tiefe

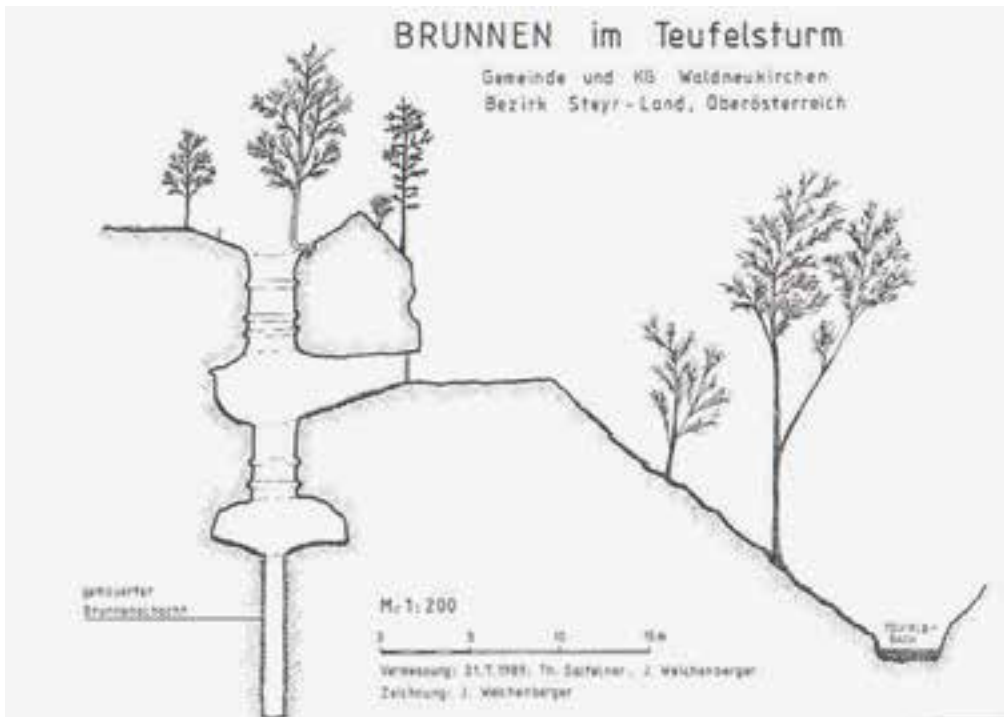
und seiner aufwendigen Konstruktion eine burgenkundliche Besonderheit. [Wehrbauten von vergleichbarer Größe hatten in der Regel nur über Zisternen bzw. Keramikgefäße zum Sammeln von Regenwasser verfügt].

Im Frühjahr 2001 von der Historikerin Katharina Ulbrich ins Leben gerufen, bereitete eine eigene Forschungsgemeinschaft umgehend die Sondierung der Burgstelle vor. Da schon die erste Analyse der Keramik aus dem Brunnenschacht erstaunliche Ergebnisse gezeitigt hatte, wurde Kontakt mit der Landesarchäologin Christine Schwanzar aufgenommen, und dank der großzügigen Unterstützung durch die Gemeinde Waldneukirchen bzw. die Anwohner konnte das Vorhaben, unter der örtlichen Leitung von Josef Engelmänn, im Sommer 2002 starten.⁸⁴

Bald hatte man bedeutende Fundamentreste der offensichtlich bereits im 12. Jahrhundert entstandenen Burg freigelegt und dabei ein breites Spektrum an Fundgegenständen geborgen. Als geradezu sensationell müssen der vordere Teil eines Ritterschwertes aus dem 13. Jahrhundert, eine Radspore sowie mehrere Fragmente von kostbaren Noppenbechern bewertet werden. Hinzu kamen zahlreiche Keramik und Kachelofenscherben, Eisenobjekte (Pfeilspitzen, Bolzen, Beschläge) sowie ein, auf weibliche Mitbewohner⁸⁵ hinweisender, Spinnwirtel.

⁸⁴ Josef Engelmänn, Die Burg am Teufelsturm. Worauf wir stehen – Archäologie in Oberösterreich. Weitra 2003, 199 f.

⁸⁵ Die Forschungsgemeinschaft Teufelsturm richtete zwischenzeitlich auch eine eigene Website ein, in der Erkenntnisse der Grabungskampagne ausführlich präsentiert werden: www.teufelsturm.at (Stand 2010).



Urkundliche Nennungen, die sich direkt auf die Anlage beziehen, konnten trotz penibler Recherche bis dato nicht verifiziert werden. Die Gegend stand bis zum Jahr 1192 im Einflussbereich der Steirischen Ottokare. Als bedeutende lokale Herrschaft ist aber vor allem jene der Herren von Rohr zu nennen, die im Krems- und Steyrtal Burgen errichteten. Es verlockt, den „Teufelsturm“ dieser Herrschaft zuzuordnen, auch wenn wissenschaftliche Beweise noch ausstehen. KG. und OG. Waldneukirchen, VB. Steyr

Lambach

T/9/1 Lambach: Die Burg der Grafen von Lambach-Wels, MG. und KG. Lambach, hatte

ihren Standort dort, wo heute das Kloster steht, sie wurde um das Jahr 1040 von Graf Arnold (II) von Lambach-Wels zur Stiftung eines Kanonikerstiftes verwendet. (Originaler Datensatz nach N. Grabherr).

Eine altbekannte Lehrmeinung, von N. Grabherr unkritisch zitiert, nimmt am Standort des heutigen Stiftes die Dynastenburg der Grafen von Lambach-Wels an. Nun ist diese Lokalität zwar gegen Norden und Süden durch steile Abfälle zur Traun bzw. zum Schwaigbach vorzüglich geschützt, der Zugang von Westen und Osten her aber relativ eben. Eine Burg hätte deshalb an gleich zwei Seiten durch aufwendige Annäherungshindernisse geschützt werden müssen, was den „Standort Stiftsareal“ wohl von vornherein ausschließt.

Für einen Burgenbau viel günstiger erscheint der etwa 0,4 km südöstlich nach drei Seiten steil abfallende Sporn, auf dem sich Friedhof und Friedhofskirche (Hl. Johannes der Täufer) erheben. Auch der Historiker Alois Zauner⁸⁶ nahm diesen Sporn als wahrscheinlicheren Standort der Dynastenburg an. Nach Stiftsarchivar Christoph Stöttinger ist die Entstehung der Friedhofskirche wohl ins 12. Jahrhundert zu datieren, da sie bereits in der *Vita sancti Adalberonis* (zwischen 1200 und 1208) erwähnt wird. Die an sich naheliegende Mutmaßung, die Friedhofskirche sei aus der Burgkapelle hervorgegangen, wurde durch eine 1990 in dem Gotteshaus vorgenommene Sondierung⁸⁷ indes nicht bestätigt; es gab keine Befunde in Richtung Dynastenburg. Da die Grabung ausschließlich das Langhaus (bis zum Bereich der Empore) einbezogen hatte, wurde die hypothetische Lagestelle der Burg möglicherweise aber gar nicht angeschnitten.

In enger Zusammenarbeit mit C. Stöttinger will man bei künftigen Bauaktivitäten sorgsam auf Zeichen achten, welche der Standort-Variante „Friedhof bzw. Friedhofskirche“ wieder frische Aktualität verleihen könnten.
KG. u. MG. Lambach, VB. Wels

VI. Sonderfall Marsbach:

Maasbach, Marsbach (Inferius Castrum Morspach, Superius Castrum Morspach)

M/6/2 Maasbach: Das Gebäude, welches heute als Schloß Maasbach, KG. Maasbach, bezeichnet wird, war nicht die ursprüngliche Anlage, diese war eine Wasserburg und befand sich auf den Grundparzellen Nr. 320, 326, 329, 363–367; das neue Schloß (Sitz) hat durch

die erfolgten Umbauten seinen Schloßcharakter verloren und ist jetzt ein Bauernhaus. Ca. 1075 Raffoldues de Morspach; 1254 III.6. item dabimus (Bistum Passau) Leutoldo Pruschingchen XXX. Libr. pro Custodia Castrum inferioris Morspach [die Burg Marsbach an der Donau war „Morspach superior“]; 1295. IX.4. Nider Morsbach; 1503 Sitz der Hanns Hackhlöder'schen Erben ...

L/10/8 Marsbach: Die Burg (Schloß) Marsbach, KG. Marsbach, besitzt eine ausgesprochene Kammlage hoch über der Donau; von der alten Burg blieb nur der Turm erhalten. 1075 Raffoldus de Morspach; 1288 XI.30 Verhängung der Reichsacht über die Brüder Otto und Ortof von Marsbach (castrum Morspach); 1295 IX.4 „castrum et turri in Morspach“. (Originale Datensätze nach N. Grabherr).

Es lässt sich in dem Innviertler Dorf Maasbach ab dem 15. Jahrhundert ein Sitz des kleinadeligen Geschlechtes der Hackelöder nachweisen, der später zu einem schlossähnlichen Gebäude erweitert wurde. Über sein Aussehen zu Beginn des 18. Jahrhunderts sind wir insofern gut unterrichtet, als es der bayrische Hofkupferstecher Michael Weining als „Schloß Maschbach“ verewigte; doch auch der Reichersberger Chorberr Bertrand Zallinger bildete das Schloßchen in seiner Skizzenmappe ab.

1898 wurde das Schloss, vermutlich wegen Baufälligkei, geschleift und an seiner statt ein Vierseithof errichtet. In diesem 1899 fertiggestellten Bauernhof ging ältere Bausubstanz nachweislich nicht auf. Das einzige Relikt des Schloss-

⁸⁶ Alois Zauner, Die Grafen Lambach. Jahrbuch des OÖ. Musealvereins, 133. Band, Linz 1988, 62.

⁸⁷ Christine Schwanzar, Die Grabung in der Friedhofskirche in Lambach 1990. Jahrbuch des OÖ. Musealvereins, 139. Band, Linz 1994, 17 ff.

baus ist ein gewölbter Kellerraum aus Ziegelsteinen, über dem jetzt eine Wagenremise liegt.⁸⁸

Bereits in früheren Publikationen⁸⁹ hatte N. Grabherr vehement die Hypothese vertreten, in Maasbach wäre, als Vorgängeranlage des Hackelöder-Sitzes, eine „Wasserburg der Herren von Marsbach“ gestanden, und zwar *Morspach inferioris*. Diese Annahme ist aus heutiger Sicht als irrig zu qualifizieren. Bei einer Begutachtung des, für eine solche Anlage schon rein äußerlich kaum geeignet wirkenden, Standortes konnten nicht die geringsten Geländehinweise auf die behauptete „Wasserburg“ entdeckt werden. Selbst wenn man von einer kompletten Zerstörung der Burg etwa in einer Fehde samt, wie Grabherr andeutet, nachfolgender Einplanung ausgehen will, hätten sich zumindest einige sumpfige Stellen bzw. Wasserzuführungen erhalten müssen. [Älteren Kartenwerken, wie z. B. dem Franziszeischen Kataster, sind ebenfalls keinerlei Hinweise auf die angebliche Niederungsanlage zu ersehen.] Auch sprachwissenschaftlich bestehen gegen die Annahme einer vormaligen Burg *Morspach* triftige Einwände; Maasbach wurde im Hochmittelalter als *Marcelinesbach* bezeichnet, woraus sich erst im Spätmittelalter die Kurzform *Merspach* entwickelte.⁹⁰

Wo aber ist die 1254 explizit erwähnte untere Burg Marsbach (korrekt *Inferius Castrum Morspach*⁹¹) tatsächlich zu lokalisieren? Schon vor Jahren konnte der Verfasser bei einer Begehung zusammen mit der Heimatforscherin Katharina Niedermayr⁹² oberhalb des Schlosses Marsbach an der Donau die Substruktion einer mächtigen Burganlage verifizieren. Der Fundbericht beschrieb sie folgen-

dermaßen: „Auf dem Hangrücken zwischen Mars- und Katzbach erstreckt sich die eindrucksvolle Erdsubstruktion einer größtenteils unbekanntem, im Volksmund als ‚Burgstall‘ bezeichneten mittelalterlichen Wehranlage von enormer Ausdehnung. Bereits in dem Waldstück bei Katzbrenning ist ein tiefer, aus dem Felsen geschlagener Abschnittsgraben von etwa 25 m Länge verifizierbar (dieser wurde zwischenzeitlich zugeschüttet). Anschließend verschliffene Reste der Vorburg. Am Übergang zur Hauptburg besteht ein weiterer Abschnittsgraben, der in seinen Dimensionen dem äußeren Graben gleicht. Unmittelbar hinter diesem Graben verläuft ein Schildwall, dessen Mitte wahrscheinlich den alten Zugangsbereich bildete. Der tiefe Graben dürfte hier von einer Holzbrücke überspannt worden sein. Hinter dem Schildwall erhebt sich ein mächtiger, aufgeböschter Rundhügel, der vermutlich einen Turm (Bergfried?) getragen hat. Den Bereich des Hauptwerkes markiert eine sanft nach Südwesten geneigte Fläche, die dann jäh in Richtung Marsbach bzw. Katzbach abfällt. Im Bereich des Kernwerkes finden sich zahlreiche Bruchsteine in Versturzlage, z. T. sogar noch erhaltene Mauerzüge.“

Die sonderbaren Fundumstände hatten schon damals den Rückschluss

⁸⁸ Frdl. Hinweis von Wilhelm Mahler.

⁸⁹ Vgl. Norbert Grabherr, *Burgen und Schlösser in Oberösterreich*. Linz 1970, 85 f.

⁹⁰ Peter Wiesinger u. Richard Reutner, *Die Ortsnamen des Politischen Bezirkes Schärding, Nördliches Innviertel*. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien 1994, 12 f.

⁹¹ Da das lateinische Wort *Castrum* ein Neutrum ist, muss das Adjektiv *inferius* lauten.

⁹² Vgl. Christian Steingruber, *Die archäologischen Entdeckungen der Katharina Niedermayr*. OÖ. Heimatblätter, Heft 1/2, Linz 2009, 17 ff.



Schloss Marsbach (Inferius Castrum Morspach) an der Donau.

nahegelegt, dass es sich bei dem namenlosen Burgstall um die obere Burg *Superius Castrum Morspach* handelt und die Situierung von unterer Burg (*Inferius Castrum Morspach*) und Schlossbau identisch sein müsste. Dank der Expertisen von Heinz Gruber, Marianne Pollak, Christina Schmid und anderen Forschern kann diese These nun als relativ gesichert gelten.

Die obere Burgstelle ist leider nicht unbeschädigt (der Graben der Vorburg wurde vor einigen Jahren eingeebnet), weitere Zerstörungen sind nach einer entsprechenden Zusage des Grundbesitzers in diesem Fall jedoch kaum zu befürchten.

KG. Maasbach, OG. Eggerding VB. Schärding (Sitz Maasbach)

KG. Marsbach, MG. Hofkirchen, VB. Rohrbach (Schloss Marsbach und Burgstall)

Schlussbemerkung – Ausblicke

Die komplexe Dokumentation der öö. Burgenlandschaft ist ein wichtiges kulturpolitisches und denkmalpflegerisches Anliegen. Norbert Grabherr hat mit seinem „Historisch-topographischen Handbuch der Wehranlagen und Herrensitze Oberösterreichs“, ungeachtet etlicher Fehler und Mängel, einen ersten verdienstvollen Schritt in dieser Richtung gesetzt.

Als einen der nächsten Impulse kündigte Mittelalterarchäologe Thomas Kühnreiter⁹³ beim Treffen der Arbeitsgemeinschaft für Regional- und Heimatforschung im Mai 2010 die Etablierung einer eigenständigen Burgendatenbank für Oberösterreich an. Es ist zu hoffen, dass dieses Projekt, trotz finanzieller Engpässe, in absehbarer Zeit auf die Beine kommt und somit (endlich!) eine umfassende gesamtwissenschaftliche Aufarbeitung der heimischen Burgenlandschaft Wirklichkeit wird.

Auch zur Sicherung des einschlägigen Denkmalbestandes könnte das Projekt wesentlich beitragen. Die fortlaufende Zerstörung bzw. Beschädigung unzähliger Anlagen in heimischem Wald und heimischer Flur durch Meliorationen usw. ist nicht zu übersehen. Ohne wirksame Abhilfe wird sich dieser bedrohliche „Trend“ in den kommenden Jahren noch ausweiten und zu einem massiven Kahlschlag unter den nicht explizit geschützten Objekten führen.

Es wird die Aufgabe einer verantwortungsbewussten Kulturpolitik sein, hier mit Augenmaß gegenzusteuern und über die Bestandssicherung von „Vorzeige-Anlagen“ hinaus rechtzeitig alles zu unternehmen, dass das Erbe unserer Flur- und Bodendenkmale als unveräußerliches Element geschichtlich gewachsener Identität auch für künftige Generationen erhalten bleibt

⁹³ Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Krems.

Aus dem Leben der Holzknechte

Zur salzkammergütlichen Gefahren- und Alltagsbewältigung „im Holz“*

Von Klaus Petermayr

Wenn der Holzknecht zur Arbeit geht, dann geht er „ins Holz“. Kommt er nicht mehr zurück, was gelegentlich zutrifft, dann ist dies, anders als bei jenen, die „ins Wasser“ gehen, unfreiwilliger Natur. Das Holzknechtleben, das einstige wie das gegenwärtige, hat nichts Lustiges, nichts Romantisches und Verklärendes an sich, wie es uns das Volkslied weismachen will. Das Holzknecht-dasein bestand und besteht in schwerer, gefährlicher Arbeit, und auch die von vielen Unwissenden so gerühmte Tätigkeit an der frischen Waldluft relativiert sich angesichts der stundenlangen abgasträchtigen Hantierung hinter dem Fichtenmoped.¹ Wer sich heute als Musikologe mit Leben und Tätigkeit der Holzknechte beschäftigt, der sollte sich vorweg im Klaren darüber sein, dass ebendiese Holzknechte weder zum *Holzhackermarsch* von Josef Franz Wagner (1856–1908) in den Wald spazierten noch während der Arbeit sogenannte „Holzknechtlieder“ sangen oder piffen. Die musischen Ausdrucksformen „im Holz“ beschränkten sich auf diverse Kommandos und Rufe, die zur allgemeinen Verständigung unerlässlich waren. Was jedoch auf dem Weg zur Arbeit oder nach dieser gesungen wurde, das könnte – was immer es gewesen ist – im weitesten Sinn als Holzknechtlied bezeichnet werden, auch wenn es thematisch meist völlig anderen Inhalts war.

Der Holzfälleralldag vergangener Tage – mit eingeschlossen auch dessen musischer Output – ist vergleichsweise gut dokumentiert. So schildern etwa Quellen aus dem oberösterreichischen Salzkammergut bzw. aus Deutsch-Mokra in der Ukraine² den Ablauf einer Arbeitsperiode, der sich, hier etwas gestrafft geschildert, wie folgt darstellt: „Ins Holz“ gegangen wurde meist für eine Woche. Dabei schlossen sich die Holzknechte zu einer sogenannten ‚Pass‘ bzw. ‚Partie‘ zusammen, welche einem Meisterknecht unterstand. Vielleicht wurde gelegentlich schon beim Hinmarsch in den Wald gesungen – denkbar wäre ev. das Lied „*Ja de Holzknechtbuama müaßen früh aufstehn*“ –; von allen bekannten Gewährspersonen bleibt es jedoch ungenannt. Im Holz angekommen, begann die eigentliche Arbeit, die naturgemäß aus dem Fällen der Bäume, deren Entastung und dem späteren Ziehen der Stämme bestand.

* Wesentlich erweiterte Fassung des gleichnamigen, in der Zeitschrift *Vierzeiler* (2011, Nr. 2) des Steirischen Volksliedwerkes abgedruckten Beitrags.

¹ Fichtenmoped = Fachjargon für Motorsäge.

² Dorthin wanderten im 18. Jahrhundert Holzarbeiter aus dem Salzkammergut aus. Vgl. dazu allgemein etwa Stephan Gaisbauer/Hermann Scheuringer (Hg.): *Karpatenbeeren. Bairisch-österreichische Siedlung, Kultur und Sprache in den ukrainisch-rumänischen Waldkarpaten*. Linz 2006.

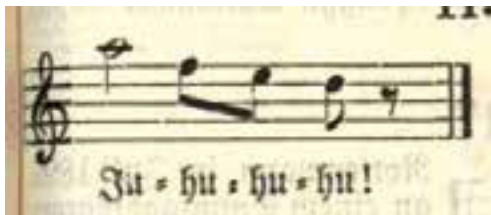


Abb. 1:
Holzknechtruf vom Offensee. Aus: Josef Pommer,
444 Jodler und Juchezer. Wien 1906, S. 357

Been - waę-wę aus 'n Wäęd! Ju - chee, do Baam fäęd!

Waun do Baam aus-se-wäęcht, das - se nęęmt 'suw - ho-schleicht! (Baum fällt)

Um - v - dum ää - sche(n) lięęel v dää. (Juchzer!)

The image shows three lines of musical notation on a five-line staff in G-clef. The first line has notes with accents (>) above them. The second line has notes with a circumflex (^) above them. The third line has notes with a circumflex (^) above them. The lyrics are written below each line of music.

Abb. 2a und 2b:
Holzknechtrufe aus Ebensee. Aufgezeichnet von Kurt Druckenthaner. Aus: Druckenthaner (Anm. 3), S. 133

Schon beim Fällen des Baumes gab es verschiedene Kommandos. Darüber berichtete der Ebenseer Holzknecht Ferdinand Kienesberger in einem mit Kurt Druckenthaner geführten Interview:

„Fällt er gut [der Baum], macht man meistens einen Jauchzer, daß es hallert bis auf die Alm hinauf. Nachher kommt das Echo von der Alm – wenn es die Almerin hört.“³ Ein ebensolcher Jauchzer, gejuhtzt vom sogenannten Gaimelbuam, einem Holzknecht am Of-

fensee, konnte am 29. September 1897 von Josef Pommer aufgezeichnet werden⁴ (Abb. 1).

³ Vgl. Kurt Druckenthaner, *Die „Friedldokterischen“ Dialekt- und forstgeschichtliche Zeugnisse aus Rindbach*, in: Höllgang. Ergebnisse einer Feldforschung rund um das Höllengebirge. Hg. von Klaus Petermayr und Stephan Gaisbauer. Linz 2008, S. 125–139: S. 132.

⁴ Vgl. Josef Pommer: *444 Jodler und Juchezer aus Steiermark und dem steirisch-österreichischen Grenzgebiete*. Wien 1906, S. 357. Die Lokalität wird bei Pommer – möglicherweise ein Druckfehler – „Offersee“ genannt.

♩ 66-72

Ho- auf

Hi-j, mal ruf!

Ja- u- hu

Ho, ni- mäl!

Hja- u- hu

Ho, no mäl-

Ja- i- hit

Hol la- la- u- hu.-

Abb. 3 a-3c:

Holzkehrufe und -jodler aus Deutsch-Mokra. Aufgezeichnet von Johannes Künzig und Waltraud Werner-Künzig. Aus: Künzig (Anm. 5), S. 53 f

Mitunter gingen dem Stürzen des Baumes auch gesungene Arbeitsrufe voraus, deren Melodie und Text von Holzschlag zu Holzschlag variierten. Einige davon konnte noch Anton Steinkogler, ebenfalls ein Holzknecht aus der

Gemeinde Ebensee (Rindbach), vorsingen. Wieder hat sie Kurt Druckenthaner aufgezeichnet (Abb. 2a). Im Gebiet der Steinbergalm erklang der in Abb. 2b festgehaltene Ruf.

Von den Salzkammergütlern aus Deutsch-Mokra haben sich ebenfalls Beschreibungen erhalten, die ob ihres Jodlers besonderes Interesse verdienen.⁵ Arbeitstechnisch erklangen sie in folgendem Zusammenhang: Sechs Männer zogen mithilfe von Sappeln⁶ den Stamm das erste Stück einer steilen Bergwiese hinunter. Einer gab dabei das Kommando zum Auftakt, die anderen antworteten (Abb. 3a, b). Nachdem das Holz nun von selbst den Hang hinunterzurutschen begann, jodelte man dem Stamm hinterher (Abb. 3c).

Auch in der waldreichen Steiermark ging man natürlich ins Holz. In Reinhard P. Grubers Definition der unterschiedlichen Steirer-Typen vermisst man zwar einen zu vermutenden „Holzsteirer“, doch könnte ein solcher etwa mit dem dort angeführten „Waldsteirer“ identisch sein. Diese Überlegung ließe der hohe,

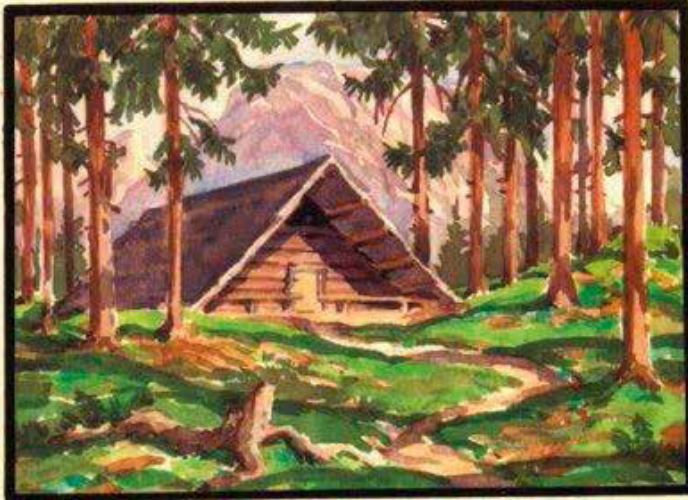
unfallbedingte Menschenverlust während der Tätigkeitsausübung durchaus zu, denn es heißt bei Gruber „*der bestand des waldsteirers läßt im gegenteil noch mehr nach als der waldbestand!*“⁷

Was Gruber möglicherweise verborgen blieb oder von diesem nur am Rande beachtet wurde, das reizte jedoch schon Konrad Mautner und Hans Gielge. Ersterer gibt in seinem Sammelband *Alte Lieder und Weisen* Verständigungsrufe und Beschreibungen zur Arbeit an der Holzriesen wieder, die ihm

⁵ Johannes Künzig/Waltraud Werner-Künzig (Hg.): *Volkslieder aus Deutsch-Mokra, Waldarbeitersiedlung in der Karpaten-Ukraine*. Freiburg 1978, S. 52–55.

⁶ Sappel = Spitzhaue von Holzknecchten zum Drehen, Heben und Wenden von Blochen und Langholz.

⁷ Vgl. Reinhard P. Gruber, *Aus dem Leben Hödlmosers. Ein steirischer Roman mit Regie*. Salzburg 1973, S. 9.



Solzhnecht-Rufe



Sõ jä Duam! Sõ hä jä! Sõ hä, es geht wohl! Sõ jä da Gwält!



Sõ ja sâhen zsâm! Sõ jä, na stâri Duam! Sõ jä, na ernstla! Sõ jä, na ruckweis!



Sõ jä, a niada guat! Rolla man auf! Sõ jä, no mäl!

Abb. 4:
Holzknechturf. Aufgezeichnet 1930 von Hans Gielge in Schachen bzw. Gössl. Aus: Klingende Berge Nr. 19

der Gössler Wirt Veit Seppel mitteilte.⁸ Überaus anschaulich schildert auch Hans Gielge in seinem Prachtwerk *Klingende Berge* Holzknechtrufe und ein sogenanntes „Riesn-Gschroa“. Die detaillierten Beschreibungen dazu konnte auch er von Holzknechten des Ausseerlandes – Krantütter Lois, Kreuz Hansl und Halter Karl – erfragen und aufzeichnen (Abb. 4).

Besonderes Augenmerk verdient das „Riesn-Gschroa“, dessen Beschreibung hier vollständig angeführt werden soll: Unter der „Riesn“ („Riese“) versteht man eine lange, aus Baumstämmen gezimmerte Holzrinne, auf der das Holz (Bloche, Pleni) zu Tal geschafft wird. Im hohen Bergschlag wurde sie angelegt, führte oft kilometerweit über Gräben und Mulden zu Tal und endete meist über einem See. Den Anfang der Riese nannte man „Einkehr“, das Ende „Riesnzopf“. Das Hinablassen hieß „Kehrn“ oder „Bischn“. Die Wächter hießen „Riesnhiata“ (Hüter). Sie wurden je nach dem Terrain in Rufweite aufgestellt, und ihre Aufgabe war es, darüber zu wachen, daß alles glatt vor sich ging, kein Bloch aussprang oder die Riese beschädigte. Der letzte „Hiater“ stand beim untersten Auslauf (Riesnzopf) und hatte die wichtigste Funktion. Führte die Riese über einen Weg, so wurde dort der „Bedl-Hiat“ aufgestellt. Es gab zu dieser Zeit noch keine Touristen, sondern nur Bettler, die den Bergsteig allenfalls heraufkommen konnten.

Waren alle „Hiata“ auf ihren Plätzen, so wurde der erste Stamm in die Rinne gehoben, dieser aber noch durch den „Riegl“, einen Querbalken, am Hinabrutschen gehindert. Nun gab der oberste „Schreier“ langgezogen und überlaut nach unten das erste Signal: „Floih aus hä!“ (Fliehe aus der Rinne!), das alle bis zum Ende weitergaben. (Siehe Beispiel 1 [= Abb. 5. Anm. des Verfassers], der Endton gleitet sirenenförmig abwärts). War beim Riesen-Ende alles in Ordnung, rief dort der Schreier berg-

wärts: „Kehret ä!“ (Laßt die Stämme ab, Siehe Beispiel 2). Erst wenn dieser Ruf die „Einkehr“ erreichte, wurde der Riegel weggehoben, und das erste Bloch sauste die Rinne hinab, verließ wie aus einer Kanone geschossen das Ende und tauchte unter einer großen Wasserfontäne im See unter – ein herrlicher Anblick! So ging es pausenlos fort, bis ein Stamm entweder aussprang, sich querstellte oder die Rinne beschädigte. Dann ertönte das Signal: „Häb auf, hä!“ (Haltet auf! Beispiel 3). Die Oberen antworteten: „Leit då!“ (Der Riegel liegt da! Beispiel 4), oder „Däs her i wohl!“ (Das höre ich wohl! Beispiel 5). Ist der Schaden behoben, geht es wieder weiter (Beispiel 1, dann 2). Stockt oben die „Einkehr“, schreien die „Halta“: „Lä' na' gehen!“ (Laß es nur gehen! Beispiel 6). Der oben antwortet: „Schau na' zua!“ (Schau nur dazu, daß alles in Ordnung ist. Beispiel 7). Wenn Feierabend ist, schreit der Hüter oben: „Leit då!“ (Beispiel 4), und die anderen antworten: „Däs her i wohl!“ (Beispiel 5)⁹ (Abb. 5).

Die Tätigkeiten an der Riese und beim sogenannten Triften gehörten zu den gefährlichsten und unfallintensivsten. Betritt man heute Triftenanlagen – etwa jene in der steirischen Wörschachklamm oder die des Großen Baches im Hintergebirge – wird einem nach wie vor klar vor Augen geführt, welcher Drangsal die Arbeiter einst ausgeliefert waren. Um das allgegenwärtige Gefahrenpotenzial abzuwenden bzw. diesem entgegenzuwirken, praktizierten Holzknechte noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein vor allem ein Mittel: das Einhacken von drei Kreuzen in den Baumstumpf. Diese als „Drudenfuß“ bezeichneten Kreuze

⁸ Konrad Mautner: *Alte Lieder und Weisen aus dem steyermärkischen Salzkammergut*. Wien [1910], S. 312, 313.

⁹ Hans Gielge: *Klingende Berge*. O. O. o. J., Nr. 21 und 22.

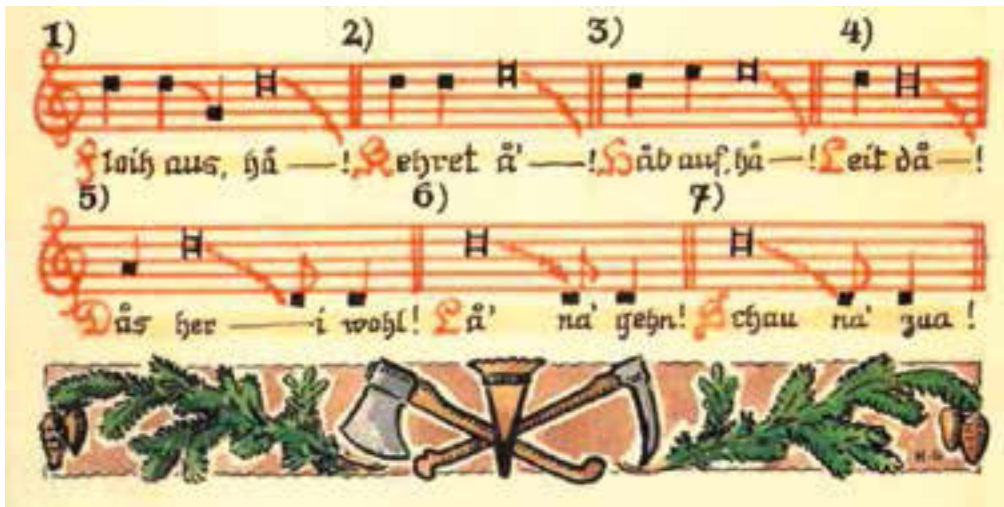


Abb. 5:
 Das „Riesn-Gschroa“. Aufgezeichnet 1930 von Hans Gielge in Kreuz. Aus: Klingende Berge Nr. 20

hatten nichts gemein mit dem geläufigen Pentagramm, sondern waren lediglich schlichte Kerben im Strunk (+ + +), denen oft die Initialen des Holzknechtes beigefügt waren. Die Kreuze hatten zweierlei Sinn: Zum einen sollten sie allgemein vor Unbill schützen, zum anderen galt ein derart gezeichneter Baumstock den armen Seelen als Rastplatz, wenn sie von der „Wilden Jagd“ durch die Raunächte getrieben wurden.

Doch nicht nur das Fällen sowie der Abtransport der Bäume an sich bargen Bedrohungen für Leib und Leben, auch manche damit einhergehende Begleitumstände machten das Dasein der Holzknechte gefährvoll. Da gab es neben der erwähnten „Wilden Jagd“ Feen und diverse „Bergweibl und -mandl“, die nach altem Volksglauben im Wald lauern konnten. Wenn dazu noch der Tod aus den eigenen Reihen kam, schützte auch ein Drudenfuß nicht mehr. So wird in Ebensee – erstmals aufgezeichnet 1928

– von einem Vorfall besonderer Art berichtet, der zwar im Stil der klassischen Volkssage beginnt, dann aber, vor allem für die Beteiligten selbst, eine unerwartete Wendung nimmt. Adalbert Depiny schildert dies in seiner bekannten Sagensammlung so:

Zwei Holzknechte schnitten einen Baum um. Der eine sagte ungeduldig: „So fall doch endlich um.“ Der andere erwiderte: „Sag doch wenigstens dazu: Wenn es Gottes Wille ist.“ Der eine Holzknecht aber meinte: „Das ist mir ganz gleich, ob es Gottes Wille ist oder nicht.“ Darauf fiel der Baum wirklich um und erschlug den Holzknecht, der gelästert hatte. Der andere trug die Leiche zur Hütte und deckte sie mit einem Kotzen zu.

Bis hierher präsentiert sich die Erzählung als klassische Frevler-Sage, in der das begangene Unrecht gesühnt werden soll und muss. Dann aber passiert Folgendes:

Nach einer Weile bemerkte er [der andere], daß die Leiche an dem Kotzen herumriß;

er sagte: „Ich habe geglaubt, du bist tot, und jetzt frißt du den Kotzen.“ Darauf sagte die Leiche: „Erst friß ich den Kotzen, dann dich.“ Da ging dem Holzknecht das Grausen an und er eilte, so schnell er konnte, gegen Steinkogel. Der Tote folgte ihm auf den Fersen, um ihn zu erwürgen. Der Verfolgte erreichte das Kreuz beim Mariengasthaus und umklammerte es. Im selben Augenblick war der Tote verschwunden.¹⁰

Soweit diese, bei weitem noch nicht schlimmste, Geschichte. Echt „grausig“ wird es in der Steinbachklausstube (wieder bei Ebensee), wo der Meisterknecht Jöring Simmerl mit seiner „Pass“ die Woche zubrachte. Entfernt an den altenglischen Beowulf gemahnend, verschwanden hier in den Neumondnächten reihenweise die Arbeiter, bis man Wachen aufstellte und so auf die Spur eines Entführers kam, die in eine Höhle wies. Dort fand man ein zu Tode verwundetes, behaartes menschenähnliches Ungetüm sowie menschliche Überreste, die dem sterbenden Wesen zum Verzehr gedient hatten.¹¹

Für beide Sagen konnte weder eine reale noch eine in die Volksmythologie weisende Quelle eruiert werden. Auch wenn die erste Erzählung entfernt typologische Ähnlichkeiten mit einer solchen aus dem Umkreis der sogenannten Faschingsmänner¹² und die zweite Parallelen zum „Waldmann“¹³ erkennen lässt, sind beide Geschichten mit Motiven aus bislang bekannten Sagen nicht in Einklang zu bringen.¹⁴

Alle diese Schauergeschichten, deren wahrer Kern in Frage gestellt bleiben muss, dienten zur Unterhaltung und zum Zeitvertreib der Knechte während ihrer v. a. nächtlichen Waldeinsamkeit. Besonders Furchterregendes und Schauerliches reizte die Burschen ebenso wie das Derbe und Erotische, das in den

Gesprächen nach Arbeitsschluss oft und gern zum Thema wurde. Dies verwundert umso weniger, als die wochenlang in völliger Isolation unter ihresgleichen tätige Männergesellschaft entsprechende Entbehrungen zu ertragen hatte. Und begann der Hormonspiegel trotz der täglichen, harten Arbeit außer Kontrolle zu geraten, versuchte man ihn eben mit solchen oder ähnlichen Erzählungen zu besänftigen. Wirkliche Linderung brachte freilich erst das unter dem Stichwort „Wochenteilen“ bekannte Besuchen der Ehefrau, Lebensgefährtin oder Geliebten, wozu die Holzknechte allerdings im Besitz von Fahrrädern oder Mopeds sein mussten.¹⁵

Die Zeiten haben sich mittlerweile geändert. Heute kommt der Holzfacharbeiter im Normalfall allabendlich nach Hause, was Schauer- und „andere“ Geschichten überflüssig macht. Gefährlich ist die Holzarbeit aber noch allemal, wovon man sich immer wieder, auch in den Medien, überzeugen kann.¹⁶

¹⁰ Vgl. Adalbert Depiny, *Oberösterreichisches Sagenbuch*. Linz 1932, S. 120.

¹¹ Ebenda, S. 54.

¹² Als „Faschingsmänner“ bezeichnet man die personifizierten drei Faschingstage: Faschingssonntag, -montag und -dienstag. Sie helfen oder strafen Menschen, die mit ihnen Umgang haben. Vgl. im Besonderen die bei Anton-Joseph Ilk, *Die mythische Erzählwelt des Wassertales* (Schriften zur Literatur und Sprache in Oberösterreich, Band 15), Linz 2010, S. 107 f. wiedergegebene Erzählung.

¹³ Als „Waldmann“ versteht sich eine bössartige, missgestaltete und oft behaarte Schreckensfigur. Vgl. Ilk (Anm. 12), S. 113 f.

¹⁴ Vgl. dazu Ilk (Anm. 12), bes. S. 105 ff. und 112 ff.

¹⁵ Vgl. auch Druckenthaner (Anm. 3), S. 135.

¹⁶ Hierzu etwa Josef Ehrnleithner, *Von der Arbeit im Holz*, in: *Schörflinger Streiflichter*. Hg. von Klaus Petermayr und Franz X. Löscher. Schörfling 2009, S. 115–120.

Die Innviertler Wundarztfamilie Mozart – Eine genealogische Spurensuche

Von Franz Daxecker

Es ist beachtenswert, dass die aus dem „Mozartwinkel“ (Bayerisch-Schwaben, Gegend zwischen Lech, Donau und Allgäu) über Mattighofen bis nach Wien gekommene Wundarztfamilie Mozart zahlreiche Ärztinnen und Ärzte, Apotheker sowie andere Akademiker hervorbrachte. Schon allein der geografischen Nähe wegen ist die Möglichkeit einer Verwandtschaft dieser Familie mit dem Salzburger Genius Wolfgang Amadeus Mozart durchaus gegeben, aus Dokumenten und Literatur bislang jedoch nicht hinreichend nachweisbar. Wenn eine Verwandtschaft bestand, dann liegen ihre Wurzeln am wahrscheinlichsten im 15. oder 16. Jahrhundert.¹

Bader, Barbier, Chirurg, Wundarzt

Die Wundärzte² hatten im 18. Jahrhundert eine streng geregelte Ausbildung.³ Als Handwerker konnten sie vom Lehrling über den Gesellen bis zum Meister aufsteigen, hatten an der Medizinischen Fakultät Vorlesungen zu besuchen und Prüfungen abzulegen. Sie durften Klistiere geben, zur Ader lassen, Pflaster auflegen, Verletzungen und Geschwüre heilen, verrenkte Glieder einrichten, Starstechen, Stein- und Bruchschnitt durchführen, Arm- oder Beinbrüche kurieren und wurden zu Obduktionen beigezogen. Die Behandlung innerer Erkrankungen war ihnen aber verboten und blieb ausnahmslos

den akademisch ausgebildeten Ärzten vorbehalten. Wundarztwitwen durften das Gewerbe, unter Aufsicht eines Provisors, mit den Gesellen und Lehrlingen ein halbes Jahr lang fortführen. Danach mussten sie das Gewerbe entweder verkaufen – oder wieder einen Wundarzt heiraten, was nicht selten geschah.

Der „Mozartwinkel“

Für die Vorfahren der Wundarztfamilie Mozart aus dem „Mozartwinkel“ sind in zahlreichen regionalen Dokumenten sehr unterschiedliche Schreibweisen belegt, wie Motzhart, Mutzhart, Mutzenhart, Mozet, Motzard oder Moßhart. Evtl. bedeutet(e) „Motz“ ein

¹ Der Mozartforscher Heinz Schuler (Heinz Schuler, Wolfgang Amadeus Mozart. Vorfahren und Verwandte, Genealogie und Landesgeschichte 34, Neustadt an der Aisch 1980, S. 162–167) führt die Wundarztfamilie Mozart in seiner Genealogie an, wie auch andere Familien, denen keine Verwandtschaft zu W. A. Mozart nachgewiesen werden kann: die Malerfamilie Mozart aus Augsburg und die Immelstettener Mozartfamilie.

² Bader, Barbier, Wundarzt oder Chirurg: Die Bezeichnung der Tätigkeiten war fließend, sie wurden im 18. Jh. eingegrenzt. Im 19. Jh. war nur noch die Berufsbezeichnung „Wundarzt“ gebräuchlich.

³ Christl Steiner, verehel. Durdik, Die Bader und Barbieri Wiens zur Zeit Maria Theresias (1740–1780), Dissertationen der Universität Wien 118, Wien 1975, S. 174–179.

Moor, „Hart“ einen Wald.⁴ Der heutige Augsburgische Stadtteil Pfersee gehörte bis zum Wiener Kongress 1815 zu Vorderösterreich, die Bewohner waren habsburgische Untertanen. Von dort und aus anderen Augsburg-nahen Orten wie Aretsried und Leitershofen stammen die Vorfahren des Komponisten W. A. Mozart.⁵ Vielfach handelte es sich dabei um Kunsthandwerker und Künstler,⁶ doch im Folgenden sei – auf der Grundlage jüngster bzw. vervollständigter Forschungsergebnisse – jener Linie möglicher Ahnen nachgespürt, die sich der ärztlichen Kunst verschrieben hatten.⁷

Bader in Kraiburg, Mühldorf, Burghausen und Mattighofen

Jacob Mozart [Mozhard] wurde ca. 1600 in Herpfenried, Pfarre Horgau, geboren. Horgau liegt 17 Kilometer westlich von Augsburg und damit in unmittelbarer Nachbarschaft der Orte, aus denen W. A. Mozarts Vorfahren kommen. Am 29. Jänner 1628 ließ sich Jacob Mozart gegen eine Gebühr von sieben Gulden mit der Verpflichtung, bei Infektionszeiten zur Verfügung zu stehen, als bürgerlicher Bader und Balbierer in Kraiburg am Inn in das Bürgerbuch eintragen. Sein Sohn Veith (geb. ca. 1627, gest. vor 1685) wurde Bader in Mühldorf am Inn. Er heiratete am 24. Jänner 1656 Maria, die Witwe seines Amtsvorgängers Modest Salzmann. Sein Sohn Ferdinand (geb. 12. September 1677 in Mühldorf, gest. 4. September 1740) aus der 2. Ehe mit Maria Rauscher kam 1704 als Bader nach Burghausen an der Salzach und erhielt am 14. Februar desselben Jahres das Bürgerrecht.⁸

Der Sohn des Ferdinand Mozart, Johann Philipp Cajetan (geb. 17. Oktober 1718 in Burghausen, gest. 8. März 1785 in Mattighofen), wurde ebenfalls

⁴ Jacob Grimm, Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Leipzig, Bd. 10, S. 509, Bd. 12, S. 2518–2521; z. B. Weilhartsforst, St. Peter am Hart.

⁵ David Mozart d. J. (geb. ca. 1620/22 in Pfersee, gest. 1685 in Augsburg), Maurermeister, Ururgroßvater des Wolfgang Amadeus Mozart, wurde am 17. Jänner 1643 Bürger in Augsburg. Erich H. Müller von Asow, Zum 150. Todestage Wolfgang Amadeus Mozarts, in: Familie, Sippe, Volk, 7. Jg., 1940, S. 114–119.

⁶ Adolf Layer, Die Augsburgische Künstlerfamilie Mozart, Augsburg 1971, S. 9 f.

⁷ Adolf Buff, Mozart's Augsburgische Vorfahren und Verwandte, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg, Bd. 18, Augsburg 1891, S. 1–36. – Johann Evangelist Engl, Nachkommen der Augsburgische Mozart-Familie, 23. Jahresbericht der Internationalen Stiftung Mozarteum, Salzburg 1904, S. 38–40. Engl war 1870 Initiator der Internationalen Mozartstiftung bzw. der folgenden Internationalen Stiftung Mozarteum. – Heinrich Huber, Die Herkunft der Familie Mozart, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben (ZHVS), Augsburgische Mozartbuch, Bd. 55./56., Augsburg 1942/43, S. 512–516. – Walter Goldinger, Archivalisch-genealogische Notizen zum Mozartjahr, 5. Die Innviertler Wundarztfamilie Mozart, in: ZHVS, Neues Augsburgische Mozartbuch, 62./63. Bd., Augsburg 1962, S. 77–96, S. 94–96. Goldinger akzeptiert nicht alle Ergebnisse in der Veröffentlichung des oben genannten J. E. Engl.

⁸ Bürgerbuch des Marktes Kraiburg am Inn von 1600 bis 1749, p. 19, Marktarchiv Kraiburg, Alois Mitterwieser, Ein altbayerischer Zweig der Familie Mozart, in: Unterhaltungsblatt zur „Münchener Zeitung“, 20. Jg., S. 113 f., 7. Jänner 1939. – Die Matriken der Pfarre Horgau beginnen erst 1632. – Ein Jakob Mozart wird 1599 erwähnt bei: Friedrich Deininger, Josef Herz, Beiträge zur Genealogie der ältesten schwäbischen Vorfahren Wolfgang Amadeus Mozarts, in: ZHVS, Neues Augsburgische Mozartbuch, 62./63. Bd., Augsburg 1962, S. 1–76, S. 16. – Franz Sonntag, Lebten in Mattighofen verwandte Mozarts?, in: Oberösterreichische Heimatblätter 2006, Heft 1/2, S. 30–32.

Bader. Am 9. November 1743⁹ erbat er in Burghausen den Geburtsbrief, um sich in Mattighofen (damals noch Bayern) ansiedeln zu können.¹⁰ Am 19. November gleichen Jahres heiratete er Elisabeth, die Witwe des Mattighofener Chirurgen Michael Ruez – damit konnte das Geschäft des verstorbenen Gatten weitergeführt werden. Aus dieser und der folgenden Ehe mit Anna Katharina Tüchner überlebten keine Kinder, beide Ehefrauen verstarben. Erst aus der dritten Ehe J. Ph. Cajetans, jener mit Johanna König, gingen sechs Kinder hervor. Zwei Söhne wurden wieder Wundärzte: Leopold Jakob und Johann Michael.

Leopold Jakob Mozart

Der erste Sohn Leopold Jakob (geb. 9. Juli 1764, gest. 9. Dezember 1817) blieb zeitlebens in Mattighofen. Er heiratete am 16. Mai 1791 Helene Pammer (geb. 1770, gest. 9. Juli 1810¹¹), die Tochter eines Sensenschmiedemeisters. Von den neun Kindern überlebte nur Maria Josepha (geb. 16. März 1795, gest. 19. Jänner 1850 in Mattighofen) (Abb. 1). Sie vermählte sich am 16. August 1814 mit Johann Langer (geb. 7. Dezember 1790 in Eferding)¹² (Abb. 2), der in Mattighofen eine Apotheke betrieb.¹³ Der Ehe entsprossen acht Kinder. Das fünfte Kind, Johann Anton Langer (geb. 2. Februar 1818, gest. 23. April 1865¹⁴), wurde ebenfalls Apotheker in Mattighofen. Johann Anton heiratete am 23. September 1844 Elisabeth Pammer, Bierbrauerstochter aus Munderfing (geb. 26. September 1822, gest. 2. Dezember 1886). Die Toch-

ter Aloisia Auguste Franziska (geb. 19. Jänner 1855) vermählte sich am 30. August 1886 mit dem Apotheker Julius Fi-

⁹ Im Jänner 1743 erhielt ein Bader Mutzenhart in Schwabing bei St. Oswald (Freistadt) für die Untersuchung eines ermordeten Jägers 1 Gulden und 4 Kreuzer, Max Neweklowsky, Schwabinger Michel, in: Oberösterreichische Heimatblätter 1966, S. 34–44. – Es ist möglich, dass Mutzenhart (Mozart) Umschau nach einer Witwe eines Baders hielt, bevor er sich im November in Mattighofen niederließ. Der überschuldete Bauernhof des Wildschützen Schwabinger Michel wurde von Zacharias und Theresia Neumüller gekauft, deren Nachkommen 1901 den „Brückler“ bei Wartberg erwarben, Franz Daxecker, Die Geschichte des „Brückler“ in Untergaisbach, Oberösterreichische Heimatblätter 1995, S. 183–186.

¹⁰ Stadtarchiv Burghausen, Notlbuch 9. November 1743. Geburtsbriefe wurden häufig nur von Zeugen – ohne schriftliche Grundlage – bestätigt.

¹¹ Im Sterbebuch Pfaffstätt (Tom. II, p. 430) ist eine Chirurgenwitwe Apollonia Mozart (geb. um 1767, gest. 4. Jänner 1843) eingetragen. Evtl. handelt es sich um die zweite Gattin des verwitweten Leopold Jakob Mozart, Engl, Nachkommen der Augsburgers Mozart-Familie (wie Anm. 7), S. 39 f. Weitere Hinweise auf Mitglieder der Familie Mozart konnten in den Matriken der Pfarre Pfaffstätt – diese befinden sich zur Zeit im Pfarrhof Kirchberg – nicht gefunden werden.

¹² Kaiserlich-königlicher Schematismus des Erzherzogthums Österreich ob der Enns auf das Jahr 1825, Linz 1825, S. 458. – An der nordseitigen Außenmauer der Propsteipfarrkirche Mattighofen befindet sich eine Grabtafel des „bürgerlichen Apothekers Dominikus Langer allhier“, gest. 1809 im 76. Lebensjahr, vermutlich der Vater des Johann Langer.

¹³ Bis 1814 war die Apotheke im Haus Stadtplatz Nr. 6 (später Konditorei Hensolt) untergebracht, ab 1815 im Haus Stadtplatz 64, Franz Sonntag, Häusergeschichte Mattighofen, Mattighofen 2001, S. 18, S. 79. – Franz Sonntag, Bildchronik Mattighofen 1997, S. 96, S. 118.

¹⁴ Er war von 1850 bis 1854 der erste Bürgermeister und Eigentümer des 1847 gegründeten Mattighofens, Sonntag, Häusergeschichte Mattighofen, S. 79, wie Anm. 13.



Abb. 1: Maria Josepha Langer, geb. Mozart, Gattin des Apothekers Johann Langer. Öl auf Leinwand, 30 cm x 25 cm.



Abb. 2: Johann Langer, Apotheker in Mattighofen. Öl auf Leinwand, 30 cm x 25 cm.

scher (geb. 12. April 1853 in Wien, gest. 25. Februar 1903¹⁵).

Im Besitz der Familie Langer befanden sich geraume Zeit hindurch Gegenstände, die direkt an Wolfgang Amadeus Mozart erinnerten. Anfang November 1903 ließ Aloisia Auguste Fischer beim Goldschmied Eligius Scheibl¹⁶ in Salzburg ein Silberbesteck mit den eingravierten Buchstaben „J. M.“ (Josefa Mozart) durch zwei neue auf sechs Garnituren ergänzen. Maria Josepha Langer, geb. Mozart, übergab 1843 ein Porträt, die Seidenapplikation „Leopold Mozart mit seinen Kindern musizierend“, dem Oberösterreichischen Landesmuseum Francisco-Carolinum, wo das wertvolle Geschenk seitdem aufbewahrt wird und auch ausgestellt wurde (Abb. 3).¹⁷ Mit dem Sohn Theodor Johann setzte sich die Familie des Johann Anton Langer dann in Niederösterreich fort.

Theodor Johann Langer (geb. 2. Jänner 1846 in Mattighofen, gest. 5. Februar 1914 in Mödling¹⁸) wurde Professor für Chemie.¹⁹ Er vermählte sich am 18. September 1871²⁰ mit Johanna Blaschek (geb. 20. Februar 1849, gest. 22. Dezember 1921 in Linz). Aus dieser Ehe stammt die Tochter Maria Anna (Marianne) (geb. 3. Juli 1872 in Mödling, gest. 4. Jänner 1925 in Wien²¹). Sie heiratete am 27. März 1894²² den aus Obermühlau (Pfarre Ottwang am Hausruck) gebürtigen Arzt Dr. Josef Starlinger (geb. 11. September 1862, gest. 15. Februar 1943²³). Die Söhne Fritz²⁴ und Wilhelm²⁵ wurden ihrerseits Ärzte, ebenso waren bzw. sind viele ihrer Nachkommen als Mediziner oder in anderen akademischen Berufen tätig. Fritz Starlinger (geb. 7. Jänner 1895, gest. 9. Jänner 1988), Professor für Chirurgie in Wien, ehelichte 1926 Elisabeth Eiselsberg (geb. 1904, gest. 10. Septem-

¹⁵ Die „Neue Warte am Inn“, 28. Februar 1903, S. 6, berichtet über den unerwarteten schnellen Tod. – Aus dieser Ehe stammte Aloisia Auguste Fischer (geb. 13. Juli 1887), die in Mattighofen lebte.

¹⁶ Der Salzburger Juwelier Koppenwallner teilte mit, dass keine Geschäftsunterlagen des Eligius Scheibl erhalten blieben, auch im „Salzburg Museum“ sind Dokumente nicht vorhanden.

¹⁷ Die Seiden-Applikation (nach einem Aquarell von Louis de Carmontelle 1763 bzw. einem Stich von Jean Baptiste Delafosse, 1764, angefertigt 1773 von Jean Baptiste Nicolas Walch), befindet sich in den Oberösterreichischen Landesmuseen, Graphische Sammlung, Inv. Nr. Ha II 2632. Abgebildet ist sie in: Lothar Schultes, „Mozart in Linz“, Katalog zur Ausstellung, Kat.-Nr. 2.7, Linz 1991/92, S. 68. – Das Geschenk ist beschrieben in: Achter Bericht über das Museum Francisco-Carolinum, Linz 1845, S. 74: Ein auf Atlas gesticktes Bild, Leopold Mozart (Vater des berühmten Compositeurs mit seinen beiden Kindern musicierend vorstellend), mit der Unterschrift LEOPOLD MOZART, Père de MARIANNE MOZART, Virtuose âgée / de onze ans et de Jean Georg Wolfgang Mozart Compositeur et / Maître de Musique âgé de sept ans 1764. Jean Bapt. Niklas Walch fecit 1773. Ein Geschenk der Frau Josepha Langer, geborne Mozart, Apothekers-Gattin in Mattighofen, – Engl. Nachkommen der Augsburgs Mozarts-Familie (wie Anm. 7), S. 38.

¹⁸ Geburts- und Taufbuch Propstei-Pfarre Mattighofen, tom. VI, fol. 145. – Sterbebuch Stadtpfarre Mödling, tom. XXII, fol. 27.

¹⁹ Professor für Allgemeine Chemie, Physik, Meteorologie an der landwirtschaftlichen Lehranstalt Francisco-Josephinum in Mödling. Er befasste sich in zahlreichen Publikationen mit Fragen des Brauwesens, Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950 (ÖBL) 5, S. 7.

²⁰ Trauungsbuch Stifts-Pfarre Lambach, tom. V, fol. 52.

²¹ Geburts- und Taufbuch Pfarre Mödling, tom. XVIII, fol. 138. – Sterbebuch Alservorstadt, Wien, tom. 1925, fol. 5. – Marianne Langer hatte noch einen Bruder namens Theodor Ludwig Franz Langer, geb. 16. Mai 1876 in Mödling (Taufbuch Pfarre Mödling, tom. XVIII, fol. 304), gest. 26. April 1948 in Gmunden (Totenbuch Stadtpfarre Gmunden, tom. XIV, fol. 7), Jurist, verehelicht, keine Nachkommen.

²² Trauungsbuch Pfarre Mödling, tom. XVII, fol. 141.

²³ Taufbuch Pfarre Ottwang, tom. V, fol. 91. – Psychiater und Leiter der Landesirrenanstalt



Abb. 3: Seidenapplikation „Leopold Mozart mit seinen Kindern musizierend“, von Jean Baptiste Nicolas Walch, 1773.
Ö. Landesmuseen, Graphische Sammlung

ber 1944 bei einem Bombenangriff), die Tochter des Chirurgen Anton v. Eiselsberg (geb. 1860, gest. 1938) und Schwester des Diplomaten Otto Eiselsberg.²⁶

Johann Michael Mozart

Der zweite Sohn des Baders bzw. Wundarztes Johann Philipp Cajetan Mozart aus Mattighofen, Johann Michael Mozart (geb. 25. September 1771, gest. 27. März 1827²⁷), ließ sich in Wien nieder.²⁸ Er heiratete am 18. Februar 1800 in der Pfarre Am Hof Maria Anna (geb. 1772, gest. 27. Mai 1831²⁹), die Tochter des bürgerlichen Wundarztes Jacob Straub (gest. 15. April 1784 im 48. Lebensjahr³⁰), der seiner Frau sowie den Kindern ein beträchtliches Barvermögen, das Gewerbe und zwei Häuser in der Naglergasse (Fortsetzung des Grabens) testamentarisch vermachte. Johann Michael Mozart und seine Gattin hatten zwei Kinder: Maria Anna (geb. 1. Februar 1804) und Josef.

Tochter Maria Anna wurde am 7. Mai 1826³¹ in der Kirche am Hof mit dem Expeditor der Staatskanzlei und späteren Sektionsrat des Äußeren Ernst (auch Ernest) v. Niebauer³² (geb. 1793 in Mähren, gest. 10. Februar 1857³³) getraut. Der Verbindung entsprangen sieben Kinder, Victoria Clementina Maria Niebauer (geb. 14. März 1827, verehelichte Fels, Großhändlers- und Konsulsgattin in Korfu), Clementine Antonia Maria Niebauer (geb. 15. Juli 1828), weiters Ernst Karl Ludwig Josef Niebauer (geb. 9. November 1829³⁴), Anton,³⁵ Marie (gest. 28. April 1906), Moritz und Franz.³⁶ Taufpate der beiden ersten Kinder war der Staatskanzler Fürst Metternich. Maria

Mauer-Öhling. Unter seiner Leitung wurden Freizeiteinrichtungen installiert. Eine Beschäftigungstherapie erfolgte in der Landwirtschaft, ÖBL 13, S. 110 f.

²⁴ Er heiratete zweimal, wobei neun Kinder die Geburt überlebten (fünf Kinder aus erster Ehe mit Elisabeth Eiselsberg und vier Kinder aus der Ehe mit Elisabeth Picha).

²⁵ Drei Kinder entstammen der ersten Ehe mit Maria Rendulic, ein Kind der Ehe mit seiner zweiten Frau Ursula.

²⁶ Otto Eiselsberg, *Erlebte Geschichte, 1917–1997*, Wien, Köln, Weimar, S. 109. – Der Chirurg Anton v. Eiselsberg, ein Billroth-Schüler, stammt aus Schloss Steinhaus bei Wels; Anton Freiherr von Eiselsberg, *Lebensweg eines Chirurgen*, Innsbruck–Wien 1949, S. 9 f.

²⁷ Taufbuch Mattighofen, 25. September 1771: Johann Michael, Vater Philippus Motzhardt, Paader [Bader], Mutter Joanna Kinigin [König], Pate Jacobus Peucker, Kürschner. – Die Wiener Zeitung berichtet am 31. März 1727, S. 371, unter „Verstorbene in Wien“: „Hr. Johann Michael Mozart, bürgerl. und magistr. Wund- und Geburtsarzt, alt 57 J. im eign. Hause in der Naglergasse Nr. 287, am wiederhohnten Schlagfluß.“ – Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), Archivbestand Magistratisches Zivilgericht Wien, A 2 Faszikel 2, Verlassenschaftsabhandlungen, Zahl 125/1827.

²⁸ Alexander Hajdecki, Ein Urahn Mozarts, Wiener Bürger und Bildhauer, in: *Neue Freie Presse*, Nr. 15078 vom 14. August 1906, Abendblatt, S. 3 f.

²⁹ Die Wiener Zeitung berichtet am 1. Juni 1831, S. 700, unter „Verstorbene in Wien“: „Fr. Anna Mozart, bürgl. Wundarzteswitwe und Hausinhaberinn, in der Naglergasse Nr. 288, alt 59 Jahr, an der Gehirn- und Lungenlähmung.“

³⁰ WStLA, Archivbestand Magistratisches Zivilgericht, A 2 Faszikel 2, Verlassenschaftsabhandlungen, Zahl 1287/1784. – Die Wiener Zeitung, 28. April 1784, S. 932, schreibt: „48 Jahre alt, in seinem Haus in der Naglergasse 180“.

³¹ Trauungsbuch Pfarre am Hof, tom. IV, fol. 30, jetzt in Pfarre St. Michael. – Die Internationale Stiftung Mozarteum besitzt ein schönes (restaurationsbedürftiges) Biedermeierporträt der Maria Anna Mozart: Öl auf Leinwand, 83 cm x 64 cm ohne Rahmen. Auf der Rückseite ist als Maler Kadlik (Franz Kadlik, 1796–1840, Thieme-Becker, Bd. 19/20, S. 410 f.) angegeben und als Besitzerin Lottka v. Tschermak-Seysenegg (eine Enkelin des Ernst Niebauer des Älteren), Gattin des Botanikers Prof. Ernst v. Tschermak-Seysenegg.

Anna Niebauer, geb. Mozart, verstarb am 26. Dezember 1873.³⁷

Johann Michael Mozarts Sohn Josef wurde am 11. April 1805 geboren. Sein Schwager Ernst Niebauer ebnete ihm den Weg zum Beamtentum. Josef erhielt eine vielseitige Ausbildung, studierte Philosophie, Theologie, Medizin und Jus, trat 1834 als Praktikant in das Staatsarchiv ein, wurde 1837 in die Staatskanzlei versetzt und kam nach der Revolution 1848 ins Unterrichtsministerium, wo er an der Mittelschulreform und an der Herausgabe von Lehrbüchern beteiligt war. Am 17. Jänner 1892 starb er hochbetagt in der Pfarre Josefstadt in Wien. Unverheiratet geblieben, war er der letzte männliche Spross dieses aus der Augsburger Gegend bzw. aus dem Innviertel gekommenen Mozart'schen Familienzweigs.³⁸

Ein Enkel des Sektionsrates Ernst v. Niebauer war Georg Niebauer (geb. 7. April 1844, gest. 7. Juni 1909³⁹), Cafetier im Augarten-Cafe in Wien. Er hatte zwei Söhne: Georg Niebauer (geb. 19. September 1877) und Gustav Niebauer (geb. 25. Mai 1872, gest. 3. März 1938). Gustav Niebauer hatte mehrere Kinder, deren Familien viele Mediziner und Akademiker hervorbrachten. Sohn Gustav (geb. 14. Februar 1924,⁴⁰ gest. Weihnachten 1988 in Innsbruck) war als Arzt zuerst in Innsbruck, dann in Wien tätig und Vorstand der dortigen Universitätsklinik für Hautkrankheiten.

Familien des Namens Mozart in Wien⁴¹

1. Der kaiserliche Hofmaler Galus Mozart (geb. ca. 1586 in Tölz, gest. in Wien 18. Jänner 1653), verheiratet seit 1635 mit Sabina Traudtnerdorff,

³² Adelsstand 1841, Ritterstand 1856, Freiherrenstand 1892, Genealogisches Handbuch des Adels, Band 116 der Gesamtreihe, Adelslexikon Bd. IX, Hauptbearbeiter Walter von Hueck, Limburg an der Lahn 1998, S. 412.

³³ Die Presse, 12. Februar 1857, S. 5. – Wiener Zeitung am 13. Februar 1857, S. 440: „wohnhaft in der Schwertgasse Nr. 357, er starb an Tuberkulose“.

³⁴ Dr. Ernst v. Niebauer, Hof- und Gerichtsadvokat, verheiratet mit Karoline Losert. Seine Tochter Mary – eine Enkeltochter des Sektionsrates Ernst v. Niebauer – ehelichte den Chirurgen Viktor v. Hacker (geb. 1852, gest. 1933), die Ehe blieb kinderlos. V. Hacker war ein Schüler des berühmten Chirurgen Theodor Billroth (geb. 1829, gest. 1894), Marlene Jantsch „Hacker, Viktor Ritter von“, in: Neue Deutsche Biographie 7 (1966), S. 409 (Onlinefassung).

³⁵ Anton Freiherr v. Niebauer, Geheimer Rat und Mitglied des Herrenhauses, Freiherrnstand 1893; Hueck, Genealogisches Handbuch des Adels (wie Anm. 33), S. 412. – ÖBL 7, S. 115. Seine Ehe mit Cäcilie, geb. Freiin v. Heider, blieb kinderlos. Ein Nachruf findet sich in der „Badener Zeitung“ vom 25. Juli 1914, Nr. 59, S. 5 f., eine Todesanzeige in „Neue Freie Presse“, 23. Juli 1914, S. 6. In dieser Todesanzeige ist bei den Verwandten Georg Lotheissen (geb. 1868, gest. 1941), verheiratet mit Bertha v. Niebauer – eine Enkelin des Ernst v. Niebauer des Älteren –, angeführt. Lotheissen war ebenfalls ein Billroth-Schüler, ÖBL 5, S. 330.

³⁶ Der Parte des Ernest v. Niebauer entnommen.

³⁷ WStLA, Totenbeschauprotokoll.

³⁸ Eine Todesanzeige findet sich am 18. Jänner 1892, ein ausführlicher Nachruf in „Neue Freie Presse“ vom 23. Jänner 1892, S. 5. – Eine Beschreibung seiner Tätigkeit in: Ludwig Bittner, Gesamtinventar des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Bd. I, S. 94 f., im gleichen Band, S. 582, findet sich ein Hinweis auf den Nachlass Mozarts, jetzt aufbewahrt im Staatsarchiv.

³⁹ WStLA, Meldeunterlagen.

⁴⁰ Geburts- und Taufschein der Pfarre St. Leopold II, Wien, tom. 92, fol. 10, Nr. 299.

⁴¹ Ev. war bereits 1588 ein Mozart in Wien ansässig. Martinus Mor[z]hardt, geb. in Ingelburg (ev. Immelstetten, Markt Wald, früher zu Vorderösterreich gehörend. Schuler, Vorfahren und Verwandte, wie Anm. 1, S. 167, in Schwaben; er heiratete Anna, die Witwe des Franz Schenk. Herbert August Mansfeld, Wiener Kirchenbücher des 16. Jahrhunderts, Trauungsmatriken der Pfarren St. Ulrich, St. Michael, Schotten und St. Stephan, Nachdruck Wien 1953, S. 30.

in zweiter Ehe seit 1640 mit Ursula Locher. Die Vorfahren des Gallus Mozart stammten aus Augsburg.⁴²

2. Der Bildhauer Johann Michael Mozart⁴³ (geb. 26. September 1655 in Augsburg, gest. 18. Jänner 1718 im Bürgerspital Wien).⁴⁴ Er war ein Sohn des David Mozart d. J. Dieser David Mozart war der Urgroßvater des Wolfgang Amadeus Mozart.

3. Der Wundarzt Johann Michael Mozart (s. o.), verheiratet mit der Tochter des bürgerlichen Stadtbaders Jacob Straub.

4. W. A. Mozart (geb. 27. Jänner 1756, gest. 5. Dezember 1791) kam 1781 nach Wien.

Danksagung

Für Auskünfte und Dokumente wird gedankt: den Pfarrämtern St. Michael in Wien, Kirchberg, Mödling und Horgau, dem Wiener Stadt- und Landesarchiv, der Wienbibliothek, dem Stadtarchiv Burghausen, dem Oberösterreichischen Landesarchiv, den Oberösterreichischen Landesmuseen, dem Tiroler Landesarchiv, dem Stadtarchiv Augsburg, dem Museum Salzburg, der Internationalen Stiftung Mozarteum Salzburg, der Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft „Adler“ in Wien und dem Marktarchiv Kraiburg. Für Dokumente und mündliche Mitteilungen dankt der Autor den Familien Niebauer und Starlinger, letzteren auch für die Ermöglichung der Porträt-Abdrucke.

⁴² Schuler, Vorfahren und Verwandte (wie Anm. 1), S. 161 f.

⁴³ Er war, wie Hajdecki bemerkt, kein direkter Urahn, sondern ein Verwandter W. A. Mozarts (wie Anm. 29).

⁴⁴ Verheiratet seit 1686 mit Eva Eleonora Dangl (in St. Stefan). Am 13. März 1688 erhielt er in Wien das Bürgerrecht, wohnhaft war er 1690 im Stubenviertel, im Lazenhof auf dem Kienmarkt (Jugendgasse 1), 1692–1694 bei der Jesuitenkirche im Haus des Erben des Johann Franz Carlone, ab 1695 im Kärntnerviertel in der Rauhensteingasse (in dieser Gasse verstarb W. A. Mozart 1791), 1712 im Oehlerhaus auf der Landstraße. Er zahlte nur geringe Steuern wegen des nur bescheidenen Ein-

kommens. Die Gattin Eva Eleonora starb am 28. September 1712. Kinder: Horatius Simon (1688–24. Dezember 1690), Michael Johann (1690–?), Eva Eleonora, 1693, Ursula Martha, 7. März 1695, Wenceslaus Horatius. Taufpate aller Kinder war der kaiserliche Hof- und Kammermusiker Oratio Clementi mit seiner Gemahlin Eleonora. Die Tochter Eva Eleonore heiratete am 23. Juli 1713 Nicodem Schuster (geb. 30. Mai 1685 in Altenstadt bei Schongau, Sohn des Paul Schuester und seiner Ehefrau Agatha), bürgerlicher Bildhauer in Wien, Schuler, Vorfahren und Verwandte (wie Anm. 1), S. 138–140. – Adolf Layer, Zur Augsburger Malerfamilie Mozart, in: ZHVS, Augsburger Mozartbuch, Bd. 55./56., Augsburg 1942/43, S. 241–243.

Hundert Jahre Meister-Atelier für Stahlschnitt in Steyr 1910–2010 (Teil 2)

Historische Voraussetzungen, Gründung und Wirkungsgeschichte. In Teil 2 behandelte Künstler: Hans Gerstmayr, Ferdinand Anders, Hans Kröll, Franz Xaver Ledl, Martin Strolz

Von Norbert Loidol

Hans Gerstmayr

Der erste und wohl wichtigste Mitarbeiter Michael Blümelhubers im Meister-Atelier Steyr wurde am 14. April 1882 als einziger Sohn – neben vier¹ Töchtern – des Baupoliers, Stuckarbeiters und Ofensetzers Johann Gerstmayr² sowie dessen Frau Theresia,³ in Rubring an der Enns (Gemeinde Ernsthofen, Pfarre Sankt Valentin / Bezirk Amstetten), nahe an der Grenze Niederösterreichs zu Oberösterreich, geboren. Da der Bub schon früh sein Zeichentalent erkennen ließ,⁴ glaubte man, eine Berufsausbildung bei dem Maler und Anstreicher Ferdinand Bittner in Steyr wäre das Richtige für ihn.

Hans Gerstmayr bewies zwar Geschick, verließ Meister Bittner aber bereits nach sieben Wochen, da er Kunstmaler, nicht Zimmermaler werden wollte. Seinem Katecheten gelang es, einen Freiplatz für Hans bei den Kalasantinern in Wien zu erlangen. So konnte Gerstmayr seine Ausbildung an der Wiener Fachschule für Graveure, Gold- und Silberschmiede im Atelier des Graveurs Josef Stepan⁵ beginnen, wo er von 1896 bis 1900 das Gravieren und Stempelschneiden erlernte. Bei so bedeutenden Lehrern wie den Professoren Stephan Schwartz, Julius Trautzi⁶ und

¹ Vgl. Watzinger (1982a), S. 69.

² Der Vater Johann Gerstmayr (* 24. 3. 1849, begraben 1. 12. 1913) richtete als einer der ersten Ofensetzer in den Bauernhäusern Sparherdküchen ein, die nach und nach die alten Rauchküchen ersetzten. Daneben betrieb die Familie Gerstmayr eine kleine Landwirtschaft. Trotz des bäuerlich-ländlichen Milieus entwickelte Johann Gerstmayr der Ältere ein starkes Interesse für Kunst und stand den diesbezüglichen Bestrebungen seines Sohnes aufgeschlossen gegenüber. Vgl. Watzinger (1982a), S. 69.

³ Theresia Gerstmayr, geborene Steffelbauer (* 25. 10. 1843, begraben 22. 11. 1919), hatte auf das kleine Anwesen der Familie Gerstmayr in Rubring eingeheiratet. Sie stammte von einem großen Bauernhof in Pyburg (Gemeinde Sankt Pantaleon-Erla / Bezirk Amstetten). Vgl. Watzinger (1982a), S. 69.

⁴ Ein in den 1890er-Jahren angelegtes Aquarellskizzenbuch mit Studien, Portraits und Darstellung der Landschaft in der engeren Umgebung seines Heimatortes gibt Zeugnis von diesem frühen zeichnerischen Schaffen Hans Gerstmayrs.

⁵ Der Sohn von Josef Stepan, Karl Maria Stepan (* 24. 6. 1894 Wien, † 11. 9. 1972 Graz), der in der Zeit der Meisterlehre Hans Gerstmayrs neben diesem aufwuchs, war von 1934 bis 1938 Landeshauptmann der Steiermark und von 1946 bis 1968 Generaldirektor des Katholischen Pressevereines in der Steiermark, der heutigen Styria Media Group AG. Vgl. auch Watzinger (1982a), S. 70.

⁶ Der Bildhauer und Medailleur Julius Trautzi (* 21. 10. 1859 Arco Trentino, † 22. 4. 1958 Wien) hatte an der Akademie der bildenden Künste in Wien bei den Professoren Edmund von Hellmer und Caspar von Zumbusch studiert und unterrichtete von 1894 bis 1925 an der Staatsgewer-



Familie Gerstmayr. Hintere Reihe (von rechts): Hans und seine Schwestern Maria und Theresia. Vordere Reihe: Vater Johann, Mutter Theresia, geborene Steffelbauer. Aufnahme: 1. Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts.

Anton Kaiser⁷ besuchte er an der Staatsgewerbeschule in der Schellinggasse 13 (Erster Wiener Gemeindebezirk) auch die Kurse für Modellieren, Treiben und Ziselieren sowie Anatomie. Sein Gesellenstück, den Avers einer Medaille mit einer allegorischen Darstellung und der Aufschrift „per industria opes“,⁸ fertigte Hans Gerstmayr 1899, und unmittelbar darauf sollte ihm seine Gesamtleistung an der Fachschule für Graveure und Goldschmiede die ‚Silberne Medaille der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer‘ als erste offizielle Auszeichnung eintragen. Bereits im nächsten Jahr wurde ein von Gerstmayr in Stahl geschnittener Prägestempel mit einem Ersten Preis, der ‚Genossen-

beschule. Die Denkmäler für den Alpinisten und Geographen Richter in Salzburg, für den Apotheker Franz Xaver von der Linde und für Abt Alexander Karl (Gedenktafel mit Reliefbüste), beide in Melk, für den Politiker Franz von Schmeykal in Česká Lípa (Böhmisch-Leipa), für den Komponisten Franz Schubert in Gablonz und für den Alpinisten Grohmann in Sankt Ulrich, die Statuen der vier Evangelisten in Laxenburg und die Giebelgruppe am Kaiserbad in Most (Brüx / Tschechien) sind von seinen Arbeiten als Bildhauer vor allem zu nennen.

⁷ Anton Kaiser (* 5. 11. 1863 Wien, † 24. 5. 1944), der hauptsächlich als reproduzierender Radierer in Erscheinung trat, hatte die Kunstgewerbeschule in Wien besucht und studierte bei William Unger. Später wurde er dessen Assistent an der Akademie der bildenden Künste und unterrichtete auch an der Fachschule für Gold- und Silberschmiede in Wien.

⁸ Lettner (1985), S. 7 (mit Abb.). Ein Abguss befindet sich in der Schulsammlung der Abteilung Metalldesign der HTL in Steyr.



Hans Gerstmayr als Offizier. Um 1905.

schaftsmedaille der Graveure Wiens',⁹ prämiert.

Materiell ganz auf sich gestellt, arbeitete der junge Hans Gerstmayr bis zum Antritt des Militärdienstes (1903) als Graveur in einigen Wiener Ateliers. 1905, als er noch beim k. k. Korpsartillerie-Regiment Nr. 14 im Arsenal in Wien diente, brachte ihn eine Ausstellung im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie erstmals in Berührung mit Arbeiten Michael Blümelhubers. Nach der Verlegung des Regiments Nr. 14 in die Eisenstadt, wo am 18. August 1905¹⁰ die eigens für diesen Truppenkörper erbaute Artilleriekaserne am Tabor eröffnet worden war, rückte Gerstmayr im

Anschluss an Manöver in Südtirol in die neue Kaserne ein und lernte hier in Steyr Michael Blümelhuber erstmals persönlich kennen. Als letzter Steyrer Messerschmiedmeister neben Michael Scharfing († 16. 3. 1911) unterhielt dieser von 1885 bis zur Fertigstellung des Meister-Ateliers 1910 seine Werkstatt in der Sierninger Straße im Vorort Steyrdorf. Gemeinsame Interessen – Blümelhuber arbeitete damals gerade am Imhofmesser – bahnten bald eine Freundschaft zwischen beiden Männern an.

Von 1906 an war Hans Gerstmayr dank eines Staatsstipendiums eineinhalb Jahre Gasthörer und Hospitant bei Professor Leo Zimpel an der Fachschule in Steyr. In diesem Zeitabschnitt entstanden unter anderem verschiedene Stahlprägestempel, ein durchbrochenes Relief in Bessemerstahl, ein Jagdmesser sowie eine kleine Standuhr mit der Inschrift „Tempora mutantur nos et mutamur in illis“,¹¹ die Bildelemente verschiedener Kulturkreise (Schlange, Sphinx, Sonne, Paradiesvogel, Goldregenstrauch) in harmonischer Gestaltung vereinigt.¹²

⁹ Lettner (1985), S. 6 und Watzinger (1982a), S. 124.

¹⁰ Brandl (1980), S. 122 f.

¹¹ „Die Zeiten ändern sich und wir uns in ihnen“.

¹² Diese Uhr befindet sich heute im Hans-Gerstmayr-Museum der Marktgemeinde Mauthausen, welchem die Tochter und der Schwiegersohn von Reg.-Rat Professor Hans Gerstmayr, Dr. Ingeborg und Univ.-Prof. Dr. Siegfried Korninger, den wesentlichen Teil seines Nachlasses überlassen haben. Zum Objekt vgl. Lettner (1985), S. 18, Kat. Nr. 24; Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.5.5 auf S. 590 f. (mit Abb. auf S. 591); Loidol (2004), S. 224 f. (mit Anm. 64); Gross – Lettner (2008), Nr. 30 und 31 (Entwurfszeichnung) auf S. 30 (mit Bild 033 und Bild 047). Vgl. auch die Angaben Hans Gerstmayrs in seinem Beitrag „Erinnerungen an den Meister“. In: Watzinger – Kutschera (1965), S. 98.

Michael Blümelhuber, kurz vor der Umsetzung seines lange vorbereiteten Planes zur Errichtung eines Meister-Ateliers stehend, erblickte in Hans Gerstmayr einen idealen Mitarbeiter, Kompagnon und Freund und versuchte ihn deshalb zum Eintritt in die eigene Werkstatt in Steyrdorf zu bewegen. Aus Loyalität sowie auch im Hinblick auf die Nähe Steyrs zu seinem Heimatort Rubring willigte Gerstmayr ein und trat 1907 (nach der Umschreibung des Staatsstipendiums) seine neue Arbeitsstelle bei Blümelhuber – noch in dessen ‚malerischer‘ Messerwerkstätte in der Sierninger Straße Nr. 14 – an.

Vorweg: Hans Gerstmayr war niemals Schüler Blümelhubers in dem Sinne, dass er von dem älteren Kollegen technisch noch dazulernen hätte können. Gerstmayr beherrschte vielmehr aufgrund seiner Ausbildung in Wien manche Fertigkeit, wie die beim Schneiden von Prägestöcken für Medaillen eingesetzte Technik des Negativschnittes, in welcher Michael Blümelhuber nicht ausgebildet worden war und die dieser auch nie praktizierte. Als eines der ersten Werke während seiner Zeit bei Blümelhuber in Steyrdorf schuf Gerstmayr das in einem Stück á jour geschnittene Jagdmesser für Maximilian Walzel Ritter von Wiesentreu. Der Griff zeigt die Jagdgöttin Diana mit dem Bogen, einen Edelhirsch mit Blumen sowie das Wappen des Auftraggebers und verrät von der Formsprache her bereits Anklänge an den Sezessionismus.¹³

Die Errichtung des Steyrer Meister-Ateliers von 1908 bis 1910 bedeutete für Hans Gerstmayr eine enorme künstlerische Herausforderung. Er meißelte die großen Sandsteinplastiken und -reliefs

für die Fassade des Hauses, darunter die beiden großen Eckquader, „Kunst“ und „Arbeit“ darstellend, die Gedenktafel, Vasen mit Schildkröten, Salamandern, Fröschen etc., gestaltete einen Wandbrunnen inmitten der Parkeinfassung und formte die beiden Keramikfiguren in der Diele. Der eine der beiden keramischen Putti, die in mancher Hinsicht an verwandte Arbeiten Michael Powolnys erinnern, steht nun im Garten des ehemaligen Wohnhauses von Hans Gerstmayr. Die übrigen Teile wurden bei Umbauten und Erneuerungen nach der Übernahme des Gebäudes durch die Höhere Technische Lehranstalt des Bundes (1959) entfernt und finden sich, zu einem Kachelofen zusammengesetzt, ebenfalls in einem Privathaus.¹⁴

Über die umfangreichen Arbeiten im Zusammenhang mit der Errichtung des Meister-Ateliers hinaus schuf Gerstmayr in den Jahren 1908 bis 1910 weitere Sandsteinplastiken. Genannt seien die hohe, monumentale Stele für das Grabmal der Familie Herzig mit einem die Auferstehung symbolisierenden Halbreilief, das eine zu Gottvater entschwebende Seele darstellt, sowie zwei Engelsfiguren an der Grabstätte der Fa-

¹³ A. S. (1937), S. 19 (mit Abb.); Lugmayer (1959), S. 43 mit Abb. 52–54 und Watzinger (1982a), S. 88 f. (mit Abb.). Historische Fotoaufnahme im Museum der Stadt Steyr, Inv.-Nr. XV 6.137/107.

¹⁴ Die Teile des Keramikofens wurden zwar nicht, wie Watzinger (1982a), S. 73 beschreibt, zerstört, fielen aber offenbar beinahe der Spitzhacke zum Opfer und konnten von einem 1907 geborenen ehemaligen Schüler und langjährigen Bekannten von Hans Gerstmayr, Franz Thurnhofer, in letzter Minute gerettet werden, der aus den verbleibenden Teilen wiederum einen Ofen aufbaute.



Hans Gerstmayr: Jagdmesser für Maximilian Walzel Ritter von Wiesentreu. Detail: Jagdgöttin Diana mit dem Bogen. Vor 1910.

milie Kemetmüller (beides auf dem Ta-
borfriedhof in Steyr).¹⁵

Während Blümelhuber bis zum Ersten Weltkrieg – ausschließlich in der Tradition des Historismus – auf Formen der Gotik und der Renaissance zurückgegriffen hatte, war bei Hans Gerstmayr das Formenrepertoire des Sezessionismus von Anbeginn Bestandteil der künstlerischen Auseinandersetzung.¹⁶ Die Herstellung von Originalschmuck aus Stahl, auch unter der Bezeichnung „Steyrer Volksschmuck“ geläufig, brachte er während seiner Mitarbeiterzeit im Meister-Atelier als seine ureigenste Schöpfung und künstlerische Errungenschaft ein:¹⁷ Im Auftrag Michael Blümelhubers schuf er gemeinsam mit Ferdinand Anders ein Armband als Hochzeitsgeschenk für die Kaiserin Zita von Österreich-Ungarn,¹⁸ es folgte ein dreiteiliger Stahlschnitt-Anhänger für Sophie von Hohenberg, bestehend aus einer Aureole, einem geflügelten Puttoköpfchen und dem Herzen Jesu mit der Dornenkrone (offenbar nach dem Vorbild des Haupt-

¹⁵ Vgl. Watzinger (1982a), S. 80 (mit Abbildung des Grabmals der Familie Herzig) und S. 125.

¹⁶ Vgl. in diesem Zusammenhang die Bemerkungen Helmuth Gsöllpointners in: Gsöllpointner (1996), S. 179.

¹⁷ Watzinger – Kutschera (1965), S. 105. Hans Gerstmayr hat wahrscheinlich die Herstellung von Schmuck aus Stahl gewissermaßen in das Meister-Atelier eingeführt. Wie aus Pudor (1915), S. 163 (mit Abb.) hervorgeht, hat Michael Blümelhuber der Publikation von manchen Objekten des so genannten „Steyrer Stahlschmucks“ wie des Colliers für Adele Döttlinger, da diese gewissermaßen unter seiner Ägide in dem von ihm geleiteten Meister-Atelier entstanden, als Arbeiten von eigener Hand offenbar zugestimmt. Vgl. auch Gross – Lettner (2008), besonders den Abschnitt Ausstellungsobjekte Nr. 1–26 auf S. 18–28.

¹⁸ Watzinger (1982a), S. 92 f. (mit Abb. auf S. 92).



Hans Gerstmayr: Keramikfiguren in der Diele des Meister-Ateliers. Aufnahme: 1914.

Foto: Archiv der Stadt Steyr

motives im Stahlkreuz von Kalksburg). Ein weiteres Armband wurde für die Familie Lanckoroński angefertigt. Aber auch Bürgerliche fungierten als Auftraggeber. Der erste von Hans Gerstmayr je in Stahl geschnittene Anhänger, noch im Gründungsjahr des Meister-Ateliers (1910) entstanden, war ein besonders harmonisch und formschön gestaltetes, als Brautschmuck für die Cousine des Künstlers, Adele Döttlinger, dienendes Collier¹⁹ mit Perlenanhänger und

¹⁹ Das in Stahl geschnittene Collier zeigt in seinem mittleren Schmuckmedaillon die ligierten Initialen seiner Trägerin: „DA“. Es befindet sich heute im Hans-Gerstmayr-Museum auf Schloss Pragsstein in Mauthausen. Vgl.: Pudor (1915), S. 163 (mit Abb.); Lugmayer (1959), S. 54 (mit Abb. 55); Watzinger (1982a), S. 87 (mit Abb.); Lettner (1985), S. 16 (Abb.) und S. 18, Kat. Nr. 5 und Gross – Lettner (2008), Nr. 24 auf S. 27 (mit Bild 030). Datierung nach Inv.-Nr. XV – 6.137 (Nr. 108) im Museum der Stadt Steyr. Die in der Mitte des Colliers befindliche Darstellung der Göttin Diana wird von einem zart gegliederten Gitterornament umgeben. Dessen Gehänge mündet zuletzt in einer Perle.



*Hans Gerstmayr: Collier für Adele Döttlinger. 1910.
Hans-Gerstmayr-Museum auf Schloss Pragstein.*

einer Darstellung der Göttin Diana im Zentrum. Dieses Collier wurde auf der Pariser Weltausstellung des Jahres 1937 präsentiert und mit einer Goldmedaille ausgezeichnet. Außer dem Collier fertigte Gerstmayr für die Cousine einen kleinen, mit der Aufschrift „Weihnachten 1910“ bezeichneten Handspiegel²⁰ und 1912 ein teilweise in Stahl geschnittenes, emailliertes Schmuckhalsband. Der Handspiegel befindet sich in einem durchbrochen gearbeiteten Silbergehäuse, das eine von einem Rosenornament umgebene, in einen Spiegel blickende Frau in langem Kleid zeigt. Gleichfalls 1912 entstanden ein Stahlanhänger als Hochzeitsgeschenk für Grete

Spängler und ein im Auftrag von Ingenieur Karl Reithofer gefertigtes Jäger-Armband. Arbeiten Gerstmayrs gelangten bei Ausstellungen unter anderem in Helsinki, Leipzig, Linz, London, Oslo, Steyr, Stuttgart und Wels, wo der Künstler mit einer Goldmedaille prämiert wurde, sowie in Wien zur Präsentation.²¹ In den Jahren vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges gab der vormalige Ministerpräsident (1908–1911) Richard von Bienerth-Schmerling die Ergänzungen von Eisenschnittverzierungen eines Pistolenpaares aus dem 17. Jahrhundert in Auftrag.²² Von Hans Gerstmayrs Hand entstanden überdies Jagd- und Papiermesser, ein Brieföffner für Ludovica von Imhof, eine Enkelin Josef Werndls, zur Erinnerung an deren Ägyptenaufenthalt,²³ Brieföffner, Petschafte (etwa das nach einer Ideenskizze Michael Blümehubers 1910 gefertigte Rosen-Petschafte des Generaldirektors der Wittkowitz Eisenwerke Dr. Friedrich Schuster²⁴ oder das Edelweiß-Petschafte des Ministers

²⁰ Fotoaufnahmen im Museum der Stadt Steyr, Inv.-Nr. 6.137/109.

²¹ Lettner (1985), S. 8.

²² Richard von Bienerth-Schmerling (* 2. 3. 1863, † 3. 6. 1918) war von 1906 bis 1908 Innenminister, wobei er unter anderem an der Wahlrechtsreform von 1907, die die Einführung des Allgemeinen Wahlrechtes für Männer brachte, mitwirkte, und anschließend – bis zu seiner Ablöse durch Paul Gautsch Freiherr von Frankenthurn am 28. Juni 1911 – Ministerpräsident. Aus dem Fotoatelier Hugo Bichler stammende Glasnegative des Pistolenpaares befinden sich heute als Schenkung von Gertrude Mehwald (Steyr) in der Bibliothek der Oberösterreichischen Landesmuseen in Linz.

²³ Watzinger (1982a), S. 94 (mit Abb.).

²⁴ A. S. (1937), S. 19 (mit Abb.); Lugmayer (1959), S. 55 (mit Abb. 59 / 60) und Watzinger (1982a), S. 83 (mit Abb.).

Hans Schürff²⁵), ferner Scheren, Schlüssel und Prägestempel, von denen sich einer bis heute in der Sammlung der Abteilung Metalldesign der Höheren Technischen Bundeslehranstalt Steyr erhalten hat (vermutlich für ein Exlibris geschaffen, kombiniert er die Motive einer Eule und eines Buchs). Der Anhänger mit dem Portrait von Otto Schönauer (* 1844, † 1913), von 1896 bis zu seinem Tode technischer Direktor der Steyrer Waffenfabrik und seit 1908 Ehrenbürger von Steyr, stammt aus dem Jahr 1914.²⁶

Hans Gerstmayr entwarf und schnitt auch eine Vielzahl von Medaillen, Plaketten und Abzeichen zu unterschiedlichsten Anlässen: unter anderem eine Plakette mit der Aufschrift „Stille Nacht/ Heilige Nacht“, die 1907 geschnittene Plakette „Salve regina“ und ein Medaillon, beide für die Marianische Jungfrauen-Kongregation in Steyr, eine Unika-Plakette „Rosa mystica“²⁷ sowie eine in Stahlnegativschnitt ausgeführte Plakette zur Eröffnung des Steyrer Meister-Ateliers. Auf der Vorderseite zeigt Letztere das Portrait Michael Blümelhubers, daneben die Aufschrift „Gott sei Dank und allen lieben Förderern“, auf der Rückseite die „Villa“ am Posthofberg (heute Michael-Blümelhuber-Straße), darunter den Text „Erinnerung an Zustandekommen, Erbauung u[nd] Eröffnung des staat[lich] subv[entionierten] Meister-Ateliers für Stahlschnitt in Steyr“.²⁸ Hinzu kommen der Avers der Schubertplakette der Steyrer Liedertafel 1913,²⁹ eine Bronzemedaille zum Faschingsfest der Steyrer Liedertafel 1914 (gemeinsam mit Ferdinand Anders),³⁰ eine vom Steyrer Männergesangsverein gewidmete Plakette mit dem Portrait Anton Bruckners,³¹ eine Plakette für den

1894 gegründeten Radfahrerverband für Tirol und Vorarlberg, eine Hessen-Medaille, außerdem verschiedene Sportplaketten, darunter die besonders schöne Plakette für den 1. Oberösterreichischen Schiklub Telemark Steyr mit dem Bildnis eines Skispringers vor dem Hintergrund einer Vedute von Steyr mit der Stadtpfarrkirche,³² und eine Plakette zum 15. Gauturnfest Steyr 1910. Weiters verschiedene Abzeichen und Ansteck-

²⁵ A. S. (1937), S. 19 (mit Abb.); Lugmayer (1959), S. 56 (mit Abb. 64). Hans Schürff (* 12. 5. 1875 Mödling, † 27. 3. 1939 Wien) war von 1923 bis 1929 Bundesminister für Handel und Verkehr und von 1930 bis 1931 Justizminister.

²⁶ Lugmayer (1959), S. 558 (mit Abb. 61).

²⁷ Vgl. (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.3.2. auf S. 588.

²⁸ Vgl. Watzinger (1982a), S. 79 (mit Abb.) und künftig Prokisch (in Vorbereitung). Hans Gerstmayr schuf möglicherweise als Probearbeit für den Avers der Eröffnungplakette des Meister-Ateliers eine in Kupfer getriebene Portraitdarstellung Michael Blümelhubers, die sich heute im Museum der Stadt Steyr [Inv.-Nr. F 11.800] befindet.

²⁹ Der Revers wurde von Ferdinand Anders geschnitten. Die Prägestocke der Plakette haben sich erhalten. Jener für den Avers befindet sich im Museum der Stadt Steyr, der für den Revers in den Sammlungen der Abteilung Metalldesign der HTL Steyr. Die Portraitdarstellung des Komponisten Franz Schubert orientiert sich offenbar an der von Viktor Tilgner geschaffenen und am 27. September 1890 enthüllten Schubert-Gedenktafel am Haus Stadtplatz Nr. 16 in Steyr (Steyrer Zeitung, 15. Jahrgang, Nr. 82 vom 12. 10. 1890, S. 3 f.).

³⁰ Vgl. den Abschnitt „Vermehrung der Sammlungen (im Jahre 1914)“. In: JbOÖMv 73 (1915), S. 26 f. Dieses Faschingsfest stand unter der Devise „Handel und Verkehr“. Hans Gerstmayr schuf eine Seite mit der Darstellung des Handels, Ferdinand Anders die andere mit der Darstellung des Verkehrs.

³¹ Watzinger (1982a), S. 98 (mit Abb. links).

³² Watzinger (1982a), S. 82 (mit Abb.).

nadeln, wiederum für den 1. Oberösterreichischen Schiklub Telemark Steyr (mit der Darstellung eines Langläufers vor dem Stadtbild von Steyr), zum sechzigjährigen Bestandsjubiläum der Freiwilligen Feuerwehr Steyr 1924, für den „Männer-Gesangsverein Freystadt [sic!] OÖ.“ zum fünfundsiebzigjährigen „Gründungsfest 6. Juli 1924“ sowie zu den Jubiläen „75 Jahre Liedertafel Steyr 1850–1925“ und „25 Jahre Verein der Musikfreunde in Garsten“ 1928. Das reiche Œuvre an Gelegenheitsarbeiten dieser Art ergänzen weiters Abzeichen bzw. Anstecknadeln zur 40-Jahr-Feier der Gründung des A-cappella-Chores Sängerkunst Steyr zu Pfingsten 1926, zum fünfzigjährigen Bestandsjubiläum der Bundeslehranstalt Steyr 1928, für die Stadt Steyr 1928 (mit dem Wappen des „Steyrer Panthers“), für den Verein Heimatpflege Steyr, für den „Männergesangsverein ‚Einigkeit‘ Sankt Valentin an der Westbahn“, zur Erinnerung an das siebzigjährige Gründungsfest des Kriegerveteranenvereins Steyr am 5. Juli 1936, zum siebzigjährigen Bestehen des Militär-Veteranenvereins Mauthausen 1937 und zum 85-Jahr-Jubiläum der Gründung der Freiwilligen Feuerwehr Steyr 1949. Abschließend genannt seien Medaille, Plakette (mit dem Portrait von Friedrich Wilhelm Raiffeisen)³³ und Auszeichnungsnadel für besondere Verdienste um die Anwaltschaft der Land- und Forstwirtschaftlichen Genossenschaften Oberösterreichs (1947) und Medaille sowie Anstecker zum hundertjährigen Bestandsjubiläum der Bundesrealschule Linz (mit dem Portrait Adalbert Stifters).³⁴

Für die Kunstsammlung des Jesuitenkollegiums Kalksburg bei Wien schuf

Hans Gerstmayr (neben dem 1911 mit getriebenen Beschlägen und Silbertreibarbeiten ausgestatteten Lederetui zum so genannten „Kalksburger Kreuz“ Michael Blümelhubers) drei in Stahl geschnittene Plaketten in verschiedenen Arbeitsstadien.³⁵ 1910 bis 1914 beschäftigte sich Gerstmayr auch mit graphischen Arbeiten, das heißt mit Entwürfen für Plakate, Postkarten und Buchschmuck. Besonders eindrucksvoll ist sein Plakat zum „Karnevalsfest in der Eisenstadt Steyr am Faschingssonntag, dem 22. Februar 1914“.³⁶

Im ersten Kriegsjahr zum Wehrdienst eingezogen, war Hans Gerstmayr 1917/18 militärischer Leiter einer Abteilung des im Zisterzienserkloster Wettingen-Mehrerau am Bodensee (Bezirk Bregenz/Vorarlberg) untergebrachten Reservespitals. Nach Kriegsende berief der Abt dieses Klosters, Dr. Kassian Haid, den Künstler als Zeichenlehrer an das dortige Stiftsgymnasium. In der Freizeit entstanden Glasfenster, darunter eines mit einer Herz-Jesu-Darstellung sowie den beiden in Anbetung versunkenen Heiligen Bernhard von Clairvaux und Gertrud von Helfta,³⁷ des Weiteren

³³ Watzinger (1982a), S. 107 (mit Abb.) und Hippmann (1999), Kat.-Nr. 0514-0517 (auf S. 138 f.) (mit Abb.).

³⁴ Vgl. Hippmann (2007), Kat.-Nr. 178-606 und 178-607 auf S. 156 f. (mit Abb.) und künftig Prokisch (in Vorbereitung).

³⁵ Watzinger (1982a), S. 124.

³⁶ Watzinger (1982a), S. 84 (mit Abbildung).

³⁷ Lettner (1985), S. 20 (Abb.). Wahrscheinlich in seiner Zeit in Vorarlberg als Familiaris der Zisterzienserabtei Mehrerau schuf er ein bislang nur aus dem Gipsmodell bekanntes Abzeichen mit der Darstellung des Martins-Turmes in Bregenz und mit der Aufschrift „Castrum Brigantium“. Eine Medaille mit der Darstellung eines Imkers vor den Bienenstöcken samt einer überproportional



Hans Gerstmayr beim Unterricht an der Steyrer Bundesgewerbeschule. Vermutlich 1930er-Jahre.

Arbeiten für andere Klöster des Zisterzienserordens, vor allem mehrere Äbte-siegel und Brustkreuze. Diese Aufträge wurden anfangs durch Abt Kassian Haid vermittelt, für den Gerstmayr 1918 ein Pektorale in Silberschnitttechnik geschaffen hatte. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang die Pektoralien für die Äbte Karl Münz (1925–1936) von Himmerode bei Trier,³⁸ Theodor Springer von Seitenstetten (Bezirk Amstetten / NÖ, Datierung 1925) und Adrian Zacher (1907–1922) von Wilten (in Innsbruck / Tirol, Datierung 1920), für die Äbte von Marienstatt in Jever (Landkreis Friesland / Niedersachsen), Seligenporten in der Marktgemeinde Pyrbaum (Landkreis Neumarkt in der Oberpfalz / Bayern),³⁹ für die Äbtissin (1905–1941) Maria Scholastica Höchle (* 1855, † 1943) von

Mariazell-Wurmsbach (Kanton Sankt Gallen / Schweiz) sowie für die Äbtissinnen der Frauenklöster Eschenbach (Kanton Luzern / Schweiz), Frauenthal in der Gemeinde Cham (Kanton Zug / Schweiz) und Magdenau in Degersheim (Kanton Sankt Gallen / Schweiz). 1926 schnitt Hans Gerstmayr im Auftrag von

dargestellten Honigbiene im Vordergrund mit der fragmentarischen Aufschrift „Einig f(ü)r ... dem Verdienste“ ist dem Autor vorläufig nur durch das erhaltene Gipsmodell von der Hand des Künstlers bekannt.

³⁸ A. S. (1937), S. 21 (mit Abb.); Lugmayer (1991), S. 58 (Gründung des Klosters Himmerode 1922) und Lettner (2008), S. 219 (mit Abb.) (mit korrekter Datierung in das Jahr 1925). Hans Gerstmayr schuf neben dem Pektorale einen Abtring aus Silber und einen Siegelstock in Stahlschnitttechnik: vgl. Lettner (2008), S. 220.

³⁹ A. S. (1937), S. 21 (mit Abb.).

Abt Theodor Springer aus Seitenstetten einen Ring für einen amerikanischen Empfänger, Abt (1921–1943) Martin Veth (* 1874) von Atchison (Kansas).⁴⁰ Das einzige für einen oberösterreichischen Kloostervorsteher, Ignaz Schachermair von Kremsmünster, geschaffene Pektorale entstand erst nach dem Zweiten Weltkrieg, im Jahr 1952, zum Goldenen Priesterjubiläum dieses Benediktinerabtes.⁴¹

Lehrer an der Bundesfachschule in Steyr

Vom Kriegsdienst und vom Aufenthalt in Mehrerau, wo ihm das Miterleben des klösterlichen Alltags nachhaltige spirituelle Erfahrungen und persönliche Freundschaften – unter anderem mit Abt Kassian Haid und einigen Patres des Zisterzienserordens – beschert hatte, kehrte Hans Gerstmayr nicht mehr an das Meister-Atelier für Stahlschnitt zurück. Vielmehr wurde er 1920 als Nachfolger von Leo Zimpel an die Steyrer Bundesfachschule berufen und per Dekret des Unterrichtsministeriums „wirklicher Lehrer“ der Abteilung Graveure und Modelleure mit dem besonderen Auftrag, den Stahlschnitt zu lehren. Damit hatte Gerstmayr auch die ersehnte wirtschaftliche Absicherung erreicht, denn den notwendigen sicheren Broterwerb und die gewünschte Altersversorgung hätte das Meister-Atelier, das keine staatliche Schule war, dem ab 1923 mit Wilhelmine Weinelt⁴² verheirateten, künftigen Familienvater nicht garantieren können.⁴³

Für das Meister-Atelier fortan kaum noch verfügbar, konnte sich Gerstmayr im Rahmen und begleitend zu seiner

Lehrtätigkeit immer wieder künstlerisch betätigen und seine außergewöhnlichen Fähigkeiten sowie seine Meisterschaft sehr wohl entfalten. Als Lehrer an der Steyrer Bundesfachschule richtete er sich ein eigenes Atelier in den Räumen der ehemaligen Jäger-Kaserne an der Schlüsselhofstraße ein, wohin die Schule nach Kriegsende vom ursprünglichen Gebäude am Steyrfluss übersiedelt war. Ein großes Œuvre⁴⁴ entstand: Für das Augustiner-Chorherrenstift Sankt Florian schnitt Gerstmayr ein Hostieneisen,⁴⁵ auf Einladung des Direktors der Wiener Bundessammlung für Münzen und Medaillen Dr. August von Loehr⁴⁶ fertigte er – heute im Münzkabinett des Kunsthistorischen Museums gehütete – Kopien von alten Prägwalzen für einen Taler von Kaiser Rudolf II. aus dem Jahr 1604, um die Vorführung einer Walzenprägung im Hauptmünzamt anlässlich

⁴⁰ Vgl. Lettner (2008), S. 220, der auch einige ikonographische Angaben zu den Pektoralien bringt.

⁴¹ Lugmayer (1991), S. 60 und (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.3.4. auf S. 588 f. Zwei Jahre nach dem Pektorale mit Kette entstand der Ring anlässlich des Silbernen Abtjubiläums von Abt Ignaz Schachermair (* Sankt Marien 14. 11. 1877, † 14. 6. 1970 Kremsmünster).

⁴² Watzinger (1982a), S. 67 und S. 111 f. (mit Abb. auf S. 111).

⁴³ Watzinger (1982a), S. 64.

⁴⁴ Zum Werk Hans Gerstmayrs äußert sich ausführlicher Watzinger (1982a), besonders S. 77–110 und S. 124 f.

⁴⁵ A. S. (1937), S. 20 (mit Abb.).

⁴⁶ Dr. August von Loehr (* Wien 31. 3. 1882, † 11. 7. 1965 ebenda) war von 1945 bis 1950 erster Direktor des Kunsthistorischen Museums und Gründer des ehemaligen Museums österreichischer Kultur. Vgl. dazu inhaltlich: Hans Gerstmayr: Die Technik der Walzenprägung. In: Watzinger (1982a), S. 115–119.

der fünften Deutschen Münzforschertagung im August 1928 in Wien zu ermöglichen. Für die Stempelsammlung des Hauptmünzamtes schnitt er drei Stahlprägestempel einer Portraitmedaille in drei Stadien des Arbeitsvorganges.⁴⁷

1929 folgten, im Auftrag von Eugen Amreich (1912–1931 Abt des steiermärkischen Zisterzienserstiftes Rein / † 28. 2. 1940), die so genannten „Reiner Gnadenschlüssel“ zum 800-jährigen Jubiläum der Klostergründung.⁴⁸ Zu Gerstmayrs hervorragendsten Stahlschnittarbeiten gehört das für die Bundeslehranstalt in Steyr gefertigte Schwurkreuz: Vom dornenumwundenen Antlitz des Erlösers im Kreuzpunkt der Balken gehen zarte Strahlen aus, die Kreuz-Inschrift gibt die Zusage Jesu Christi „Ich bin die Wahrheit“ wieder.⁴⁹

Die Vollendung des 1937 in Auftrag gegebenen, elf Zentimeter hohen Stadtsiegels von Steyr fiel ins Jahr 1939. Annähernd in dieselbe Zeit datiert der Entwurf einer Ehrenkette aus Stahl für das Linzer Stadtoberhaupt, der jedoch nicht zur Ausführung gelangte.⁵⁰ 1947 entstand ein Stahlanhänger für den Nationalrat und ehemaligen Bürgermeister von Bad Hall Hans Hager.

Bereits 1930 mit dem Berufstitel Professor ausgezeichnet, nahm Hans Gerstmayr 1949 Abschied von seiner aktiven Berufslaufbahn. Seinen fast vier Jahrzehnte währenden ‚Ruhestand‘ verbrachte er als weitem bekannte und anerkannte Künstlerpersönlichkeit in seiner Wohngemeinde Mauthausen und nutzte die neu gewonnene Zeit bis ins hohe Alter zu künstlerischer Aktivität.

Grabkreuze und Entwürfe für Schmiedeeisen

Professor Hans Gerstmayr erlangte große Bedeutung nicht zuletzt durch eine Erneuerung der Kunst der Herstellung schmiedeeiserner Grabkreuze, wobei er an die hochentwickelte heimische Grabkreuzschmiedekunst der Barockzeit anknüpfte. Seine Schöpfungen verbinden im Regelfall Treibarbeiten in Kupfer mit dem geschmiedeten Eisen. Geschätzt 150 Grabkreuze in mehreren Bundesländern, vor allem aber auf den Friedhöfen von Naarn, Mauthausen und Steyr,⁵¹ geben Zeugnis von der Höhe

⁴⁷ Watzinger (1982a), S. 124 und Lettner (1985), S. 7.

⁴⁸ Ein Exemplar befindet sich in der Sammlung für Münzen, Medaillen und Geldzeichen des Kunsthistorischen Museums in Wien, Inv.-Nr. 19.148/914B.

⁴⁹ A. S. (1937), S. 22 (mit Abb.); Lugmayer (1959), S. 57 (mit Abbildung 70); Watzinger (1982a), S. 101 (mit Abb.) und Lettner (1985), S. 19, Nr. 53. Dieses Schwurkreuz steht in der Direktion der HTL Steyr bis heute zur Ableistung des Dienstes in Verwendung.

⁵⁰ Der Entwurf befindet sich im Archiv des Hans-Gerstmayr-Museums im Schloss Pragstein in Mauthausen.

⁵¹ Zwei publizierte Beispiele unter den vielen hervorragenden Werken dieser Art sind das auf dem Taborfriedhof in Steyr befindliche Grabkreuz für den jungen Polizisten Hans Preiner (* 23. 7. 1909), der während des Bürgerkrieges am 12. Februar 1934 in Ausübung seines Berufes in Linz sein Leben lassen musste, mit einem besonders schönen, in Kupfer getriebenen Portraitbildnis, das sich durch die für das Portraitschaffen Gerstmayrs kennzeichnende besondere Lebendigkeit auszeichnet, sowie das Grabkreuz für Fräulein Cäcilia Hiegelsberger (* 1879, † 1926) mit einem in Kupfer getriebenen, dornenumwundenen Herzen Jesu als zentralem Motiv, um das vier weitere Kupfertreibarbeiten, bezugnehmend auf die Mitgliedschaften der Verstorbenen bei der Marianischen Jungfrauenkongregation, bei der Schwesterngenossenschaft vom Herzen Jesu und beim Kirchen-



Hans Gerstmayr: „Trauernde Frau am Grabe Christi“. Treibarbeit für ein Grabmal.

seiner auch hier erreichten besonderen Meisterschaft. Zahlreiche Entwürfe für Grabkreuze sind im Hans-Gerstmayr-Museum im Schloss Pragstein in Mauthausen aufbewahrt.⁵² Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges schuf Gerstmayr das Grabkreuz für Magdalena und Josef Göbl⁵³ am Friedhof in Mauthausen mit einer in Kupfer getriebenen Darstellung der „Magna Mater Austriae“, der Muttergottes von Mariazell, als kryptischem Sinnbild des Österreichbewusstseins in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur. 1966 entstand im Auftrag von Ilsa Poschacher eine Gedenktafel für deren Eltern, den k. u. k. Hof- und Kammerjuwelier Theodor Köchert und Marie Köchert, geborene Jurie von Lavandal, sowie für den Großvater Dr. Gustav Jurie von Lavandal⁵⁴ im Friedhofsbereich um die Pfarrkirche Mauthausen. Hans

Gerstmayr verdanken wir auch die Entwürfe für schmiedeeiserne Friedhofs-

chor in Steyr sowie auf ihre Pilgerschaft zu den Leidensstätten Christi in Jerusalem, angeordnet sind. Hervorzuheben sind auch die Treibarbeiten Hans Gerstmayrs für das Grab seiner eigenen Familie sowie für dasjenige der Familie Eysn auf dem Friedhof in Mauthausen. Grabkreuze nach Entwürfen von Hans Gerstmayr, die im Regelfall auch mit Treibarbeiten von seiner Hand ausgestattet sind, finden sich ebenso auf den Friedhöfen von Gramastetten (für einen ehemaligen Gemeindearzt), Gutau, Rainbach, Sankt Valentin und Wilhering. Vgl. auch Kastner (1952).

⁵² Die Veröffentlichung aller von Hans Gerstmayr entworfenen bzw. geschaffenen Grabdenkmäler wäre ein heimatkundliches Desiderat.

⁵³ Die Grabinschrift nennt Magdalena Göbl (* 19. 6. 1872, † 26. 2. 1944) und den Bankbeamten in Ruhe Josef Göbl (* 27. 11. 1871, † 27. 2. 1945).

⁵⁴ Hofrat Dr. med. Gustav Jurie von Lavandal (* Wien 17. 5. 1841, † 20. 6. 1924) war seit 1895 Chefarzt des souveränen Malteser-Ritterordens.

tore in Grein und Linz-Urfahr sowie für das Eingangstor des Gemeindeamtes Tragwein.⁵⁵ Arbeiten für verschiedene Auftraggeber sind noch bis zur letzten Lebensphase in nicht geringer Anzahl entstanden.

Treiarbeiten in Kupfer, Silber, Gold und Messing

Bereits 1931, anlässlich des fünfzigjährigen Firmenjubiläums der Papier- und Pappenfabriken Gebrüder Mahler, entstand eine von den Angestellten in Auftrag gegebene, kupfergetriebene Tafel mit den Portraits der Firmengründer Sigmund (* 1855, † 1923) und Kommerzialrat Adolf Mahler († 1948) sowie des dritten Bruders Kommerzialrat Gottlieb Mahler (* 1867, † 1936).⁵⁶

Selbst noch im hohen Alter war Professor Gerstmayr in der Lage, ausdruckstarke Treiarbeiten herzustellen: Anzuführen sind hier eine lebensgroße, in Kupfer getriebene, von einem schmiedeeisernen Gitter mit Rosen-Motiven eingefasste Darstellung der Muttergottes für die Mariahilf-Apotheke (mit der Jahreszahl „1968“ und den Initialen des damaligen Eigentümers der Apotheke Norbert Aichberger senior), noch im höchsten Alter geschaffene religiöse Darstellungen bzw. Portraitreliefs (Corpus Christi und Apostelsymbole) sowie ein in Kupfer getriebenes Kruzifix für das Pfarrheim – alle genannten Werke befinden sich bis heute in seiner Wohn-gemeinde Mauthausen, in der und für die sie Professor Hans Gerstmayr geschaffen hat.⁵⁷



Hans Gerstmayr: Muttergottes für die Mariahilf-Apotheke in Mauthausen. Treiarbeit in Kupfer. 1968.

Jeweils zwei in Silber getriebene Darstellungen seiner Tochter Inge, seines Sohnes Herbert sowie seiner Enkel

⁵⁵ Lettner (1985), S. 7.

⁵⁶ Neben den Portraits finden sich die Jahreszahlen „1881“ und „1931“ und unter der bildlichen Darstellung die Inschrift „Zum 50jähr(igen) Bestandsfest / der F(irm)a Brüder Mahler / Die Angestellten“. Zur Geschichte der Firma Mahler vgl. Eckstein (2008). Die Gebrüder Mahler hatten einen Papierkonzern mit Standorten in Rennersdorf, Traun, Wieselburg, Ybbs und Weißenberg aufgebaut.

⁵⁷ Watzinger (1982a), S. 125.

Hans-Christian und Verena (im Seitenprofil)⁵⁸ stellen zusammen mit dem ‚Jindra-Kopf‘⁵⁹ besonders eindrucksvolle Beispiele für die herausragende Portraitkunst Gerstmays dar.

Denkmäler

Schöpfungen von hohem Rang hinterließ Hans Gerstmayr ebenso im Denkmalebereich. 1908 hatte er für einen Kaiser-Franz-Joseph-Jubiläums-Brunnen im Innenhof des Benediktinerstiftes Melk zwei Sandsteinreliefs mit jubelnden Kindern nach einem Entwurf der Architekten Siegfried Theiß und Hans Jaksch⁶⁰ gearbeitet, dazu aus Kupfer getrieben das lebensgroße Portrait des Kaisers sowie einen Edelweißfries und eine wasserspeiende Froschmaske.⁶¹ Der Brunnen wurde nach Ausrufung der Republik 1918 leider abgetragen. Noch vor dem Ersten Weltkrieg fertigte Gerstmayr ein Madonnenrelief an der Villa des Direktors der Waffenfabrikgesellschaft Otto Schönauer in der Steyrer Schlüsselhofgasse sowie ein Kupferrelief für das Denkmal des Dichters Josef Moser in Klaus; das am 3. August 1913 enthüllte Relief zeigt, flankiert von zwei Putten und umgeben von Bäumen, das Wohnhaus des Literaten.⁶² 1926 entstand eine schöne Treiarbeit mit dem Motiv einer harfenspielenden Frau und darunter mit der auf den Anlass dieser Werkschöpfung eingehenden Inschrift: „Dem A Cappella-Chor ‚Sängerlust‘ Steyr zu seinem 40 jähr(igen) Bestande / Pflingsten 1926 / Die Steyrer Liedertafel“. Hans Gerstmayr entwarf auch Kriegerdenkmäler und fertigte deren in Kupfer getriebene Schmuckelemente an,



Hans Gerstmayr: Portrait Kaiser Franz Josephs I. Kupfertreiarbeit vom Kriegerdenkmal in Kronstorf. 1934.

etwa in Katsdorf, Kronstorf, Ried in der Riedmark und Sankt Valentin.⁶³ Er schuf ferner getriebene Portraitdarstellungen Anton Bruckners und Franz Schuberts, Letztere für einen am 6. Dezember 1953 enthüllten Gedenkstein in Sankt Valen-

⁵⁸ Zu den im Jahr 1929 entstandenen Portraits der Kinder Hans Gerstmays vgl. (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.3.3. auf S. 588. Zwei zu Weihnachten 1929 fertig gestellte und auf Dosen montierte Silbertreiarbeiten mit den Portraits seiner Kinder Ingeborg und Herbert befinden sich im Hans Gerstmayr-Museum im Schloss Pragstein in Mauthausen [Gross – Lettner (2008), Nr. 27 auf S. 29 (mit Bild 016)]. Die Portraits seiner Enkel entstanden im Jahr 1960.

⁵⁹ Watzinger (1982a), S. 109 (mit Abb.).

⁶⁰ Siegfried Theiss (* 17. 11. 1882 Pressburg, † 24. 1. 1963 Wien) und Hans Jaksch (* 29. 10. 1879 Hengersdorf in Nordböhmen / Dubnice pod Ralskem, † 8. 1. 1970 Wien).

⁶¹ Bei dieser Gelegenheit begab sich der Künstler auch nach Wien, um den großen Kaiser-Jubiläumsfestzug anlässlich des sechzigjährigen Regierungsjubiläums zu sehen.

⁶² Steyrer Kalender 1914, S. 208–211 (mit Abb.).

⁶³ Watzinger (1982a), S. 125.

tin,⁶⁴ sowie in Kefermarkt für das Haus Nr. 41 eine Gedenktafel mit dem Portrait des Neuseelandforschers Andreas Reischek senior (* 15. 9. 1845, † 3. 4. 1902),⁶⁵ der, dem Vorbild Adalbert Stifters folgend, erneut eine Restaurierung des Flügelaltars in der Wallfahrts- und Pfarrkirche zum heiligen Wolfgang veranlasst hatte. 1937 entwarf Gerstmayr das so genannte „Halterkreuz“ vor dem Schwalbleck, einem ehemals gefährlichen Stromhindernis bei Grein; das von einem Schmied in Naarn ausgeführte, 1954 durch Hochwasser beschädigte Kruzifix wurde 1960 nach dem ursprünglichen Entwurf erneuert und im folgenden Jahr durch den Linzer Diözesanbischof Franz Salesius Zauner⁶⁶ geweiht.

Wie im ersten Teil dieser Abhandlung (Oö. Heimatblätter, Heft 3/4-2010) erwähnt, war es Hans Gerstmayr erst nach dem Zweiten Weltkrieg möglich geworden, für die künstlerische Ausgestaltung des Ehrengrabes von Michael Blümelhuber am Steyrer Taborfriedhof ein in Kupfer getriebenes Portraitrelief anzufertigen.

1949 entstanden die in Kupfer getriebenen Tabernakeltüren für die Pfarrkirche Sankt Martin im Mühlkreis. Auch für das am 9. Juli 1950 in Aspach enthüllte Denkmal des Heimatdichters, Pfarrers und Ehrenomherrn der Diözese Linz Georg Wagnleithner⁶⁷ (* Aspach 31. 10. 1861, † 2. 7. 1930 Grieskirchen), der seine Werke unter dem vom Mädchennamen seiner Mutter abgeleiteten Pseudonym „Georg Stibler“ verfasst hatte, schuf Gerstmayr ein Portrait und eine Gedenktafel in Treibarbeit.⁶⁸ 1959 bis 1962 entstanden zwei Tabernakel mit den in Treibarbeit gefertigten Motiven „Herz Jesu“ und „Mariae Verkündigung“ sowie

ein Antependium aus sechs in Metall getriebenen Reliefs mit Motiven aus dem Marienleben, alle drei Werke für die Kirche der Salesianer in Amstetten.⁶⁹

Von Gerstmayrs Hand stammen schließlich der Entwurf zu einem schönen Wegkreuz auf dem Areal des „Mayr-in-Hof-Gutes“ in Wolfern und die in Kupfer getriebene Inschriftentafel für den seit 1730 bestehenden Heinrichsbrunnen in Mauthausen; die aus Anlass der Brunnenrenovierung 1958 geschaffene Tafel gibt in Kurzfassung die Sage vom schwarzen Fisch im Heinrichsbründl wieder.

Nestor der Kunst

1925 zum Korrespondent des Staatsdenkmalamtes ernannt, hatte Hans Gerstmayr das (in Heft 3/4-2010 eingehender dokumentierte) denkmalschützerische Wirken Michael Blümelhubers zuweilen auch mit seinen Fähigkeiten

⁶⁴ Watzinger (1982a), S. 98 (mit Abb.) (Bruckner) und S. 110 (mit Abb.) (Schubert). Im Museum in Sankt Valentin befindet sich eine Treibarbeit mit einer Darstellung des Hauptes Christi mit der Dornenkrone. Es wäre denkbar, dass Hans Gerstmayr weitere Treibarbeiten für einige der zahlreichen Kleindenkmäler in Sankt Valentin geschaffen hat. Johanna Steinacher und Renate Mayrhofer in ihrer Zusammenstellung: „Religiöse Kleindenkmäler in der Stadt Sankt Valentin“. In: Harreither (2000), Band 2, S. 111–155 führen Hans Gerstmayr namentlich nicht an.

⁶⁵ Krackowizer-Berger (1931), S. 259.

⁶⁶ Franz Salesius Zauner (* Tollet 11. 12. 1904, † 20. 2. 1994 Linz) stand von 1956 bis 1980 der Diözese Linz als Bischof vor.

⁶⁷ Georg Wagnleithner (* Aspach 31. 10. 1861) war von 1898 bis zu seinem Tod am 2. Juli 1930 Stadtpfarrer in Grieskirchen.

⁶⁸ Watzinger (1982a), S. 110 (mit Abb.).

⁶⁹ Watzinger (1982a), S. 125.



Hans Gerstmayr im hohen Alter.

als Fotograf⁷⁰ unterstützt; so war man beispielsweise bereits 1910 gemeinsam nach Frauenstein gefahren, um großformatige Aufnahmen der durch Verkaufspläne nach den Vereinigten Staaten von Amerika akut bedrohten Schutzmantelmadonna anzufertigen.

Eine ganz besondere und hohe persönliche Ehre war für Gerstmayr 1925 die Erhebung zum „Familiaris“ (das heißt, zu einer Vertrauensperson, einem „Freund“ und externen Ehrenmitglied) der Zisterzienserabtei Wettingen-Mehrerau. Weitere, offizielle, Würdigungen brachten die nächsten Jahre und Dezennien: 1932, zwei Jahre nach der Verleihung des Professorentitels, wurde er Ehrenbürger von Sankt Valentin, am 29. Juli 1952 verlieh Bundespräsident Theodor Körner dem Siebzjährigen auf Antrag

des Unterrichtsministers Dr. Ernst Kolb den Titel „Regierungsrat“. Die Stadt Steyr zeichnete ihn mit ihrem Ehrenring aus und gab der Verbindung zwischen der Ennser Straße und der Steinerstraße den Namen Hans-Gerstmayr-Straße. In Mauthausen, das ihm seit der Eheschließung mit Wilhelmine Weinelt⁷¹ im Jahr 1923 zur Heimatgemeinde geworden war, wurde ihm zum 80. Geburtstag die Ehrenobmannschaft des Heimatvereines zuerkannt, die Gemeinde Mauthausen schloss sich schließlich 1972, zu Gerstmayrs nächstem runden Geburtstag, mit Ehrenbürgerschaft und Ehrenring an.

Hans Gerstmayr war Mitglied des Oberösterreichischen Künstlerbundes, der Landesgruppe Oberösterreich der Berufsvereinigung bildender Künstler Österreichs, des Vereines „Heimatschutz“ bzw. „Heimatspflege“ in Steyr und, lange Jahre hindurch, Leiter des Katholischen Bildungswerkes Mauthausen.

Trotz seines biblischen Alters blieb Professor Hans Gerstmayr bis fast zuletzt bei voller Gesundheit. Es wurde ihm auch noch in späten Jahren die Freude zuteil, nicht nur die verdiente vielfache öffentliche Wertschätzung seines Lebenswerkes zu erleben, sondern auch den Werdegang vieler seiner Schüler zu überblicken. Hans Gerstmayr starb am

⁷⁰ Hans Gerstmayr hat sich zeitlebens der Fotografie mit Leidenschaft gewidmet: In seinem Nachlass finden sich zum Beispiel Aufnahmen der Darbietung von so genannten „lebenden Bildern“, wie man sie um die Jahrhundertwende gern gestellt hat, unter anderem nach der in Steyr angesiedelten Handlung der Roman-Trilogie „Stephana Schwertner“ von Enrica von Handel-Mazzetti.

⁷¹ Wilhelmine Gerstmayr, geborene Weinelt (* 1890), starb 1971.

28. Oktober 1987, sechseinhalb Monate vor der Feier des 106. Geburtstags, in Mauthausen.

Ferdinand Anders

Ferdinand Anders⁷² (* 19. April 1881) stammte aus Wien. Er besuchte in seiner Heimatstadt die Kunstgewerbe-, später die Staatsgewerbeschule und hatte wie Hans Gerstmayr die Professoren Stefan Schwartz und Julius Trautzl zu Lehrern. Von Michael Blümelhuber am 1. März 1910⁷³ über Vermittlung Gerstmayrs als Assistent in das Steyrer Meister-Atelier für Stahlschnitt aufgenommen, konnte Anders seine Fähigkeiten gleich zum Einstand erproben, indem er am noch im Herbst gleichen Jahres fertig gestellten Ateliergebäude die ornamentalen Oberflächendekors großer Inschrifttafeln schuf.⁷⁴

Im Auftrag Blümelhubers schnitt Anders gemeinsam mit Hans Gerstmayr ein Stahlarmband als Hochzeitsgeschenk für Kaiserin Zita,⁷⁵ für das Meister-Atelier schuf er ferner den Eingangsschlüssel⁷⁶ und eine Uhr,⁷⁷ geschmückt mit den getriebenen allegorischen Darstellungen der Zeit (einer männlichen Gestalt mit Stundenglas) und der Vergänglichkeit (einer weiblichen Gestalt mit Urne). Leider war es Ferdinand Anders aufgrund seines allzu frühen Todes nicht gegönnt, sein großes künstlerisches Potenzial langfristig zu entfalten, sodass nur relativ wenige, aber qualitätvolle Werke entstanden, darunter neben anderem ein Jagdmesser mit Hubertus-symbol,⁷⁸ ein Brieföffner für Franziska Fürstin von Starhemberg,⁷⁹ eine Schere

für den Fürsten Palffy⁸⁰ und ein „Nährvater Josef“ aus Eisen, die Rückseite der Schubertplakette der Steyrer Liederta-

⁷² Watzinger (1935), S. 71 f.: wörtlich zitiert in: Lugmayer (1991), S. 68.

⁷³ Lugmayer (1991), S. 41. Schreiben der k. k. Stathalterei in Österreich ob der Enns, Nr. 1.348/VIII vom 5. März 1910 an die Stadtgemeindevorsteherung Steyr [Magistrat der Stadt Steyr, Registratur, Aktenzahl G/a 14.151 - 1908].

⁷⁴ Lugmayer (1959), S. 39.

⁷⁵ Lugmayer (1991), S. 57 und S. 146 (Abb.) und Watzinger (1982a), S. 92 (Abb.): Das Stahlarmband scheint in seinem Dekor (zahlreiche kleine Putti) auf die zahlreichen Kinder, die Zita von Österreich-Ungarn, die Tochter des Herzogs Robert von Bourbon-Parma, ihrem Gatten Karl I. von Habsburg-Lothringen schenken sollte, Bezug zu nehmen.

⁷⁶ Lugmayer (1991), S. 68 und Foto im Museum der Stadt Steyr, Inv.-Nr. XV-6.137/119.

⁷⁷ Lugmayer (1991), S. 68 und Bildarchiv und Portraitsammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Inv.-Nr. 12.199.

⁷⁸ Lugmayer (1991), S. 152 (Abb.); Fotos im Nachlass von Professor Hans Kröll und im Museum der Stadt Steyr, Inv.-Nr. XV-6.137/40.

⁷⁹ Zum Objekt vgl. Lugmayer (1991), S. 46 (mit Zuordnung zu Michael Blümelhuber). Franziska Fürstin von Starhemberg wurde am 24. Oktober 1875 als Franziska von Larisch-Moennich in Wien geboren. Sie heiratete 1898 den Rittmeister und Erblandmarschall im Erzherzogtum Österreich ob der Enns Ernst Rüdiger von Starhemberg (*1861, † 1927) und gebar diesem vier Kinder, unter ihnen den späteren Bundesführer der österreichischen Heimwehr und Innenminister Ernst Rüdiger Starhemberg (* 1899, † 1956). Franziska („Fanny“) Starhemberg war von 1920 bis 1931 Mitglied des Bundesrates. Sie starb am 27. April 1943 in Bad Darkau (Lázně Darkov), einem Ortsteil von Karwin (Karviná) in Tschechien.

⁸⁰ Hermann Ubell: Ausstellung neuer Stahlschnitte aus dem Meisteratelier Blümelhuber in Steyr (im Festsaal des Museums Francisco Carolinum in Linz) [Ein undatierter Zeitungsausschnitt im Bauakt nennt Ferdinand Anders als ausführenden Künstler des Brieföffners für Franziska Fürstin von Starhemberg und der Schere für den Fürsten Palffy, die beide von Michael Blümelhuber entworfen wurden].



Ferdinand Anders: Eingangsschlüssel für das Meister-Atelier mit dem Landeswappen Oberösterreichs. 1910.

fel⁸¹ aus dem Jahr 1910, die Darstellung einer Seite (mit dem Motiv „Verkehr“) der Medaille für das „Faschingsfest der Steyrer Liedertafel 1914“, eine aufwän-

dig und liebevoll gearbeitete Schmuckdose aus Stahl sowie kleinere in Kupfer getriebene Arbeiten und erlesen ausgeführte Stahlanhänger.⁸²

Ferdinand Anders starb am 9. März 1919 in Steyr an den Folgen seines Einsatzes im Ersten Weltkrieg. Nur 38 Jahre alt geworden, fand er seine letzte Ruhestätte am Steyrer Taborfriedhof, wo seine mit Treibarbeiten von Hans Gerstmayr (Muttergottes mit Christuskind und Rosenmotiven) geschmückte Grabstätte bis heute existiert.⁸³

Hans Kröll

Michael Blümelhuber betrachtete Hans Kröll (* 7. März 1908 in Krems an der Donau / NÖ) als seinen begabtes-

⁸¹ Lugmayer (1991), S. 41 (Abb.). Hans Anders ist vielleicht auch der Schöpfer einer kleinen Medaille mit dem Antlitz der Madonna oder einer Heiligen, die sich im Nachlass von Professor Hans Gerstmayr befindet und mit „FA“ signiert ist, außerdem von weiteren nicht näher bezeichneten Arbeiten – einer Schmuckdose aus Stahl sowie von kleineren in Kupfer getriebenen Arbeiten, Armbändern und Stahlanhängern. Abbildungen der Stahlarmbänder aus der in Frage kommenden Zeit, darunter eines, das sich 1916 in den Sammlungen des Oberstkämmerers Graf Lanckoroński befand, bringt Pudor (1915), S. 163f. Im Museum der Stadt Steyr, Inv.-Nr. XV/6.137 finden sich ebenfalls Fotos von Werken von Ferdinand Anders [Armband, Ringe und Anhänger (gemeinsam mit Hans Gerstmayr) (Nr. 114), Armband (Nr. 115), Anhänger (Nr. 116), Fingerring (Nr. 117), Brieföffner (Nr. 118), Brieföffner für „Fanny“ Fürstin von Starhemberg, Collier mit den Initialen „KI“ (Nr. 119) und Ring mit Engel (Nr. 120)].

⁸² Lugmayer (1959), S. 62 mit Abb. 72 und 73.

⁸³ Ferdinand Anders, der mit Käthe, geborene Jansky, in zweiter Ehe verheiratete Hageneder (* 29. 11. 1892, † 21. 11. 1951), verheiratet war, ist in der Ruhestätte der Familie Jansky begraben.

ten Schüler.⁸⁴ Vor allem auf Zuraten des Pfarrers und Komponisten Rudolf Süß (* 1872, † 1933), dem das überdurchschnittliche Zeichentalent des Jungen aufgefallen war, schickten die Eltern ihren Sohn an die Bundesfachschule in Steyr, wo er von 1923 bis 1926 die Abteilung für Metallkunstgewerbe besuchte. Eine Schülerarbeit Krölls hat sich in der Sammlung der Abteilung Metalldesign der Höheren Technischen Bundeslehranstalt bis heute erhalten; der signierte Prägestempel zeigt einen Knaben am Fenster mit kleinem Zeichenblock und einem Vogel als Objekt einer Zeichenübung vor sich, samt der Aufschrift „Früh übt sich, wer ein Meister werden will“.

Auch Hans Gerstmayr hatte den Fleiß und das Talent des Schülers erkannt und ihm daraufhin den Weg zu einer Assistentenstelle im damals bereits als „Oberösterreichische Landes-Kunstschule für Stahlschnitt“ firmierenden Meister-Atelier am Steyrer Posthofberg geebnet. Dort zwischen 1926 und 1929 Assistent, studierte Hans Kröll anschließend von 1931 bis 1935 an der Akademie der bildenden Künste in Wien bei Professor Josef Müllner.⁸⁵ 1935/36 in die Eisenstadt zurückgekehrt, wurde er wieder Mitarbeiter Professor Blümelhubers und arbeitete nach dessen Tod als selbstständiger Bildhauer in Steyr.⁸⁶ Studienaufenthalte in Paris und München vermittelten ihm zusätzliche Impulse für die eigene künstlerische Weiterentwicklung. Internationale Anerkennung erfuhr sein Werk durch die Präsentation auf Ausstellungen in Brüssel, Helsinki, Stockholm und auf der Pariser Weltausstellung 1937. (Von September 1938 bis zur Einberufung zum Militärdienst war

⁸⁴ Zeugnis Professor Michael Blümelhubers vom 12. Oktober 1932: „Hans Kröll meinem besten Schüler und Nachfolger, so Gott es will!“ (im Nachlass von Professor Hans Kröll im Eigentum von dessen Tochter, Mag. art. Angelika Sabathiel).

⁸⁵ Der Bildhauer Josef Müllner (* 1. 8. 1879 Baden bei Wien, † 25. 12. 1968 Wien) studierte bei Edmund Hellmer und Kaspar von Zumbusch an der Akademie der bildenden Künste in Wien. 1910 wurde er Professor an der Akademie der bildenden Künste, der er von 1927 bis 1929 als Rektor vorstand. Seine Werke sind vom Neoklassizismus geprägt. Zu nennen sind unter anderem der Forellenbrunnen im Garten von Franz Schuberts Geburtshaus (1910), der „Wehrmann in Eisen“ am Wiener Rathaus (1915), das Heldendenkmal der Universität Wien („Siegfriedkopf“) (1922), eine Statue vor dem Theseustempel im Wiener Volksgarten, das Denkmal für den Wiener Bürgermeister Dr. Karl Lueger am Dr.-Karl-Lueger-Platz in Wien (1926) und, als Spätwerk, die Büste Mozarts in Baden (1962).

⁸⁶ Im Nachlass von Professor Hans Kröll befindet sich eine Fotografie des Bergmannsstockes mit einem handschriftlichen Vermerk über seine Gesellenzeit bei Michael Blümelhuber, die ein wesentliches Indiz für die Mitarbeit von Hans Kröll ist. Kröll nennt in seinem Lebenslauf folgende weitere Werke von seiner Hand in Steyr: eine Kniende aus Kalkstein im Garten der OÖ. Landes-Kunstschule, eine Hockende aus Stein in Privatbesitz, einen „Stehenden Christus“ in der Krankenhauskapelle, ein schmiedeeisernes Grabmal der Familie Dr. Jöpstl und verschiedene andere Metalltreibarbeiten im Taborfriedhof (auch auf Friedhöfen in Linz und Wien), den Mörtelschnitt am Haus Enge Nr. 14 und eine Portraitbüste einer „Jungen Frau“ (Privatbesitz). Hans Kröll schuf außerdem eine steinerne Portraitbüste des Anton Weimar in Loosenstein [Vgl. Loidol (1998a), Anm. 28 auf S. 339]. Das schmiedeeiserne Kreuz mit einem getriebenen Relief mit der Darstellung der Muttergottes mit Kind am Grab des Konditormeisters Leopold Sammwald [* 1892, † 1972] und von dessen Gattin Olga [* 1913, † 1991] im Steyrer Taborfriedhof entstand erst, als sich Kröll bereits wieder in seinem Heimat-Bundesland Niederösterreich aufhielt, ist aber ebenfalls durch eine Signatur [„H. Kröll 1955“] für ihn gesichert.

Hans Kröll Leiter des Meister-Ateliers in Steyr, Franz Xaver Ledl fungierte in dieser kurzen Zeit als sein Mitarbeiter. Mehr dazu später).

Die von Kröll nach den Entwürfen Blümelhubers in Stahl geschnittenen Arbeiten [der „Bergmannstock von Wittkowitz“ (1926–1929),⁸⁷ der „Medaillenbaum“ (1928), der „Oberösterreichische Lorbeer“ (1932),⁸⁸ die „Himmelsbotschaft“⁸⁹ und ein Altarkreuz zur „Himmelsbotschaft“ (beide 1933),⁹⁰ die Ideenplastiken „Erde, wohin rollst Du? – Die Kralle des Widersachers“ (um 1932/1934) sowie die „Arche Noah“ (um 1930/32, gemeinsam mit Franz Xaver Ledl)⁹¹] wurden bereits im ersten Teil dieser Abhandlung unter dem Abschnitt ‚Michael Blümelhuber‘ detailliert vorgestellt.

Ebenfalls nach Entwürfen Michael Blümelhubers schuf Hans Kröll für das Wiener Bankhaus Gutmann die „Schöpferhand“ und diverse kleinere Arbeiten, darunter vermutlich die Werke „Kentaurengold“ und „Eisenblüte“,⁹² weiters entstanden von seiner Hand drei nicht näher bezeichnete Werke für die Pariser Weltausstellung 1937,⁹³ verschiedene Ehrengeschenke, Petschafte und Kleinplastiken, unter anderem für die Eisenwerke in Linz, die Steyr-Werke, die Eisenwerke Wittkowitz, die Firma Frank in Wien und die Sparkasse Steyr.⁹⁴ Dazu kamen Arbeiten für Reichspräsident Paul von Hindenburg, für die Familie des Präsidenten der „Blümelhuber-Gemeinde“ Anton Weimar,⁹⁵ des ersten Chefredakteurs der „Reichspost“ und Besitzers des bisweilen auch „Schloss Hammerriß“ genannten Hammerschlossls in der Laussa bei Losenstein, ein Hirschfänger für den „Reichskommissar der Ostmark“,

Gauleiter Josef Bürckel,⁹⁶ verschiedene kunstgewerbliche Arbeiten (zum Beispiel Petschafte) sowie Schmuck in Stahl, Gold und Silber, darunter prächtige Anhänger wie auch das von Michael

⁸⁷ Vgl. Lugmayer (1959) (Umschlagbild) und (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.2.11. auf S. 588.

⁸⁸ Vgl. (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.2.12. auf S. 588.

⁸⁹ Vgl. (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.2.8. auf S. 587.

⁹⁰ Vgl. (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.2.8. auf S. 587 und Loidol (1998b), S. 29 (mit Abb. auf S. 30).

⁹¹ Vgl. (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.6.6. auf S. 592.

⁹² Das Inventar des Museums für angewandte Kunst in Wien nennt Michael Blümelhuber als Urheber der Schmuckstücke „Kentaurengold“ und „Eisenblüte“, die bei der Abrisierung des Bankhauses Gebrüder Gutmann im Jahr 1938 beschlagnahmt und 1948 an den Generalbevollmächtigten von Baron Rudolf Gutmann, den 1994 verstorbenen Rechtsanwalt Dr. Karl Josef Steger, zurückgegeben wurden. Im „Gedächtnisprotokoll über die Sitzung des Schulausschusses der öö. Landeskunstschule in Steyr am 4. Oktober 1932“ werden als neueste Werke folgende sechs Arbeiten genannt: ein Brieföffner („Eisenblüte mit Sphinx“), die „Kreuzesvision“, die „Schöpferhand“, „Die Erde auf tiefer Bahn“ (= „Erde, wohin rollst Du?“ oder „Die Kralle des Widersachers“), „Die Arche Noah“ und „Der erste Frühling nach der Sintflut“ (vgl. Bauakt).

⁹³ Eines der auf der Weltausstellung präsentierten Werke Hans Krölls war vermutlich ein Jagdmesser [Vgl. (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.6.8. auf S. 593 (mit Abb. auf S. 275)].

⁹⁴ Die Sparkasse Steyr gab anlässlich ihres achtzigjährigen Bestandes am 26. März 1937 ein Petschaft bei Hans Kröll in Auftrag [Vgl. (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.4.7. auf S. 589 (mit Abb. auf S. 331)].

⁹⁵ Das „Firmungsgeschenk für Herrn von Weimar“ wird durch die Fotoaufnahme im Museum der Stadt Steyr, Inv.-Nr. XV 6.137/121 bezeugt.

⁹⁶ Josef Bürckel (* 30. 3. 1895 Lingenfeld in der Pfalz; † 28. 9. 1944 Neustadt an der Weinstraße) war von 1938 bis 1940 „Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich“.



Hans Kröll: Petschaft. Vermutlich frühe 1930er-Jahre.

Blümelhuber entwarfene so genannte „Goldene Wiener Herz“.⁹⁷ 1936 schuf Hans Kröll erstmals Monumentalplastiken: Für den Zubau einer Andachtshalle an das Krematorium in Steyr entstanden eine Figurengruppe („Familie“) sowie vier Chorfiguren, jeweils aus Holz, und das figurengeschmückte Relief einer Steinkanzel. Alle diese Werke befinden sich bis heute vor Ort.

Spezielle künstlerische Meisterschaft bewies Hans Kröll als Schöpfer zahlreicher Medaillen. Seine Portraitmedaillen [auf Anton Bruckner,⁹⁸ Michael Blümelhuber,⁹⁹ den Schauspieler Richard Eybner,¹⁰⁰ Hans Gerstmayr,¹⁰¹ Friedrich Gottfried Hedler,¹⁰² den Burgschauspie-

ler Werner Krauß,¹⁰³ den Akademieprofessor Rudolf Larisch,¹⁰⁴ Hans Ranzoni den Älteren,¹⁰⁵ Univ.-Prof. Dr. Nivard Schlögl,¹⁰⁶ Professor Rudolf Sterlike¹⁰⁷ und den Kunsthistoriker Univ.-Prof.

⁹⁷ Loidol (2004), S. 241 (mit Abb. 22); Lettner (2008), S. 215 (mit Abb.), der von einem Anhänger Michael Blümelhubers spricht [allerdings mit einer irrigen Datierung („um 1910“)].

⁹⁸ Vgl. künftig Prokisch (in Vorbereitung).

⁹⁹ Vgl. (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.4.3. auf S. 589 (Gipsmodell).

¹⁰⁰ Vgl. (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.4.2. auf S. 589 (Grundentwurf). Richard Eybner (* 17. 3. 1896 Sankt Pölten, † 20. 1. 1986 Wien) war von 1931 bis 1972 Ensemblemitglied des Wiener Burgtheaters.

¹⁰¹ Vgl. (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.4.4. (Gipsmodell) und 3.1.7.4.5. (Portraitmedaille) auf S. 589 und künftig Prokisch (in Vorbereitung).

¹⁰² Der Schriftsteller Friedrich Gottfried Hedler (* 9. 4. 1898 Sonne (?) bei Düsseldorf) sandte am 21. Jänner 1931 den von ihm verfassten Text „Till Eulenspiegel“ mit der Bitte um Vertonung an Erich Wolfgang Korngold.

¹⁰³ Vgl. (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.4.6. Werner Johannes Krauß (* 23. 6. 1884 Gestungshausen bei Coburg, † 20. 10. 1959 Wien) war seit Jänner 1933 am Burgtheater engagiert und wurde 1934 zum deutschen Staatsschauspieler ernannt. Er lebte zeitweise in Mondsee.

¹⁰⁴ Rudolf Larisch (* 1. 4. 1856 Verona, † 24. 3. 1934 Wien) war Schriftkünstler und lehrte seit 1902 an der Wiener Kunstgewerbeschule.

¹⁰⁵ Der Maler Hans Ranzoni der Ältere (* 18. 10. 1868 Wien, † 18. 6. 1956 Krems) war von 1919 bis 1921 und von 1929 bis 1937 Präsident des Wiener Künstlerhauses. Er lebte ab 1944 in Dürnstein.

¹⁰⁶ Nivard Schlögl (* 4. 6. 1864 Gaaden bei Mödling, † 25. 6. 1939 Krems) lehrte von 1896 bis 1908 am Institutum Theologicum in Heiligenkreuz und hatte von 1908 bis 1935 den Lehrstuhl für biblisch-orientalische Sprachen und Exegese des Alten Testaments an der Universität Wien inne.

¹⁰⁷ Professor Reg.-Rat Rudolf Sterlike verfasste die 1926 im Eckart-Verlag in Wien erschienene, kleine Kunstmonographie mit dem Titel „Michel Blümelhuber“. Vgl. zu Rudolf Sterlike auch Loidol (1998a), Anm. 31 auf S. 339.



Hans Kröll: Professor Reg.-Rat Rudolf Sterlike. Portraitmedaille. Vermutlich 1930er-Jahre.

Dr. Anselm Weißenhofer OSB¹⁰⁸] sowie eine Plakette auf Barbara („Betty“) Moser,¹⁰⁹ die Schwester Michael Blümelhubers, zeichnen sich im Besonderen durch große Plastizität, Ausdruckstärke und Lebendigkeit in der Charakterisierung aus. Eine außergewöhnliche Schöpfung stellt die in Stahl geschnittene Unika-Portraitmedaille seines Lehrers an der Wiener Akademie Professor Josef Müller dar.¹¹⁰ Von Kröll stammen auch eine Olympia-Medaille, Medaillen für die Steyr-Werke und eine solche 'Auf das Kunsthandwerk'. Außer der bereits genannten Portraitmedaille auf Univ.-Prof. Dr. Nivard Schlögl schuf Kröll noch eine Büste dieses Gelehrten, die in der Bibliothek des Zisterzienserstiftes Heiligenkreuz¹¹¹ aufgestellt ist. Die von Kröll zum 70. Geburtstag seines Steyrer Lehrers und Mentors Michael Blümelhuber am 23. September 1935 hergestellte, lebensgroße Stahl-Portraitbüste wird heute in der Schausammlung des Museums der Stadt Steyr präsentiert.¹¹²

Schon seit dem Studium an der Akademie der bildenden Künste hatte Hans Kröll damit begonnen, sich vom Stahlschnitt als hauptsächlicher Bearbeitungstechnik abzuwenden. 1941 schuf er eine Siegesgöttin in Bronze,¹¹³ etwa zeitgleich eine seiner letzten Stahlschnittarbeiten, ein offenbar unvollendetes, zylindrisches Stahlstück mit umlaufendem Figurenfries.¹¹⁴ Letzteres könnte nach einer Erzählung von Professor Karl Adolf Krepcik als Teil eines von offiziellen Stellen des Dritten Reichs in Auftrag gegebenen Schreibsets gedacht gewesen sein, das zur Unterzeichnung der (von den Nationalsozialisten erhofften) „allgemeinen Kapitulation vor den deut-

¹⁰⁸ Der Seitenstettener Benediktinerpater Anselm Weißenhofer (* 19. 8. 1883 Ybbsitz, † 14. 1. 1961 Wien) wirkte seit 1924 als Dozent an der Kunstgewerbeschule und seit 1947 an der Akademie der bildenden Künste in Wien, er fungierte von 1923 bis 1938 als Schriftleiter der Zeitschrift „Kirchenkunst“ und wurde 1940 Direktor des Wiener Diözesanmuseums.

¹⁰⁹ Lebenslauf Kröll und Loidol (2004), S. 242. Vgl. künftig Prokisch (in Vorbereitung).

¹¹⁰ Dieses Einzelstück mit einem Durchmesser von 80 Millimeter befindet sich im Münzkabinett des Kunsthistorischen Museums, Inv.-Nr. MK_028030_1914B. Für die Angaben zu dieser Medaille danke ich Dr. Heinz Winter (Münzkabinett des Kunsthistorischen Museums Wien).

¹¹¹ Diese wurde allerdings während der Besatzungszeit nach dem Zweiten Weltkrieg leicht beschädigt. Ich danke dem Archivar des Zisterzienserstiftes Heiligenkreuz, Pater Dr. Alberich Strommer OCist, für seine diesbezügliche freundliche Mitteilung.

¹¹² Museum der Stadt Steyr, Inv.-Nr. H 21.107. Vgl. Lugmayer (1991), S. 56 und S. 70 (mit Abb. auf S. 143).

¹¹³ (Hg.) Hochleitner (1996), S. 13 (Abb.).

¹¹⁴ Vgl. (Red.) Stieber (1998), Kat.-Nr. 3.1.7.4.1. auf S. 589.



Hans Kröll: Portraitbüste Michael Blümelhubers aus Stahl. 1935. Foto: Strolz

schen Truppen am Ende des Krieges“ dienen sollte.¹¹⁵

Nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft lebte Kröll zunächst in Rossatz, dann in seiner Heimatstadt Krems und betätigte sich vor allem als Bildhauer in Terrakotta, Stein und Metall.¹¹⁶ Hans Kröll verstarb, im 71. Lebensjahr, am 1. März 1979 in Krems.

Franz Xaver Ledl

Nach dem Besuch der Steyrer Fachschule, wo er von Professor Hans Gerstmayr in der Technik der künstlerischen Stahlbearbeitung ausgebildet worden war, avancierte Franz Xaver Ledl, geboren

am 21. Oktober 1908 in Sankt Georgen an der Gusen, zum Meisterschüler und Assistenten Michael Blümelhubers. Seit der Wiedereröffnung des Meister-Ateliers für Stahlschnitt im September 1938 war er dort, unter der Institutsleitung Hans Krölls, neuerlich Assistent, ehe das Atelier schon im Herbst 1939 abermals – und in der ursprünglichen Form endgültig – geschlossen wurde (Genaueres dazu im nächsten Abschnitt). Während der NS-Ära fertigte Ledl unter anderem Hirschfänger, so auch für Hermann Göring und Paul Pleiger.¹¹⁷ Ab dem Kriegsende hauptberuflich bei den Steyr-Werken beschäftigt, richtete sich Franz Xaver Ledl in der Eisenstadt (Gleinker Gasse Nr. 6) sein eigenes Privatatelier ein, in welchem zahlreiche Werke für öffentliche wie private Auftraggeber entstanden.¹¹⁸ Jagdmesser und Hirschfänger,

¹¹⁵ Unter den Glasnegativen des Fotoateliers Hugo Bichler in der Bibliothek der Oberösterreichischen Landesmuseen (aus der Schenkung von Gertrude Mehwald) befindet sich die historische Aufnahme eines Brieföffners, der vermutlich von Hans Kröll angefertigt wurde und eventuell in den Umkreis des oben genannten Schreibsets gehören könnte.

¹¹⁶ Zu seinem Œuvre nach dem Zweiten Weltkriege siehe Loidol (2004), S. 244 f. Ich danke der Tochter von Professor Hans Kröll, Mag. art. Angelika Sabathiel, für ihr Entgegenkommen, mich mit Informationen aus dem Nachlass ihres Vaters freundlichst unterstützt zu haben.

¹¹⁷ Paul Pleiger (* 28. 9. 1899 Buchholz bei Witten, † 22. 7. 1985 Buchholz) war von 1937 bis 1945 Generaldirektor der Reichswerke AG für Erzbau und Eisenhütten „Hermann Göring“.

¹¹⁸ Zum Schaffen Franz Xaver Ledls nach 1945 vgl. Lugmayer (1991), S. 70 und Loidol (2004), S. 246 f. (mit Abb. 6 auf S. 215, Abb. 8 auf S. 219 und Abb. 21 auf S. 239). Informationen zum Œuvre Franz Xaver Ledls verdanke ich Ernestine Seibl (* 14. 7. 1924, † 12. 7. 2006), Steyr, die die Nichte der Ehefrau von Franz Xaver Ledl, Erna, geborene Bittner (* 4. 2. 1911, † 3. 6. 1990), war.



Franz Xaver Ledl: Hirschfänger für Hermann Göring. 1938/39.

Petschafte,¹¹⁹ Armbänder, Anhänger,¹²⁰ Ringe, Broschen, Halsketten, Brieföffner, ein mit den Symbolen der vier Evangelisten geschmückter Messkelch sowie getriebene Teller in verschiedenen Materialien (in Stahl, Messing und Kupfer). Mitunter wandten sich auch prominente Auftraggeber an den Künstler: Die Oberösterreichische Landesregierung bestellte in Stahl geschnittene Ehrengeschenke (ein Petschaft und einen Brieföffner) für die Bundespräsidenten Dr. Karl Renner und Dr. h. c. Theodor



Franz Xaver Ledl bei der Arbeit an einem Petschaft. Portraitgemälde eines anonymen Künstlers. Vermutlich um 1950.

Körner jeweils aus Anlass des achtzigsten Geburtstages. Im Auftrag des Benediktinerstiftes Lambach entstanden ein Pektorale samt Kette für dessen Abt.¹²¹ Wie Michael Blümelhuber war Ledl von seinem künstlerischen Rang offenbar überzeugt; er ließ ein Portraitgemälde von sich anfertigen, das ihn bei der Arbeit an einem Petschaft zeigt.

¹¹⁹ Ein Petschaft und Dolche wurden von der Stahlfirma Schoeller-Bleckmann in Wien bei Franz Xaver Ledl in Auftrag gegeben. Vgl. Lugmayer (1991), S. 154 (mit Abb.).

¹²⁰ Ein Anhänger befindet sich im Besitz der Familie Ennsthaler [Vgl. Lugmayer (1991), S. 154 (Abb.)].

¹²¹ Vgl. Lugmayer (1991): S. 153 (mit Abb.). Einzelne Glieder der Kette zeigen als Schmuck einerseits das Doppelwappen von Lambach (Adler und die Jungfrau „Flavia“ in einem Schiff auf der Traun) und andererseits die Symbole der vier Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes (Mensch, Löwe, Stier und Adler). In Stahl geschnittene, trapezförmige Darstellungen der Symbole der Evangelisten Lukas und Johannes sind auch aus dem Nachlass des Künstlers bekannt.

Ledl legte, auch in dieser Hinsicht dem Vorbild seines Lehrers Blümelhuber folgend, großen Wert darauf, dass seine Abbildungen in Publikationsorganen bekannt gemacht wurden, dennoch gelang es ihm nur eingeschränkt, sich nachhaltige Bekanntheit zu sichern. Seine Ehe mit Erna Ledl, geborene Bittner, blieb kinderlos. Franz Xaver Ledl starb – kaum drei Monate vor Vollendung des 78. Lebensjahres – am 9. August 1985 in Steyr.

Das „Tauziehen“ um das Schicksal des Meister-Ateliers nach dem Tod Michael Blümelhubers

Mit dem Tod Professor Michael Blümelhubers hatte das Meister-Atelier am Posthofberg nicht nur seinen Gründer und langjährigen Leiter verloren, sondern es stand mit einem Mal auch als Institution in Frage, denn eine Fortführung der OÖ. Landes-Kunstschule für Stahlschnitt im Atelier-Gebäude war von den zuständigen öffentlichen Stellen nur auf die Lebenszeit der Gründerpersönlichkeit zugesichert worden. Mit Blümelhubers Tod endete auch für die beiden getreuen Helfer des Meisters gleichsam automatisch der Status als Mitarbeiter. Hans Kröll, der damals schon auf internationale Reputation als Bildhauer verweisen konnte, machte sich indes Hoffnung auf die Nachfolge Michael Blümelhubers als Leiter der OÖ. Landes-Kunstschule und bewarb sich am 21. Februar 1936 formell beim Steyrer Bürgermeister Dr. Josef Walk; dieser sagte per Aktenvermerk vom 18. März 1936 zu, das Gesuch bei Landeshauptmann Dr. Heinrich Gleißner zur Sprache zu bringen.¹²²

Bereits einen Tag vor Eingang der Bewerbung Krölls, am 20. Februar, hatte allerdings der zuständige Schulausschuss das künftige Schicksal der OÖ. Landes-Kunstschule für Stahlschnitt in einer Sitzung nicht nur diskutiert, sondern gleichsam vorentschieden.¹²³ Da die Mehrheit der beigezogenen Experten das Meister-Atelier als „für den regulären Schulbetrieb ungeeignet“ einstufte, sprach sich der Ausschuss für die Eingliederung der bisherigen OÖ. Landes-Kunstschule für Stahlschnitt in den Lehrplan der Bundesfachschule für Eisen- und Stahlschnitt und Elektrotechnik in der Steyrer Schlüsselhofgasse aus. Vor allem auch wegen der drückenden Erhaltungskosten – diese waren bereits zu Lebzeiten Blümelhubers, vor allem in den Jahren der Hyperinflation sowie der Weltwirtschaftskrise, nur unter großen Schwierigkeiten aufzubringen – schloss sich das Land Oberösterreich, dem als grundbücherlichem Eigentümer die finanzielle Hauptlast der laufenden Betriebskosten immer wieder zugeschoben worden war, dem Expertenvorschlag gerne an. Der umgehend gefasste Beschluss der Landesregierung zur Integration der OÖ. Landes-Kunstschule für Stahlschnitt in die Steyrer Bundesfach-

¹²² Auch die „Blümelhubergemeinde“ war in Form eines mit 1. Februar 1936 datierten Briefes ihres Sekretärs Hermann Rempt, der 1932 als Verleger von Michael Blümelhubers Buch „Jung-Faust“ fungiert hatte, an den Steyrer Bürgermeister Dr. Josef Walk für Hans Kröll als Nachfolger Blümelhubers eingetreten. Dieses Schreiben und das mit 21. Februar 1936 datierte Bewerbungsschreiben von Hans Kröll an Bürgermeister Dr. Walk finden sich im Bauakt.

¹²³ Protokoll der im Gebäude der Bundesfachschule in der Schlüsselhofgasse Nr. 63a abgehaltenen Schulausschuss-Sitzung im Bauakt.

schule sah zugleich die Bestellung von Professor Hans Gerstmayr zum Leiter der künftigen Oberstufe für Stahlschnitt vor.¹²⁴ Die weitere Zukunft und Nutzung des Meister-Ateliers wurden zwar offiziell in Schwebe gelassen, eine Fortführung des Betriebs durch das Land war jedoch von vornherein nicht ernsthaft ins Auge gefasst, weshalb auch Hans Krölls Bewerbung im Sande verlief.

In einer zehneitigen Stellungnahme offerierte Dr. Gleißner dem Bundesministerium für Handel und Verkehr am 28. Juli 1936 die Überlassung wesentlicher Arbeitswerkzeuge und Maschinen sowie an Michael Blümelhuber erinnernder künstlerischer Gegenstände, höchstwahrscheinlich für die geplante Schaffung eines würdigen Blümelhuber-Gedenkraums in der Steyrer Bundesfachschule.¹²⁵ Mit dem Entgang der Meister-Atelier-Räumlichkeiten wollte sich diese aber nicht abfinden; der Anstaltsdirektor, Regierungsrat Ing. Josef Haßlinger,¹²⁶ wandte sich daher am 30. Juli 1936 in einer mit dem Steyrer Bürgermeister abgesprochenen Initiative an das oben genannte Ministerium mit dem Ersuchen, das Meisteratelier-Gebäude für die Erweiterung der Bundesfachschule käuflich zu erwerben.¹²⁷ [Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass das Haus am Posthofberg vonseiten des Landes zwischenzeitlich auch verschiedenen Privatpersonen, unter ihnen Professor Hans Gerstmayr,¹²⁸ zum Kauf angeboten wurde. Wahrscheinlich erhoffte man sich von einer Veräußerung an Private einen höheren Erlös als von einem Verkauf an den Bund. Wegen des noch laufenden Ersuchens vom 30. Juli 1936 (siehe oben) wurden diese Bemühungen jedoch nicht mit Konsequenz weiterverfolgt].

¹²⁴ Vgl. die Abschrift des Briefes von Landeshauptmann Dr. Heinrich Gleißner im Namen der öö. Landesregierung an das Bundesministerium für Handel und Verkehr in Wien vom 28. Juli 1936 mit der Zahl V-815/1+2 (besonders Punkt II auf S. 7–9: Zur Frage der Nachfolgerschaft nach dem verstorbenen Meister Blümelhuber) (im Bauakt).

¹²⁵ Vgl. die in der vorhergehenden Anmerkung genannte Quelle (Seite 9, Punkt 2). Es ist nicht ganz geklärt, wann und in welcher Form diese Vereinbarung des Landeshauptmannes mit dem Bundesministerium für Handel und Verkehr umgesetzt wurde. Tatsache ist, dass bis auf wenige Ausnahmen fast alle Einrichtungsgegenstände aus dem Meister-Atelier für Stahlschnitt als verschollen gelten. Nach gegenwärtigem Wissensstand kann Folgendes festgehalten werden: Die Nichte und Adoptivtochter Angela („Ella“) Blümelhuber konnte einen kleinen Teil der persönlichen Habe des Künstlers an sich nehmen. Die Tagebücher Michael Blümelhubers lagen dagegen – zusammen mit anderen Schriften – jahrelang im Keller des Gebäudes Michael-Blümelhuber-Straße Nr. 3 und wurden nur zufällig nicht verheizt; sie gelangten an Reg.-Rat. Professor Rudolf Sterlike. Die Bestände der damaligen Bundeslehranstalt für Eisen- und Stahlbearbeitung und für Elektrotechnik, in die eventuell auch Gegenstände aus dem Meister-Atelier eingegliedert worden waren, wurden gegen Ende des Zweiten Weltkrieges und nach diesem durch Plünderungen stark vermindert [Vgl. dazu den Artikel „Blüten und Blumen auf blankem Stahl – Vor 40 Jahren baute man das Meisteratelier Blümelhubers“. In: Linzer Volksblatt, Nr. 230 vom 2. Oktober 1948 und Jurkowski (1974), S. 11]. Sechs Werke Michael Blümelhubers in der ÖÖ. Landes-Kunstschule, die Eigentum des Landes Oberösterreich waren und in der Folge dem Gau Oberdonau zufielen, wurden von den Nationalsozialisten angeblich in das Zisterzienserstift Hohenfurth ausgelagert und sollen sich noch am 8. Mai 1945 an diesem Ort befunden haben. Über ihr weiteres Schicksal gibt es keine Aufzeichnungen [Vgl. die Anfrage der Finanzabteilung des Amtes der öö. Landesregierung vom 28. Dezember 1981 mit dem Zeichen Fin-9073/2-Wid-1981 an den Leiter der Abteilung Kunst- und Kulturgeschichte am Oberösterreichischen Landesmuseum Dr. Benno Ulm (im Archiv der ÖÖ. Landesmuseen, Inv.-Nr. K-114/1)]. Die Unika-Plakette „Evangelium“, die nach den Erinnerungen von Professor Hans Gerstmayr zu den sechs

Mehr als neun Monate nach seiner ersten Stellungnahme, im April 1937, sandte Landeshauptmann Dr. Gleißner dem Bundesministerium für Handel und Verkehr ein zweites ausführliches Papier, nun zur Veräußerungsabsicht des Landes Oberösterreich. Das Ministerium bestätigte ein grundsätzliches Kaufinteresse, verwies aber auf die offene Frage der Finanzierbarkeit, für deren Prüfung das Finanzministerium zuständig sei.¹²⁹ Dieses wiederum anerkannte den zusätzlichen Raumbedarf der Bundesfachschule nicht, sodass eine tatsächliche Prüfung gar nicht mehr vorgenommen und aus diesen formalen Gründen das parallel vonseiten des Direktors der Bundesgewerbeschule und der Stadt Steyr eingebrachte Ankaufersuchen an den Bund abschlägig beschieden wurde. Der jetzt vom Land Oberösterreich ins Spiel gebrachten Überlegung, das Gebäude der OÖ. Landes-Kunstschule an die Stadt Steyr zu verkaufen, kam die Okkupation Österreichs durch das nationalsozialistische Deutschland am 12. März 1938 zuvor.

Circa zweieinhalb Monate nach der deutschen Okkupation, am 30. Mai 1938, forderte der Gaukämmerer Landesrat Franz Danzer¹³⁰ die Stadtgemeinde Steyr auf, Vorschläge zur Übernahme des Meister-Ateliers durch die Stadtgemeinde einzubringen.¹³¹ In seiner Antwort ließ der nationalsozialistische Bürgermeister von Steyr, Hans Ransmayr,¹³² wissen, die Stadtgemeinde würde über keinerlei Mittel hierzu verfügen; sie könne aber unter der Voraussetzung, dass ihr das Gebäude des Meister-Ateliers zur Vermietung für Wohnzwecke überlassen werde, ein Darlehen zum Ankauf aufnehmen.¹³³ Offenbar fand der Vorschlag des Bür-

germeisters jedoch nicht den Gefallen der NS-Landeshauptmannschaft.

Als nun auch dem „Gau Oberdonau“ der Verkauf des Meister-Ateliers nicht gelingen wollte, kam es zu einer interimistischen Wende, die Hans Krölls Bewerbung aus dem Jahr 1936 zu kurzfristigem Erfolg verhelfen sollte: Am 16. September 1938 betraute Landesrat Danzer namens der Landeshauptmannschaft Oberdonau Kröll mit der Leitung

in Hohenfurth deponierten Werken Michael Blümelhubers gezählt haben soll, kam als einziges Objekt wieder nach Steyr, wo sie entstanden ist, zurück. Sie konnte 1971 von der Stadt Steyr bei dem Londoner Kunsthändler Dipl.-Ing. K. M. Blauhorn angekauft werden. Leider wurde jener Teil der Akten des Meister-Ateliers [Oberösterreichisches Landesarchiv, Handschrift 99, „Autonome Landesverwaltung“, Stichwort Steyr], der über die Geschichte des Meister-Ateliers nach 1936 und vielleicht auch über die mündlich überlieferte Auslagerung von Werken M. Blümelhubers Auskunft geben könnte, laut Aktenvermerk im Jahr 1948 entnommen, ohne je wieder zurückgestellt zu werden. (Für diese freundliche Auskunft danke ich Direktor Dr. Gerhart Marchgott, OÖ. Landesarchiv.)

¹²⁶ Das Grabkreuz von Reg.-Rat Ing. Josef Haßlinger am Friedhof in Steyr ist eine Arbeit von Professor OStR Mag. Karl Adolf Krepcik (* Steyr 20. 7. 1907, † 19. 6. 2002 Wolfers).

¹²⁷ Brief vom 30. Juli 1936 mit dem Zeichen 1262/1.936 im Bauakt.

¹²⁸ Freundliche Mitteilung von Dr. Ingeborg Korninger, der Tochter von Reg.-Rat. Prof. Hans Gerstmayr, im Sommer 2010.

¹²⁹ Brief vom 9. April 1937 mit der Zahl V 815/3+4-1936 im Bauakt.

¹³⁰ Zu seiner Person (* 26. 1. 1896) vgl. Ellmayer – John – Thumser (2004), S. 254–256.

¹³¹ Vgl. das von Franz Danzer gezeichnete Schreiben der oberösterreichischen Landeshauptmannschaft vom 30. Mai 1938 mit der Zahl V 389/1-1938 im Bauakt.

¹³² Zu Hans Ransmayr († 12. 11. 1949) vgl. Brandl (1980), S. 171.

¹³³ Vgl. das von Bürgermeister Ransmayr gezeichnete Schreiben an die oö. Landeshauptmannschaft vom 8. Juli 1938 mit der Zahl 3.220 im Bauakt.

des wiederbelebten „Meister-Ateliers für Stahlschnitt“ und setzte Franz Xaver Ledl als dessen Mitarbeiter ein.¹³⁴ Nur ein Jahr später, im Herbst 1939, besiegelte die Einberufung beider Künstler zur Deutschen Wehrmacht allerdings die endgültige Betriebsschließung.

Dadurch war die Bahn für einen Verkauf frei geworden; zum Zug kamen freilich nicht das Deutsche Reich oder die Stadt Steyr, vielmehr wurde das Gebäude am 16. Dezember 1940 an die Steyrer Kohlenhändler Johann Flenkenthaler senior und junior (* 17. 7. 1909) – gegen eine Barzahlung von 58.000 Reichsmark und damit weit unter dem realen Wert¹³⁵ – veräußert.

Neuer Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Krieg, genauer seit dem Ankauf des Gebäudes durch die Republik Österreich 1959,¹³⁶ wurden die vom Meister-Atelier und dessen Gründer Michael Blümelhuber sowie später von der OÖ. Landes-Kunstschule Steyr repräsentierten künstlerischen Ideen von den Mitarbeitern systematisch weitertradiert und fortentwickelt. Auf übergeordneter, institutioneller Ebene baute Professor Hans Gerstmayr die Abteilung für Graveure und Modelleure an der Bundeslehranstalt für Eisen- und Stahlbearbeitung und Elektrotechnik zu einer allgemeinen ‚Metallkunstgewerblichen Abteilung‘ aus, sodass der im Rahmen des regulären Schulbetriebs vorgesehene Ausbildungsgang an die Tradition der OÖ. Landes-Kunstschule anknüpfte. Zu den Schülern von Professor Gerstmayr zählten unter anderen der Goldschmied und Akademische Metallplastiker Hans Angerbauer, der

Akademische Maler Professor Ludwig Dunker, der von 1971 bis 1983 an der Höheren Technischen Bundeslehranstalt Steyr unterrichtete, der international renommierte Metallplastiker, Designer und ehemalige Meisterklassenleiter sowie Rektor an der Linzer Hochschule für künstlerische und industrielle Gestaltung Helmuth Gsöllpointner,¹³⁷ der Grafiker und Maler Professor Karl Adolf Krepcik, der übrigens die Nachfolge Gerstmayrs angetreten hatte und von 1948 bis 1973 an der Bundesgewerbeschule und nachmaligen Höheren Technischen Bundeslehranstalt (ab 1963) unterrichtete, Hans Köttersdorfer, ab 1962 Leiter der Graveurabteilung des Hauptmünzamt in Wien und in fortgeschrittenem Lebensalter auch als Maler von Ölbildern hervorgetreten,¹³⁸ der Stahlbildhauer, Medailleur und Briefmarkenkünstler Professor Friedrich Mayr, der von 1959 bis 1989 an der Höheren Technischen Bundeslehranstalt in Steyr unterrichtete,¹³⁹ der Stahlstichkünstler

¹³⁴ Die beiden von Landesrat Danzer gezeichneten Schreiben der Landeshauptmannschaft Oberdonau (Zahl III 1.861/I-1938 vom 16. 9. 1938) befinden sich im Nachlass von Professor Hans Kröll.

¹³⁵ Kaufvertrag des Notariates Dr. Franz Czermak (Steyr), Zahl 487/41 vom 16. Dezember 1940 (im Bauakt). Bei diesem Rechtsakt wurde der Reichsgau Oberdonau als Verkäufer durch den Gaukämmerer Landesrat Franz Danzer vertreten.

¹³⁶ Brandl (1980), S. 285 (mit Anm. 108).

¹³⁷ Zu Helmuth Gsöllpointner vgl. Gsöllpointner (1996) und (Hg.) Noever (2003).

¹³⁸ Vgl. Lugmayer (1996).

¹³⁹ Professor Friedrich Mayr hat sich große Verdienste um eine „Erneuerung“ und Weiterführung der Stahlschnittkunst nach dem großen Vorbild Michael Blümelhubers erworben. Zu seinem vielseitigen Schaffen vgl. Familie Mayr (2009). Eine noch eingehendere Würdigung des Lebenswerkes von Professor Mayr als freischaffender Künstler und langjähriger Abteilungsvorstand an der HTL Steyr steht noch aus.



Friedrich Mayr: Ehrenschlüssel der Johannes Kepler Universität. Chrom-Nickel-Stahl. 1966.

Alfred Nefe und die Keramikerin Renate Pampel, die unter anderem dem „Steyrer Kripperl“ wundervoll nachempfundene Keramikfiguren geschaffen hat. Wie man der Aufzählung ersehen kann, wurden manche dieser Gerstmayr-

Schüler später selbst zu Lehrenden an der Höheren Technischen Bundeslehranstalt in Steyr und haben durch ihr Vorbild Generationen von Künstlern, unter ihnen bedeutende Begabungen, geprägt. Die Graveure und Medailleure des Österreichischen Hauptmünzamt Josef Freistätter, Werner Kugler, Thomas Pesendorfer und Herbert Wähner, der Banknoten- und Briefmarkensteher Kurt Leitgeb und der Banknotensteher Thomas Schmidt haben ihre schulische Ausbildung in Steyr erhalten. Das Entwicklungsniveau der Ausbildung im Bereich künstlerischer Metallbearbeitung (Goldschmiede, Schmuckgestalter, Graveure, Medailleure, Metallplastiker) an der Höheren Technischen Bundeslehranstalt und die beruflichen Erfolge vieler Absolventen auch nach dem Zweiten Weltkrieg sind so eindrucksvoll, anhaltend und eminent, dass sie einer eigenen ausführlichen Darstellung bedürftig sind, die im Rahmen dieses Beitrages nicht geleistet werden kann.¹⁴⁰

Seit der Übernahme des Gebäudes der ehemaligen OÖ. Landes-Kunstschule bzw. des einstigen Meister-Ateliers durch die Republik Österreich, dem Umbau im Jahr 1959 und der 1999 abgeschlossenen Renovierung werden Schüler der Abteilung Metalldesign der Höheren Technischen Bundeslehranstalt Steyr bis heute in diesem historischen Gebäude unterrichtet. Wie zu Zeiten Michael Blümelhubers und Hans Gerstmayrs obliegt ihre Ausbildung pädagogisch und künstlerisch kompetenten Lehrerpersönlichkeiten.

¹⁴⁰ Vgl. die biographischen Hinweise auf bedeutende Absolventen der Höheren Technischen Bundeslehranstalt in Steyr in Postelmair (1994), S. 31–84.

Ein knapper biographischer Abriss über das Wirken eines solchen Fachlehrers, dessen schulische Unterrichtstätigkeit mit eigener, international reputierter künstlerischer Tätigkeit einhergeht, sei zuletzt beispielhaft angeführt.

Martin Strolz

Am 29. März 1958 als Sohn von Norbert¹⁴¹ und Emma Strolz, geborene Wolf, in Innsbruck zur Welt gekommen, absolvierte Martin Strolz 1972 bis 1976 die Fachschule für Gestaltendes Metallhandwerk in Steyr und setzte seine Ausbildung 1976 bis 1978 als Gastschüler in der Fachrichtung Graveure an der Fachschule für Gestaltendes Metallhandwerk Ferlach fort. Im Anschluss daran arbeitete er als Jagdwaffengraveur für die Grazer Firma Lechner & Jungl GesmbH sowie für die Werkstätten von Franz Sodia und Johann Singer in Ferlach. Nach 1980 absolvierter Meisterprüfung als Graveur begann er in Ferlach 1982/83 seine Lehrtätigkeit an der Fachschule für Gestaltendes Metallhandwerk und nahm seit 1984, in eigener Werkstatt, private Aufträge entgegen. Eine bis heute währende intensive freischaffende Tätigkeit setzte ein.

In seinem nunmehrigen Atelier in Steyr (Hofergraben 31) entstehen seit fast einem Vierteljahrhundert vor allem Gravuren von Jagdwaffen, oftmals für höchst prominente Auftraggeber. Seit 1986 vermittelt Martin Strolz als Lehrer an der Fachschule für Kunsthandwerk der Höheren Technischen Bundeslehranstalt Steyr seine Kenntnisse im fachpraktischen Unterricht und in Technologie. Im Auftrag des Direktors der Höheren Technischen Bundeslehr-

anstalt Steyr, Hofrat Dipl.-Ing. Dr. Gottfried Ehrenstrasser, schuf Strolz zur Feier des Wiedereinzugs der schulinternen Abteilung „Metalldesign“ in das neu renovierte ehemalige Meister-Atelier einen handgravierten und tauschierbaren Stahlschnittschlüssel (aus einem vier Kilogramm schweren Chromstahl-Rohling der Firma Böhler); der Mittelteil des Schlüsselgriffs enthält auf der einen Seite das Portrait Michael Blümelhubers und dessen Unterschrift nach der von K. Grün modellierten Plakette, auf der anderen Seite die auf den Anlass der Entstehung Bezug nehmende Inschrift „Renoviert Wiedereröffnet, A(nno) D(omini) 1999“. Zum 70. Todestag Michael Blümelhubers entwarf Martin Strolz auch eine Gedächtnismedaille, die im Avers das Portrait des Meisters und im Revers das Meister-Atelier zeigt. Martin Strolz ist zudem Autor, unter anderem eines großen Beitrags über die Abteilung Metalldesign der Höheren Technischen Bundeslehranstalt Steyr.¹⁴² Meisterwerke von Strolz und die von ihm angewandte Kunst der Graveurtechnik sind in verschiedenen Fach-Artikeln,¹⁴³

¹⁴¹ Norbert Strolz war akademischer Maler (* Strogen 26. 11. 1922, † 9. 4. 1990 Landeck). Das künstlerische Talent des Vaters vererbte sich nicht nur auf den Sohn, sondern auch auf die beiden Töchter Mag. Monika Strolz, akademische Restauratorin im Kunsthistorischen Museum, und Maria, verheiratete Walter, Inhaberin des Ateliers Ärmelfisch, einer Schneiderei in Feldkirch.

¹⁴² „The Engraver“ Issue 80/2008.

¹⁴³ Diese Veröffentlichungen erschienen unter den Titeln „L'incisione delle armi sportive“ (Edizioni Artistiche Italiani, Gardone Val Trompia 1982), „Jagdschmuck“ (Landesverlag Linz, 1989) und „Kunst in Stahl geschnitten“ (Ennsthaler, Steyr 1991).



Martin Strolz: Gravur nach einem Gemälde von Archibald Thorburne („Schottische Moorhühner“) für eine italienische Perazzi-Flinte.

Foto: Strolz



Martin Strolz: Stahlschnitt-Schlüssel für das ehemalige Meister-Atelier, nun Schulgebäude der HTL Steyr. 1999. Foto: Strolz

-Zeitschriften¹⁴⁴ und anderen Publikationsorganen¹⁴⁵ beschrieben.

Martin Strolz ist Mitglied der „Berufsvereinigung Bildender Künstler Oberösterreichs“ und der „Firearms Engravers Guild of America“. Eine exklusive Auszeichnung erfuhr sein vielfältiges Schaffen im Jahr 2009 durch die Aufnahme als Lehrender in die renommierte Gravierkursreihe „Grand Masters Program“ (Emporia, Bundesstaat Kansas, USA). Neben Ron Smith und Winston Churchill aus den Vereinigten Staaten vom Amerika, Ken Hunt aus England, Philippe Grifnée, Alain Lovenberg und Alexandre Sidorov aus Belgien sowie den Graveuren von „Creative Art“ (Giacomo Fausti, Giovanni Steduto und Ugo Talenti) aus Italien zählt Martin Strolz damit zum elitären Kreis internationaler Künstler, die diese Kursreihe als professionelle Graveure¹⁴⁶ leitend führen.

Ausblick

Im Schuljahr 2009/10 haben zwölf Goldschmiede, sechs Graveure und fünf Kunstschmiede ihre Ausbildung an der Höheren Technischen Bundeslehranstalt in Steyr abgeschlossen. Auch einzelne internationale Gastschüler vervollkommen ihre künstlerischen Fertigkeiten an der Steyrer Anstalt.

Die Schüler an der Abteilung Metalldesign der Höheren Technischen Bundeslehranstalt erhalten eine Qualifikation, die nicht nur pädagogisch und künstlerisch hervorragend ist, sondern darüber hinaus fächerübergreifend auf die modernsten technischen Arbeits-

¹⁴⁴ „Der Anblick“ Februar 1988, „Guns Magazine“ Dezember 1985, „The Double Gun Journal“ Autumn 2000, „The Engravers Journal“ Dezember 2004, „The Countryman’s Weekly“ Juni 2001, „Texas Sporting Journal“ March/April 2009, „The Engraver“ Issue 81/2009, 85/2010, 88/2010.

¹⁴⁵ „Kulturbericht des Landes Oberösterreich“ 7/99, „Tiroler Tageszeitung“ und „Eleftheros Typos“, Ausgabe 16. 12. 2009.

¹⁴⁶ Bei der Abfassung dieses Beitrags wurde ich immer wieder durch die freundliche Hilfe und das Entgegenkommen von Institutionen und Einzelpersonen ermutigt. Ich möchte dafür an dieser Stelle ganz herzlich Dank sagen. In Steyr haben mich besonders unterstützt: die Höhere Technische Bundeslehranstalt unter Direktor Dipl.-Ing. Dr. Franz Reithuber durch Erlaubnis der Einsichtnahme in die Sammlung und das Archiv der Abteilung Metalldesign, wobei Fachlehrer Martin Strolz großzügigerweise nicht nur in seiner unterrichtsfreien Zeit die nicht nur zeitaufwändige Betreuung meines Besuches übernommen hat, sondern darüber hinaus Fotoaufnahmen für diesen Beitrag zur Verfügung gestellt hat, weiters Dr. Raimund Locicnik vom Stadtarchiv Steyr, Josef Gegenhuber vom Museum der Stadt Steyr, Direktor i. R. Wolfgang Moser sowie Josef Stubauer, Friedhofverwalter der Stadt Steyr. Ich danke auch Markus Loranth von der Friedhofsverwaltung in Sankt Valentin für seine freundlichen Auskünfte.



Internationale Gastschülerin an der Abteilung Metalldesign der HTL Steyr im Jahr 2010.

verfahren aufbaut und sie daher auf die aktuellen Anforderungen der heutigen Berufspraxis optimal vorbereitet. Gleichzeitig können sie sich von einer mehr als hundertjährigen Tradition und von den künstlerischen Leistungen und beruflichen Erfolgen mehrerer Absolventengenerationen anspornen lassen.

Mögen dem Geist des von Michael Blümelhuber unter großen persönlichen Anstrengungen und Opfern begründeten Meister-Ateliers ein gutes neues Jahrhundert und viele weitere schöpferische Erfolge beschieden sein!

Nachtrag: Besonders gedankt sei Professor Friedrich Mayr aus Enns für den Hinweis, dass wir in dem stehenden Mann rechts auf dem Titelbild der OÖ. Heimatblätter 2010 (Heft 3/4; dieselbe Fotografie ebendort auf S. 189) ein Foto Professor Leo Zimpels besitzen. Zu den in der genannten Ausgabe der OÖ. Heimatblätter auf S. 173–175 angeführten Werken Zimpels konnte der Autor inzwischen einige weitere ausfindig machen: Eine mit „L. Zimpel“ signierte Plakette mit der Aufschrift „1858 1908 50. Gründungsfest M(änner) G(esangs) V(erein) Kränzchen Steyr“ und einem mit dem fahngeschmückten Hut feierlich grüßenden Gesangsvereinsmitglied vor einer Steyrer Stadtvedute sowie eine Anstecknadel zur „Erinnerung a(n) das 50-jähr(ige) Jubiläum des Kath(olischen) Gesellenvereins Steyr 1852–1902“ mit einer Ansicht der Stadt Steyr. Von Leo Zimpels Hand stammt vermutlich auch eine Anstecknadel zum „Kollegentag Steyr 22.–23. Juli 1905“ mit einer Ansicht von Michaelerkirche und ehemaligem Jesuitenkloster sowie einem den Hut zum Gruße schwingenden ehemaligen Absolventen.¹⁴⁷

Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur:

- Anonymus (1987) = Anonymus: Losensteiner Friedhofstor ist eines der schönsten des Landes. In: Steyrer Zeitung vom 8. 10. 1987, S. 11.
- A. S. (1937) = A. S.: Der Steyrer Stahlschnitt – Hans Gerstmayr und seine Schulwerkstätte an der Steyrer Bundeslehranstalt für Eisen- und Stahlbearbeitung. In: Heimatland, XIV. Jahrgang 1937, Heft 2, S. 20.
- Brandl (1980) = Manfred Brandl: Neue Geschichte von Steyr: vom Biedermeier bis heute, Steyr 1980.
- Eckstein (2008) = Tanja Eckstein: Interview mit Ing. George Wozasek (Linz, Austria) im Mai 2008 auf <http://centropa>.
- Ellmayer – John – Thumser (2004) = Daniela Ellmayer – Michael John – Regina Thumser: „Arisierungen“, beschlagnahmte Vermögen, Rückstellungen und Entschädigungen in Oberösterreich.

¹⁴⁷ Die beiden letztgenannten Werke gelangten in den Nachlass von Professor Hans Gerstmayr.

- Wien [u. a.] 2004 („Arisierungen“, beschlagnahmte Vermögen, Rückstellungen und Entschädigungen I) (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission 17,1).
- (Hg.) Familie Mayr (2009) = Familie Mayr: Friedrich Mayr. Stahlschnitt-Medaillen- und Briefmarkenkünstler. 80 Jahre. Text: Josef Büchler – Peter Hauser – Friedrich Mayr, Enns 2009.
- Gross – Lettner (2008) = Barbara Gross – Kurt Lettner – (Hg.) Heimat und Museumsverein Schloss Pragstein, Mauthausen: Professor Hans Gerstmayr. Stahlschnittkunst. Schmuckstücke 1920–1960. Gedächtnisausstellung anlässlich der Kulturbaustelle. Schloss Pragstein, Mauthausen. 6. bis 8. Juni 2008, Mauthausen 2008.
- Gsöllpointner (1996) = Helmuth Gsöllpointner: Objekte und Plastiken 1955–1995. (Hg.): Oberösterreichische Landesgalerie und Hochschule für künstlerische und industrielle Gestaltung, Linz. Land Oberösterreich / OÖ. Landesmuseum. (Red.): Sylvia Zendron – Susanne Jirkuff. Linz 1996 (Katalog des Oberösterreichischen Landesmuseums; Neue Folge 101).
- Harreither (2000) = Reinhardt Harreither: 950 Jahre Pfarre Sankt Valentin. Band 1: Pfarrgeschichte. Band 2: Kirchen und Kleindenkmäler, Sankt Valentin 2000.
- Hippmann (1999) = Fritz Hippmann: Numismata Obderensia (NO) III: Medaillen und verwandte Objekte, Teil 2: Oberösterreich allgemein. Herausgegeben vom Oberösterreichischen Landesmuseum Linz (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 8), Linz 1999.
- Hippmann (2007) = Fritz Hippmann: Numismata Obderensia (NO) IV: Medaillen und verwandte Objekte, Teil 3: Stadt Linz. Herausgegeben vom Oberösterreichischen Landesmuseum Linz (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 16), Linz 2007.
- (Hg.) Hochleitner (1996) = (Hg.) Martin Hochleitner: Skulptur in Oberösterreich 1880–1990 – Denkmalbeobachtungen, Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums, Neue Folge Nr. 104, Linz 1996.
- Jurkowski (1974) = Jurkowski: 100 Jahre Höhere Technische Bundeslehranstalt Steyr 1874–1974. Festschrift. Herausgegeben von der Direktion und vom Elternverein unter Mitwirkung der Lehrer der Höheren Technischen Bundeslehranstalt Steyr, Steyr 1974.
- Kastner (1952) = Richard Kastner: Blüten und Blumen aus blankem Stahl. In: Mühlviertler Nachrichten vom 12. 4. 1952.
- Krackowizer-Berger (1931) = Ferdinand Krackowizer – Franz Berger: Biographisches Lexikon des Landes ob der Enns. Gelehrte, Schriftsteller und Künstler Oberösterreichs seit 1800, Passau – Linz 1931.
- Lettner (1985) = Kurt Lettner: Ausstellung Steyrer Stahlschnittschule: Michael Blümelhuber – Hans Gerstmayr. Mauthausen – Kulturzentrum Schloß Pragstein. 6. September 1985–22. September 1985.
- Lettner (2008) = Kurt Lettner: Hans Gerstmayr – Stahlschneider zwischen Jugendstil und Naturalismus. In: Oberösterreichische Heimatblätter, 62. Jahrgang (2008), Heft 3/4, S. 210–221.
- Loidol (1998a) = Norbert Loidol: Die Stahlschnittkunst in der Eisenwurzen. In: (Red.) Julius Stieber: Land der Hämmer – Heimat Eisenwurzen, Region Pyhrn-Eisenwurzen. Katalog der Oberösterreichischen Landesausstellung 1998. 1. Auflage. Salzburg 1998, S. 329–340.
- Loidol (1998b) = Norbert Loidol: Die Kunst der Eisenstadt Steyr: Stahlschnitt und Stahlbildhauerei. Eurojournal Pyhrn-Eisenwurzen, Jahrgang 1 (Linz 1998), Heft 1, S. 26–31.
- Loidol (2004) = Norbert Loidol: Ursprünge und Entwicklung einer Stahl- und Metallbildhauerei in der Eisenwurzen. In: (Hg.) Willibald Rosner – Reinele Motz-Linhart: Waidhofen an der Ybbs und die Eisenwurzen. Die Vorträge des 18. Symposiums des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde, Waidhofen an der Ybbs, 6. bis 9. Juli 1998 (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 32) (= Niederösterreich-Schriften 145 Wissenschaft), Sankt Pölten 2004, S. 203–248.
- Lugmayer (1959) = Franz Xaver Maria Lugmayer: Eisen – und Stahlschnitt – Der Eisenschnitt von der Antike bis zum Verfall Ende des 18. Jahrhunderts und die Wiederbelebung der Stahlschnittkunst in unserer Zeit, Linz 1959.
- Lugmayer (1991) = Franz Xaver Maria Lugmayer: Kunst in Stahl geschnitten. Der Eisenschnitt von der Antike bis zum Verfall Ende des 18. Jahrhunderts und die Wiederbelebung der Stahlschnittkunst in unserer Zeit. 2. Auflage. Steyr 1991.
- Lugmayer (1996) = Franz Xaver Maria Lugmayer: Erinnerung an Hans Köttenstorfer (29. 11. 1911 – 3. 12. 1995). Ehemaliger Leiter der Graveurabteilung

des Hauptmünzamt, Wien. Kultur Oberösterreich. Bericht. Monatsschrift des Oberösterreichischen Landeskulturreferates, Jahrgang 50 (1996), Folge 3.

– (Hg.) Noever (2003) = (Hg.) Peter Noever: Helmuth Gsöllpointner: temporäre variable Raumobjekte [... erschien anlässlich der Ausstellung Helmuth Gsöllpointner – temporäre variable Raumobjekte, MAK Wien, 3. September–5. Oktober 2003]. Mit Beiträgen von Andrea Harreiter (u. a.), Linz 2003.

– Postelmair (1994) = Ulrike Postelmair: Höhere Technische Bundeslehranstalt Steyr. 100 Jahre Fachschule für Kunsthandwerk. Ausbildungszweige: Gold- und Silberschmiede, Juweliere und Modeschmuckerzeuger, Graveure, Gürtler, Stahlschneider und Modeschmuckerzeuger, Kunstschmiede und Metallplastiker, Steyr 1994.

– Prokisch (in Vorbereitung) = Bernhard Prokisch: Numismata Obderennsia (NO) II: Medaillen und verwandte Objekte Teil 1: Personen (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich Folge N. N.), Linz 2011 oder 2012.

– Pudor (1915) = Heinrich Pudor: Stahlschneidekunst. In: Das Metall, Jahrgang 1915, Heft 8: 20. August 1915.

– (Red.) Stieber (1998) = (Red.) Julius Stieber: Land der Hämmer – Heimat Eisenwurz. Katalog der oberösterreichischen Landesausstellung 1998, Linz 1998.

– Strolz (1998/99) = Martin Strolz: Tradition und Innovation. Ein Schlüssel öffnet die Tür in die Zukunft. In: HTL Steyr, Jahresbericht 1998/99, S. 154–156.

– Watzinger (1935) = Carl Hans Watzinger: Der Stahlschnittkünstler Ferdinand Anders. In: Der Volksbote, Zeitschrift des Oberösterreichischen Volksbildungsvereines, Jahrgang 46 (1935), Nr. 3, S. 71 f.

– Watzinger – Kutschera (1965) = Carl Hans Watzinger und Richard Kutschera: Ich bleibe in der Eisenstadt. Michael Blümelhuber und die Stahlschnittkunst, Linz 1965.

– Watzinger (1982a) = Carl Hans Watzinger: Ein Leben lang geliebte Kunst. Hans Gerstmayr und die Stahlschnittkunst, Steyr 1982.

Verzeichnis der abgekürzt zitierten ungedruckten Quellen

Bauakt = Bauakt der OÖ. Landes-Kunstschule Steyr (Magistrat der Stadt Steyr, Registratur, Aktenzahl G/a 14.151 – 1908).

Der Maler Hans Franta: Seine Linzer Jahre (Teil I)

Von Lena Radauer

Hans Franta (1893–1983) ist einer jener Linzer Künstler, die Zeit ihres Lebens eng mit der eigenen Heimatstadt verbunden blieben. Obwohl er in Wien studiert hatte, beschränkte er seine Ausstellungstätigkeit auf Oberösterreich und blieb trotz der unanfechtbaren Originalität und Qualität seiner Arbeiten stets eine regionale Größe. Die immense Fülle seines Werks erstreckt sich in erster Linie auf den Sektor der Landschaftsdarstellung, vorzugsweise in Pastell oder Öl. Doch nie wurde er müde, sich auch in anderen Techniken zu versuchen, und die Vielfalt seines Spektrums ist durchaus erstaunlich.

Die umfangreichen Recherchen, welche dem vorliegenden Beitrag vorausgingen, hatten zum Ziel, die Biographie Hans Frantas möglichst lückenlos zu erhellen und chronologisch überschaubar aufzurollen. Die in zahlreichen österreichischen Archiven und Institutionen aufgespürten Zeitdokumente wurden den bereits vorhandenen Informationen aus der Sekundärliteratur gegenübergestellt, um einen auf Fakten basierenden Lebenslauf zusammenzustellen. Zeitgenössische Presserezeptionen wiederum dienten dazu, möglichst viele Ausstellungsbeteiligungen Frantas nachzuweisen; der Anspruch auf Lückenlosigkeit war in diesem Fall aufgrund mangelnder Archivunterlagen und fehlender Ausstellungsblätter nur bedingt erfüllbar. Dennoch ist es gelungen, eine nicht unbedeutende Anzahl an bislang unbe-

kannten Ausstellungsbeteiligungen aufzudecken.

Frantas siebenjährige Kriegsgefangenschaft in Russland wurde bereits früher ausführlich recherchiert und ist im Katalog des Nordico Museum der Stadt Linz „Hans Franta – Sibirien“ nachzulesen. Daher wird diese Lebensphase, trotz ihrer Bedeutung für Franta, hier nur cursorisch gestreift werden.

Die Kindheit

Hans Franta wurde am 17. Juni 1893 am Linzer Römerberg geboren und in der Pfarre St. Matthias getauft. Die Mutter, Antonia (1872–1947), entstammte der Ehe zwischen Joseph Franta, einem Eisenbahnbediensteten, und Caroline Lehner. Letztere war wiederum das eheliche Kind des böhmischen Tuchmachers Jakob Lehner und Maria Batežs.¹ Offenbar stammte auch die väterliche Familie aus Böhmen.² Frantas Vater war angeblich der Schuhmacher Johann Ogriš aus Klagenfurt, der im Leben seines Sohnes jedoch keine maßgebliche Rolle spielte.³ Eigenen Erzählungen zufolge waren die beiden einander nur ein einziges Mal begegnet, als Franta seinen Vater im Auftrag der Mutter um ein Paar Schuhe bitten sollte. Dieser aber lehnte unsanft ab.⁴

¹ Taufbuch der Pfarre Heiliger Josef Nr. VII, S. 214

² OÖ Biografisches Archiv, Bogen Hans Franta

³ Fritz Feichtinger, „Maler Hans Franta“, S. 9

⁴ Interview mit Eva-Maria Oberlik, 14. April 2010

Die Familienverhältnisse waren ärmlich. Antonia Franta war Arbeiterin in der Linzer Tabakfabrik, wo bereits die Großmutter beschäftigt gewesen war. Gemeinsam wohnten sie in der Flügelhofgasse 18 in einer winzigen Dachkammer.⁵ Nach Angaben Hans Frantas verlor der Großvater Joseph den Arbeitsplatz als Bahnhofsvorstand in Horsching aufgrund seiner Trunksucht und fand zunächst dank Bitten der Großmutter Arbeit als Zugspacker. Später verließ er die Familie und soll dem Alkohol erlegen sein.⁶

Ein Jahr vor Hans' Geburt war die ältere Schwester Friederica verstorben, 1894 und 1897 kamen die jüngeren Brüder Carl und Albert zur Welt. Auch sie starben noch im Kleinkindalter. So wuchs Hans Franta bis zum Tod der Großmutter 1896 in einem Frauenhaushalt auf, da Vater und Großvater die Familie verlassen hatten. Dann waren Mutter und Sohn auf sich allein gestellt, allerdings fungierte ein gewisser Josef Sperrer, Hausbesitzer aus Linz, als rechtlicher Vormund für den jugendlichen Franta.⁷ Franta fabulierte allerdings gerne über seine Herkunft. So führt z. B. sein Studienakt der Akademie der Bildenden Künste den Vater als im Krieg gefallenen Privatbeamten und die Mutter als Pensionsbesitzerin an.⁸

Antonia Franta wurde 1906 von der Stadt Linz das Heimatrecht zuerkannt, welches ihr ungestörten Aufenthalt und die Armenpflege im Fall der Not garantierte.⁹ In späteren Jahren wurde dieses Recht, das im Jahr 1939 abgeschafft werden sollte, auch auf Hans Franta übertragen.

Zunächst brachte die Mutter, die stets darum bemüht war, ihrem Sohn eine bessere Zukunft zu sichern, Franta

in der Kinderbewahranstalt in der Steingasse unter, wo er von sieben Uhr morgens bis nach sechs Uhr abends blieb.¹⁰ Trotz der schwierigen finanziellen Situation konnte er nach dem Abschluss der Volksschule Baumbachstraße ab September 1904 das Linzer Staatsgymnasium an der Spittelwiese besuchen. Zu dieser Zeit existierten in Oberösterreich insgesamt drei Gymnasien, neben jenem in der Landeshauptstadt gab es je eines in Freistadt und in Ried. Um an das ehemals den Jesuiten zugehörige Linzer Staatsgymnasium aufgenommen zu werden, musste Franta zunächst eine Aufnahmeprüfung bestehen, die aus einem schriftlichen sowie einem mündlichen Teil bestand.¹¹

⁵ Taufbuch der Pfarre St. Matthias Nr. IX, S. 3945; Interview mit Eva-Maria Oberlik, 14. April 2010; Hans Franta in: „Hans Franta zum 84. Geburtstag“

⁶ Hans Franta in: „Hans Franta zum 84. Geburtstag“

⁷ Obwohl aus mehreren Dokumenten hervorgeht, Josef Sperrer käme aus Linz, konnten ihm im Stadtarchiv Linz keine Meldeakten zugeordnet werden

⁸ Universitätsarchiv der Akademie der Bildenden Künste Wien, Nationale Hans Franta

⁹ Stadtarchiv Linz, Heimatkartei Antonia Franta; Wieland Mittmannsgruber, Bürger der Stadt Linz in: „Stadtarchiv und Stadtgeschichte“, S. 395–409

¹⁰ Hans Franta in: „Hans Franta zum 84. Geburtstag“

¹¹ Hier wurde „in der Religionslehre jenes Maß von Wissen, welches in den ersten vier Klassen der Volksschule erworben werden kann, in der deutschen Sprache Fertigkeit im Lesen und Schreiben der deutschen und lateinischen Schrift, Kenntnis der Elemente aus der Formenlehre, Fertigkeit im Analysieren einfacher bekleideter Sätze, Bekanntschaft mit den Regeln der Orthographie und richtige Anwendung derselben beim Diktandoschreiben, im Rechnen Übung in den vier Rechnungsarten mit ganzen Zahlen“ verlangt. „54. Jahresbericht des K.K. Staatsgymnasiums zu Linz über das Schuljahr 1905“, S. 79

Den Zugang zum Gymnasium hatte Franta nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, dass die Schule über ein ausge-dehntes Unterstützungswesen verfügte. Aus seinen Schulakten wissen wir, dass er zumindest teilweise von den Schul-geldzahlungen befreit war. Offenbar lernte an oberösterreichischen Mittel-schulen ein „verhältnismäßig hoher Pro-zentsatz mittelloser, zum Teil sehr armer Schüler“.¹² Für sie konnte das Schulgeld zur Hälfte bis gänzlich erlassen bzw. der jährliche Lehrmittelbeitrag herabgesetzt werden.¹³ Außerdem standen staatliche Stipendien zur Verfügung, um die sich Antonia Franta vergeblich bemühte.¹⁴ Der schuleigene Unterstützungsverein stellte den Schülern zudem bei Bedarf Bargeld „für Wohnung, Kosttage und Krankenkosten“ sowie warme Kleidung zur Verfügung.¹⁵ Einige „gutherzige, edelsinnige“ Privatleute gewährten so-genannte Freitische; dank einer Armen-bibliothek konnten Lehrbücher und At-lanten kostenlos verteilt werden.¹⁶

Das Staatsgymnasium fiel im Lan-desvergleich durch „recht gutes Be-tragen“ seiner Schüler auf, der Jahres-hauptbericht von 1908 erwähnt, „der Stand der Zucht“ sei „ein recht guter gewesen“.¹⁷ „Religiosität, Patriotismus, loyal-dynamisches Gefühl und Sittlich-keit“ wurden als Werte kultiviert, Ver-stöße wurden in leichteren Fällen durch „Konferenzrügen“, in schwereren mit Karzerstrafen geahndet.¹⁸ Aber auch „mangelnder Fleiß, Unordnung, Keck-heit, Ungehorsam und Rohheit gegen Mitschüler“ wurden bestraft. Seltener waren z. B. Fälle von „Nachtschwärme-rei“, Diebstahl oder schlechtem Beneh-men dem Lehrpersonal gegenüber.¹⁹

Die Schule legte großen Wert auf ärztliche und zahnärztliche Untersuchun-

gen, die bei den unbemittelten Schülern unentgeltlich durchgeführt wurden. Vor allem aber wurde eine Vielzahl von sportlichen Aktivitäten wie Tennis, Eis-laufen, Rodeln, Eisschießen, Skilaufen, Radfahren, Rudern, Reiten, Fechten und Schwimmen angeboten, wobei gewisse Kontingente an Freikarten für bedürf-

¹² ÖStA, AVA FHKA, U-Abtlg., Faszikel 1781 (Lan-dessschulrat für OÖ, Jahreshauptbericht über die OÖ Mittelschulen 1906/1907)

¹³ Die Aufnahme-taxa betrug im September 1905 4 Kronen 20 Heller. Jedes Semester war ein Lehr-mittelbeitrag von 4 Kronen und ein Schulgeld von 40 Kronen zu bezahlen, beide Beträge konnten für unbemittelte Schüler um die Hälfte herabgesetzt werden. „54. Jahresbericht des K.K. Staatsgymna-siums zu Linz über das Schuljahr 1905“, S. 72 und 79

¹⁴ Hans Franta in: „Hans Franta zum 84. Geburtstag“

¹⁵ Beispielsweise wurden im Schuljahr 1904/1905 insgesamt 97 Schüler vom Unterstützungsverein mit einem Gesamtbetrag von 3716 Kronen be-dacht, außerdem verteilte Bürgermeister Gustav Eder 48 Kronen unter acht unbemittelten Schü-lern der ersten Klasse. „54. Jahresbericht des K.K. Staats-Gymnasiums zu Linz über das Schuljahr 1905“, S. 50

¹⁶ ÖStA, AVA FHKA, U-Abtlg., Faszikel 1781 (Lan-dessschulrat für OÖ, Jahreshauptbericht über die OÖ Mittelschulen 1906/1907)

¹⁷ Ibid.

¹⁸ Im Schuljahr 1907/1908 wurden beispielsweise 29 Karzerstrafen über 1½ bis 4 Stunden verhängt. Nur in 2 Fällen mussten die Schüler länger büßen; in Folge eines ‚nächtlichen Exzesses‘ 12 Stunden, wegen Verspottung eines Lehrers 16 Stunden. ÖStA, AVA FHKA, U-Abtlg., Faszikel 1781 (Lan-dessschulrat für OÖ, Jahreshauptbericht über die OÖ Mittelschulen 1907/1908)

¹⁹ Besonders beunruhigend waren die Vorkomm-nisse im Schuljahr 1909/1910. Es gab einen Selbst-mordversuch, eine ‚lärmreiche Szene‘ in der ach-ten Klasse und eine Studentenverbindung wurde aufgedeckt. Bereits ein Jahr zuvor hatte eine Schülerdemonstration für Aufregung gesorgt. ÖStA, AVA FHKA, U-Abtlg., Faszikel 1781 (Lan-dessschulrat für OÖ, Jahreshauptbericht über den Stand des Mittelschulwesens in OÖ 1909/1910)

tige Schüler bereitgestellt wurden. Es ist anzunehmen, dass Hans Franta, der in späteren Jahren dem Linzer Klub „Ister“ angehören sollte, schon in seiner Schulzeit den Rudersport aufgriff. Außerdem stellten die oberösterreichischen Wandervereine den Schülern ihre Hütten zur Verfügung, sodass viele Jugendliche ihre Ferien auf dem Land verbringen konnten.

Die Leitung des Staatsgymnasiums war darum bemüht, die Pflichtgegenstände auf den Vormittag zu beschränken, wodurch der Nachmittag den Freifächern vorbehalten blieb. Die anfänglichen 25 Wochenstunden wurden im Lauf der Jahre allmählich auf bis zu 29 Unterrichtsstunden gesteigert. In der ersten Klasse wurden katholische Religion, Geographie, Naturgeschichte, Latein, Deutsch, Mathematik, Turnen und Kalligraphie gelehrt, ab der zweiten Klasse kam Geschichte, ab der dritten Griechisch, in der vierten Physik und schließlich philosophische Propädeutik hinzu. Franta erinnerte sich später liebevoll daran, dass seine Mutter ihm zuliebe gelernt hatte, Griechisch zu lesen, um ihn „Vokabeln abfragen zu können.“²⁰

Wie den wenigen erhaltenen Schuldokumenten, dem Klassenbuch sowie dem Nationale der Reifeprüfungen aus dem Schuljahr 1912/1913 zu entnehmen ist, war Hans Frantas Schulerfolg – zumindest in den höheren Klassen – mäßig. Er musste die siebte Klasse wiederholen, die achte beendete er mit gutem Erfolg, was nach dem heutigen System der Schulnote Drei entspricht. Auffallend ist die im Vergleich mit seinen Schulkollegen hohe Anzahl an Fehlstunden in diesem Schuljahr, nämlich 32.²¹ Sein Klassenkamerad, der spätere Dichter Arthur

Fischer-Colbrie, fehlte beispielsweise bloß drei Stunden. Dieser Umstand ist allerdings nicht verwunderlich, denn Franta unterstützte seine Mutter tatkräftig darin, den Unterhalt aufzubringen, indem er beispielsweise für zwei Kreuzer am Tag in der Linzer Martinskirche ministrierte oder im Hof der Schlosskaserne Tennisbälle „klaubte“. Im Winter sammelte er im Kürnberger Wald Holz, damit die Mutter kochen und heizen konnte.²²

In der achten Klasse bekam Franta ein „Sehr gut“ in Freihandzeichnen, das er als einziger in seiner Schulstufe besuchte, und Turnen; „Gut“ in Religionslehre, Deutsch, Griechisch und Philosophischer Propädeutik; „Genügend“ in Latein, Geographie, Geschichte und Bürgerkunde, Mathematik und Physik. Die schriftliche Reifeprüfung legte er in Deutsch, Latein und Griechisch ab, wofür er die Noten „Gut“, „Genügend“ und „Gut“ erhielt; die mündliche in Deutsch, Griechisch, Vaterlandskunde und Mathematik.²³

²⁰ Hans Franta in: „Hans Franta zum 84. Geburtstag“

²¹ Staatsgymnasium Spittelwiese, Jahreszeugnis 1913

²² Hans Franta in: „Hans Franta zum 84. Geburtstag“

²³ Mündlich wurde Franta in Griechisch zu Herod. II. 8b befragt; in Vaterlandskunde zum Flussnetz der Sudetenländer und der Zeit der Luxemburger; in Deutsch zu Anzengrubers ‚Der Meineidbauer‘. Schriftlich musste er Seneca (de ira, III 165) und Hesiod (109-149, Die Weltalter) übersetzen; in Deutsch standen die Themen ‚Zu welchen Zeiten und in welcher Weise hat die Literatur des Auslandes auf die deutsche Dichtung Einfluss geübt?‘, Horaz: ‚Nil mortalibus ardui est‘ oder ‚Weltverkehr und Heimatgefühl‘ zur Auswahl. Staatsgymnasium Spittelwiese, Protokoll über die Reifeprüfung vom 15. Juli 1913; ‚62. Jahresbericht des K.K. Staats-Gymnasiums zu Linz über das Schuljahr 1913‘, S. 50

Wie lange Hans Franta „Freihandzeichnen“ belegte, das neben Französisch, Gesang und Stenographie lediglich als Freigegegenstand in vier Aufbaukursen unterrichtet wurde, ist unbekannt.²⁴ In jedem Fall war er hier an gute Noten gewöhnt, denn als ihm die nur halb gelungene Zeichnung eines Hasen eine Drei einbrachte, wurde ihm das Fach für einige Zeit verleidet.²⁵ Karl Meßmer, Karl Feuscher und Franz Kuna waren nacheinander für die Kunsterziehung am Staatsgymnasium Spittelwiese zuständig, im Herbst 1910, als Franta die 7. Klasse besuchte, wurde diese Verantwortung dann dem k. k. Professor Franz Ludwig übertragen. Von ihm wissen wir, dass er Hans Franta ob dessen Talents förderte und ihn in seinem Vorhaben bestärkte, der Schullaufbahn ein Kunststudium anzuschließen. Ein 1911 entstandenes pointillistisches Pastell Frantas, *An der Donau*, sollte Jahre später einem Kritiker zur Grundlage für die Vermutung dienen, „daß der junge Künstler in der damaligen Provinzstadt einem zeitgenössischen Stil huldigte, ohne vielleicht zu wissen, wie nahe er dem französischen Spätimpressionismus stand.“²⁶

Der erste Zeichenkurs bestand aus „Anschauungslehre, Zeichnen ebener geometrischer Gebilde aus freier Hand nach Vorzeichnungen des Lehrers an der Tafel, begleitet mit kurzen, zum Verständnis notwendigen Erklärungen unter besonderer Berücksichtigung des Zeichnens gebogener Linien“, im zweiten Jahr standen auf dem Unterrichtsplan „einleitende Erklärungen aus der Perspektive an der Hand der Apparate, Zeichnen nach Draht- und Holzmodellen, Übungen im Ornamentzeichnen nach Vorlagen und Entwürfen des Lehrers an der Tafel“, im dritten und vierten

Kurs kamen „Übungen im Ornamentzeichnen nach Entwürfen des Lehrers an der Tafel“, ferner nach farblosen und polychromen Musterblättern, Studien nach plastischen Ornamenten und fortgesetzte perspektivische Darstellungen geeigneter technischer Objekte von der Kontur angefangen bis zur vollendeten Schattierung unter Handhabung von Bleistift, Kreide und Pinsel; Konturen des menschlichen Kopfes in verschiedenen Stellungen; gelegentliche Belehrungen über Naturwahrheit“ sowie „einfache ornamentale Kompositionsübungen“ und „Studien landschaftlicher Schönheit im Freien (Skizzierausflüge)“ hinzu. Das Lehrmittelkabinett verfügte über eine umfangreiche Sammlung verschiedener Vorlagen, die von ausgestopften Vögeln über Papp-, Ton- und Gipsmodelle bis zu Totenmasken reichten.²⁷

Die ausgesprochen umfangreiche Schulbildung am Linzer Staatsgymnasium war für Hans Franta von unschätz-

²⁴ 1909 wurde es dann als Pflichtfach für die ersten Klassen mit drei Stunden wöchentlich eingeführt

²⁵ *Ungewöhnliche Abenteuer des Linzer Malers Hans Franta* in: Nachrichten für den Sonntag Nr. 39, 25. 9. 1965, S. 4

²⁶ Das Bild, das 1913 im Rahmen des OÖ Kunstvereins ausgestellt wurde, ging 1976 in den Besitz der Neuen Galerie über und befindet sich heute im Kunstmuseum Lentos. OÖ Kulturbericht I/2, 2. 7. 1976

²⁷ 1913 zählte die Sammlung: 14 Vorlagewerke mit 842 Blättern, 23 Bücher, 2 Bände gepresster Blätter, 5 Apparate, 2 Drahtmodelle, 200 Holzmodelle, 127 Gipsmodelle, 24 Tonmodelle, 40 Modelle aus Pappe, 2 Teller, 11 farbige Glas- und 6 Tongefäße, 5 Muscheln, 9 Tonfliesen, 17 Vögel, 21 Schmetterlinge, 3 Säugetiere, 13 Werkzeuge, 33 Flachmodelle, 18 Formen, 1 Pflanzenmodell, 538 Modelle für das gegenständliche Zeichnen, 4 Köpfe und 6 Totenmasken. „62. Jahresbericht des K.K. Staats-Gymnasiums zu Linz über das Schuljahr 1913“, S. 44

barem Wert. Der Gymnasialabschluss ermöglichte ihm, seine Ausbildung fortzusetzen, und die umfassenden Kenntnisse, die er erworben hatte, kamen ihm in vielerlei Hinsicht zugute. So konnte sich sein Interesse für die Kunst weiter entfalten und von geschultem Fachpersonal gefördert werden. 1929, gut fünfzehn Jahre nach seinem Schulabschluss, sollte Franta wieder an seine alte Schule zurückkehren, um Prof. Ludwig beim Zeichenunterricht zu assistieren.

Die frühe künstlerische Laufbahn

Obwohl in den Unterlagen zu Hans Frantas Reifeprüfung, abgelegt am 8. Juli 1913, noch kein Berufswunsch vermerkt ist, muss seine künstlerische Tätigkeit zu dieser Zeit bereits recht ausgeprägt gewesen sein. Nur vier Monate nach seinem Schulabschluss nahm er an der Herbstausstellung des Oberösterreichischen Kunstvereins teil. Die Ausstellung war in zwei Bereiche gegliedert, darunter die „höchst bemerkenswerte und ausnehmend gut besuchte Abteilung, die ausschließlich von in Oberösterreich wohnenden und aus Oberösterreich stammenden Künstlern“ besetzt wurde.²⁸ Die Qualität dieser Schau war hoch, die Tages-Post nannte sie sogar „viel reichhaltiger und interessanter“ als die vorangegangene, „etwas öde“ Schau der Kasseler Meister.²⁹ Weiter heißt es, „es ist erstaunlich, welche Fülle von guten Arbeiten in Linz, beziehungsweise in Oberösterreich produziert werden (sic!)“.³⁰ Zahlenmäßig blieb die Landschaftsdarstellung hinter Porträts, Sittenbildern und Tierstücken zurück; zu sehen waren unter anderem Rosa Scherers „leuchtende Blumenstücke“, Vilma Eckls

„brillant gemalte Aquarelle“, „brillante Tierbilder“ von Albert Reibmayr, die „kraftvoll, energisch zugreifende“ Marie Woitsch, Karl Hayds „humorvolles Märchenbild“, „dekorative Alpenlandschaften“ Egon Hofmanns, „vorzügliche Porträts“ Richard Dillers und „köstliche Zeichnungen“ Franz Sedlaceks.³¹

Franta zeigte in diesem Rahmen sieben Arbeiten, und zwar vier Ölbilder (*Schloss Steyregg, Linz von der Wasserstiege, Reichsstraße, Birken im Winter*), zwei Aquarelle (*Winternacht, Mondnacht*) sowie *Sonnenuntergang auf der Donau* (Technik unbekannt). Er war damit, neben anderen Debütanten wie Irma Habenicht, Teil der „jugendliche(n) Frische“, die diese Ausstellung auszeichnete.³²

Der konservative Kritiker Prof. Vinzenz von Lychdorff, der Tina Kofler ihre Experimentierfreudigkeit vorwarf und die „eigenartige, bunte, zerrissene“ Malweise der „jungen Pariser“ anprangerte, erwähnte Franta namentlich neben Fritz Lach, Ella Luegmayer und Dina Ebenhoch, deren Bilder „durchwegs gute Leistungen“ seien.³³ Zwar waren Frantas Preise verhältnismäßig niedrig, dennoch blieben seine Arbeiten unverkauft.³⁴

²⁸ OÖLA, Kunstverein, Kiste Nr. 18, Mappe „Herbstausstellung 1913 Eingangs-Verzeichnis“, Lieferlisten November

²⁹ Tages-Post Nr. 259, 9. 11. 1913, S. 5; Tages-Post Nr. 564, 1. 11. 1913, S. 17–18

³⁰ Tages-Post Nr. 259, 9. 11. 1913, S. 5

³¹ Ibid.; Tages-Post Nr. 564, 1. 11. 1913, S. 18; Tages-Post Nr. 276, 30. 11. 1913, S. 17–18

³² Tages-Post Nr. 259, 9. 11. 1913, S. 5

³³ Tages-Post Nr. 276, 30. 11. 1913, S. 18

³⁴ Private Käufer erstanden Ölbilder Liebenweins, Höhnels und Ubells, eine Zeichnung Coltellis, ein Aquarell Lachs und Majoliken der Kunstwerkstätte Schleiß. Tages-Post Nr. 270, 23. 11. 1913, S. 5



Kornberg, Pastell 1935 (Privatbesitz).

Dies war die erste von insgesamt 46 nachgewiesenen Ausstellungen, an denen sich Hans Franta im Lauf seines Lebens beteiligen sollte. Von achtzehn Ausstellungen mit oberösterreichischen Künstlervereinigungen fanden dreizehn im Rahmen des Oberösterreichischen Kunstvereins zwischen 1913 und 1937 statt, später nahm er auch an Schauen der Berufsvereinigung bildender Künstler Oberösterreichs, des Künstlerbundes Oberdonau und des Oberösterreichischen Künstlerbundes teil. In all den Jahren der Vereinsmitgliedschaft, in denen Kollegen Einzelausstellungen – unter Themen, zu denen er mit Leichtigkeit ganze Säle hätte füllen können – gewidmet und Preise zuteil wurden, sollte Franta keine solche Würdigung erfahren.³⁵

Kurz darauf ging Hans Franta nach Wien, um mit dem Sommersemester 1914 sein Studium zu beginnen. Er inskribierte allerdings nicht an der Kunstuniversität, sondern an der philosophischen Fakultät, wo er hauptsächlich kunstgeschichtliche Vorlesungen bei namhaften Professoren belegte. So hörte er *Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tod bis in die Gegenwart* bei Prof. Walther Brecht, *Quelle, Tatsache und Begriff in der Kunstforschung* bei Prof. Josef Strzygowski, *Geschichte der abendländischen Kunst im Mittelalter II* bei Prof. Max Dvořak, *Geschichte der französischen Kunst des 15. Jahrhunderts II Malerei* bei Dozent Julius Hermann und *Erklärung griechischer Vasenbilder* bei Prof. Emil Reisch mit insgesamt elf Wochenstunden.³⁶

Die zweite heimische Ausstellungsbeteiligung Hans Frantas, und zwar mit dem Oberösterreichischen Künstlerbund, sollte erst auf das Jahr 1922 fallen.

Denn bereits nach seinem ersten Studiensemester brach der Erste Weltkrieg aus, und Franta verließ Wien, um im Linzer Hausregiment Nr. 14 als Freiwilliger zu dienen.

Lebens- und Schaffensjahre in Tomsk, Sibirien

Vermutlich hatte der am Linzer Gymnasium angebotene Schießunterricht Franta mit dem Wesen des Wehrdienstes bereits bekannt gemacht. Den Kurs hatte Hauptmann Josef Wittek von Saltzberg von eben diesem 14. Infanterieregiment geleitet.³⁷ Was als einjähriger Dienst gedacht war, sollte Franta sieben Jahre lang in Russland halten; er kämpfte nur wenige Monate lang an der Ostfront in Galizien, bevor er in die Hände des Kriegsgegners geriet. Die russische Gefangenschaft, die ihn über Kharkov, Kiev und Moskau nach Sibirien führte, brachte Franta neben leidvollen auch durchaus positive Erfahrungen – und insbesondere künstlerische Inspiration. Er, der vielseitige Talente hatte und einen ungewöhnlichen Einfallsreichtum an den Tag legte,

³⁵ u. a. Karl Hayd ‚Rund um den Traunsee‘ 1935, Sonderausstellung Anton Lutz 1935, Richard Diller ‚Ein Maler erlebt die Polarwelt‘ 1937. Das Künstlerduo Leo Adler und Franz Glaubacker stellte gleich dreimal gemeinsam Reise-Eindrücke aus in ‚Eine Malreise nach dem Süden‘ 1932, ‚Kennst Du das Land ...‘ 1933 und ‚Aus Nord und Süd‘ 1937. Auszeichnungen erhielten 1931 Anton Lutz, Franz-Xaver Weidinger und Switbert Lobisser, 1935 Wilhelm Schnabl, Heinrich Strahammer und Marianne Woitsch, 1936 Leo Adler, Franz Glaubacker und Wilhelm Traeger

³⁶ AUW, Philosophisches Nationale Hans Franta, Sommer Semester 1914

³⁷ „62. Jahresbericht des K.K. Staats-Gymnasiums zu Linz über das Schuljahr 1913“, S. 53

nützte die Zeit der Gefangenschaft, um verschiedene berufliche Möglichkeiten auszuloten und sich auch als Maler in diversen Techniken zu versuchen. Nicht weniger als fünf Ausstellungsbeteiligungen konnten ihm in der sibirischen Stadt Tomsk nachgewiesen werden, er muss dort Hunderte von Werken geschaffen haben. Dieses Œuvre, ausdrucksstark und vielfältig, noch vollkommen frei von akademischen Zwängen und Konventionen, belegt das natürliche künstlerische Talent des Autodidakten Franta. Außergewöhnliche Phantasie beflügelte nicht nur sein kreatives Schaffen, sie half ihm auch, in dieser schwierigen und oft turbulenten Zeit zu überleben. Die vielen Berufe, die er ausübte, die ungewohnten Erlebnisse und allem voran die einzigartige Natur Sibiriens prägten ihn nachhaltig, und es waren diese Eindrücke, die ihm noch Jahrzehnte später Sujets für seine Bilder boten.

In privater Hinsicht stellten die Jahre in Tomsk für Hans Franta ebenfalls eine – ungeahnte – Bereicherung dar. Bald knüpfte er mit der lokalen Kunstszene enge Kontakte, durch diesen Austausch mit etablierten Künstlern konnte er sich nicht nur kreativ weiterentwickeln. Er lernte auf diese Weise auch die „breite russische Seele“ zu verstehen und zu schätzen. In Frantas eigenen Worten hatte er „die besten Freunde (...) unter den russischen Malern, welche die prächtigsten Kameraden waren und halfen, wo sie nur konnten“.³⁸

Fernab von den anhaltenden Kampfhandlungen an der Front fand Franta in Sibirien auch die große Liebe; im April 1918 ehelichte er die aus Weißrussland stammende Zinajda Nikolaevna Stavrovitch nach orthodoxem Ritus.³⁹ Neun

Monate später, am 19. Januar 1919, brachte sie die gemeinsame Tochter Vera zur Welt. Kurz nachdem Vera noch im Säuglingsalter verstarb, zog es Franta – nun kein Kriegsgefangener mehr, sondern von den Bolschewiken zum freien Bürger erklärt – in die Ferne. Gemeinsam mit Zinajda konnte er mehrere Monate auf Schiffsreisen in den hohen Norden verbringen, bevor sich das Ehepaar schließlich entschloss, sich einem organisierten Heimkehrertransport in Richtung Österreich anzuschließen.

Rückkehr nach Linz: Hans Franta im Oberösterreichischen Kunstverein

Im Juli 1921 kehrte Franta nach knapp siebenjähriger Abwesenheit in seine Heimatstadt Linz zurück. Pressemitteilungen wie „laut eingelangter Nachricht ist der Dampfer ‚Kiew‘ am 2. Juli mit 65 Österreichern, ‚Herbert Horn‘ mit 1200 Heimkehrern aller Nationen von Petrograd, ‚Bagdad‘ am 3. Juli mit 1750 Österreichern abgegangen“ sowie regelmäßige Zeitungsberichte über den Verbleib dieser Transporte erweckten bei den Angehörigen Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen.⁴⁰ So konnte Antonia Franta ihren Sohn, der mit seinen 28 Jahren weißhaarig aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, am 25. Juli auf dem Bahnhof erwarten.

Frantas Transport, über Stettin und Passau kommend, war einer von sechs,

³⁸ Hans Franta, Welt und Heimat (ill. Beilage zur Linzer Tages-Post) Nr. 16, 21. 4. 1934, S. 10–11

³⁹ Sie wurde am 11. 3. 1989 in Kiewitchi in der Minsker Region geboren. Stadtarchiv Linz, Heimatkartei, Hans Franta

⁴⁰ Tages-Post Nr. 152, 7. 7. 1921, S. 5

die in diesem Monat Russlandheimkehrer nach Linz brachten.⁴¹ Er beförderte insgesamt 322 Heimkehrer, 24 Frauen und sechzehn Kinder; von den 141 Österreichern waren zehn aus Oberösterreich.⁴² In der Tages-Post stand am 27. Juli zu lesen: „Gefreiter Hans Franta, I(nfanterie) R(egiment) 14, Student, Linz; dieser brachte eine Russin als Frau heim.“⁴³ Es war durchaus nicht ungewöhnlich, dass Spätheimkehrer verheiratet aus der Kriegsgefangenschaft zurückkamen. Ein anderer Transport repatrierte beispielsweise drei Oberösterreicher, die alle ihre russischen Frauen mitbrachten.⁴⁴ Wenn wir den Erzählungen Frantas glauben, dass er während seiner Kriegsgefangenschaft nicht mit der Mutter korrespondierte, ist davon auszugehen, dass diese nichts von der Heirat ihres Sohnes wusste und bei dessen Ankunft mit einer Schwiegertochter überrascht wurde. Vom „Zerstreuungskommando Linz“ bekam Franta seinen Entlassungsschein sowie 51 Kronen ausgehändigt.⁴⁵ Die Heimkehrer wurden zunächst entlaust und gebadet, danach fand ein Empfang statt, der üblicherweise aus Musik, einer Ansprache durch einen gewissen Hofrat Dr. Kölbl und Bewirtung bestand.⁴⁶

Zunächst kam das Ehepaar bei der Mutter in der Schweizerhausgasse 12 unter, wo Franta bereits in seiner Gymnasialzeit gewohnt hatte.⁴⁷ Der Platz, den sich die drei teilen mussten, war eng, und Antonia Franta hatte nur eine geringe Pension von 113 Schilling. Dementsprechend karg war die erste Zeit, in der Lebensmittel nur rationiert zu haben waren.⁴⁸ Aber Franta, der auch in Russland stets Möglichkeiten gefunden hatte, seine Familie zu ernähren, stellte seine künstlerische Berufung kurzerhand

hintan und fand bald eine Anstellung im Lohnverrechnungsbüro der Lokomotiv-Fabrik Krauss und Co., wo er die nächsten vier Jahre arbeitete.⁴⁹ Die Firma war 1866 in München gegründet worden und betrieb seit 1880 eine Filialfabrik in Linz.⁵⁰ Nach dem Ersten Weltkrieg war sie von der Österreichischen Eisenbahn-Verkehrs-Anstalt übernommen worden.

⁴¹ Möglicherweise musste dieser betreffende Transport wegen Seuchenverdachts einige Zeit in Stetin in Quarantäne bleiben, bevor er weiterreisen konnte. Tages-Post Nr. 161, 18. 7. 1921, S. 4

⁴² Franz Wick, Gottlieb Fröch, Alois Dopf, Franz Breinesberger, Josef Aigner, Kajetan Minichshofer, Franz Schlagintweit, Adolf Faulhumer, Florian Wögerbauer und Hans Franta. Tages-Post Nr. 169, 27. 7. 1921, S. 4

⁴³ Ibid.

⁴⁴ Tages-Post Nr. 153, 8. 7. 1921, S. 3. Insgesamt sollen ca. 400 russische Frauen ihren Gatten nach Oberösterreich gefolgt sein. Tagblatt Nr. 169, 27. 7. 1921, S. 4

⁴⁵ ÖStA, Kriegsarchiv, Heimkehrer-Präsentierungsblatt 1850–1895, A-H; ÖStA, Kriegsarchiv, GBBL ÖÖ 1893, F-Ga, 4145, Unterabteilungsgrundbuchblatt

⁴⁶ Siehe Tages-Post Nr. 155, 11. 7. 1921, S. 4; Tages-Post Nr. 160, 16. 7. 1921, S. 5; Tages-Post Nr. 161, 18. 7. 1921, S. 4

⁴⁷ Fritz Feichtinger, „Maler Hans Franta“, S. 9; Staatsgymnasium Spittelwiese, Jahreszeugnis 1913

⁴⁸ ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1788 (1933: Linz, BG, Hans Franta, Inverwendungnahme). Zur Eier-, Butter- und Speiseölausgabe in Linz siehe Tagblatt Nr. 164, 21. 7. 1921, S. 4; Tagblatt Nr. 165, 22. 7. 1921, S. 4

⁴⁹ Klemens Brosch bezeichnet ihn als ‚Rechnungsbeamten‘. Archiv des ÖÖLM, MS 1/1963, Brief an Hans Franta; ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1788 (1933: Linz, BG, Hans Franta, Inverwendungnahme)

⁵⁰ Die Firma siedelte sich in dem von der Kremstaler Eisenbahnschleife gebildeten Gebiet an und beschäftigte sich vor allem mit dem Waggonleihgeschäft, dem Bau und Betrieb von Eisenbahnen und der Errichtung elektrischer Anlagen. Helmut Lackner, Gerhard A. Stadler, „Fabriken in der Stadt“, S. 198–201

Es war schwierig für Hans Franta, sich nach siebenjähriger Abwesenheit im Österreich der Zwischenkriegszeit zurechtzufinden und sich in die gesellschaftlichen Gepflogenheiten seiner Geburtsstadt einzugliedern. Als „Russo-philer“ war er für viele Linzer exotisch und befremdlich. Dies galt umso mehr für Zinajda, die noch dazu kein Deutsch sprach und mit der Übersiedlung nach Linz schlagartig jegliche Selbstständigkeit verloren hatte.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit fand Franta Zeit, den Kontakt mit der Linzer Künstlerszene zu suchen. Dafür spricht etwa seine Korrespondenz mit dem Graphiker Klemens Brosch (1894–1926), die teilweise erhalten blieb. Der früheste dieser Briefe ist mit September 1923 datiert.⁵¹ Der Umgangston lässt eine gewisse Intimität zwischen den beiden vermuten – so spricht Brosch Franta als „gekränkte(n) Leberkäs“ oder „altes Haus“ an, nennt ihn einen „tipp-toppe(n) Bursche(n)“ und „Mensch(en) wie selten einer“ und nimmt auf gemeinsame Kinobesuche Bezug. Ferner geht aus dieser Korrespondenz hervor, dass Franta seinem Freund wiederholt Geld borgte.

Bereits im Juni 1922 nahm Hans Franta an der ersten Ausstellung des Oberösterreichischen Künstlerbundes teil, der sich aus der Vereinigung „Der Ring“ herausgelöst hatte. Im Volksgartensaal wurden Arbeiten von Egon Schiele und Ölbilder der Mitglieder gezeigt. Ein Kritiker schwärmte von der „köstliche(n) Frucht des deutschen Impressionismus“, der „figurenlosen Landschaftsmalerei“. Als solche galt wohl auch die „nur in zwei Tönen gemalte *Winterlandschaft*“ Hans Frantas, welche „von eigenartiger Stimmung und Farbe“ war. Somit war er

auch Teil der jungen Künstlerschaft, die „unendliche neue Schönheiten der Natur“ sehen konnte und dem Städter zum „Verständnis für die Schönheit der Natur der Heimat“ verhalf.⁵² Noch in demselben Jahr sollte sich der Oberösterreichische Künstlerbund in den Künstlerbund „März“ eingliedern.⁵³

Die nächste Ausstellungsbeteiligung fand im Rahmen der zweiten Herbstausstellung des Oberösterreichischen Kunstvereins 1923 statt; Franta war dort inzwischen Mitglied geworden. Neben den „regulären Ausstellern“ Demeter Koko, Karl Hayd, Julius Seidl und Wilhelm Höhnel, Rosa Scherer und Marianne Woitsch fanden sich auch neue Namen wie Trude Pinter, Ferry Reinold und Hans Franta. Letzteren spricht die Kritik „ein gewisses gediegenes Niveau“ zu, „das von der fortschreitenden male- rischen Kultur innerhalb des oberösterreichischen Kunstkreises Zeugnis ablegt.“⁵⁴ Aus dem Anmeldeblatt Hans Frantas wissen wir, dass er vorhatte, zwölf Ölskizzen, zwanzig Aquarelle und Zeichnungen sowie drei Linolschnitte

⁵¹ In den sechziger Jahren verkaufte Hans Franta diese Briefe dem OÖLM und schenkte dem Museum zwei Zeichnungen Broschs. Jahrbuch des OÖ Musealvereines, Band 109, 1964, S. 39 und S. 69

⁵² Neben ‚reifen Arbeiten‘ Alfred Pölls ‚naturfremd(en)‘ Werken Egon Hofmanns und Tina Koflers zeigte sich Margarethe Pausinger ‚gewollt lässig‘, Vilma Eckl ‚farbenprächtig‘, Karl Stern ‚von Van Gogh beeinflusst‘ und Alois Wach ‚modisch kubistisch‘. Tagblatt Nr. 144, 27. 6. 1922, S. 7

⁵³ Dies geschah im September 1922, die erste gemeinsame Ausstellung des vergrößerten ‚März‘ fand im Oktober statt. Tagblatt Nr. 215, 28. 9. 1922, S. 5

⁵⁴ Tages-Post Nr. 254, 11. 11. 1923, S. 6

zu zeigen, alle mit Motiven aus Sibirien und Russland. Ein zweites Anmeldeblatt listet insgesamt 33 Titel auf – vier Arbeiten in Ultramarin und Tusche, eine farbige Zeichnung, jeweils eine Arbeit in Tinte, Sepia und farbiger Tusche, vier Linolschnitte, sechs Ölskizzen, vierzehn Aquarelle und ein Ex Libris –, die mit Preisen zwischen 10.000 und 500.000 Kronen angeschlagen waren.⁵⁵ Der Linolschnitt mit dem Titel *Affen* ist übrigens der einzige bekannte Hinweis darauf, dass sich Franta auch mit Tierdarstellungen auseinandersetzte. Außerdem beabsichtigte er sechs Ölskizzen seines russischen Künstlerkollegen Mitrofan Poljakov zu zeigen, mit dem er sich in Tomsk angefreundet hatte. In den vorliegenden Kritiken findet sich diesbezüglich allerdings keine Andeutung, möglicherweise wurden sie doch nicht ausgestellt. Heute ist lediglich ein einziges Ölbild Poljakovs in österreichischem Privatbesitz bekannt, eine Darstellung der Stadt Tomsk bei Nacht.

Die Akademiezeit

1925 konnte Franta dank eines Stipendiums der Invalidenentschädigungskommission, die ihm 25–35 % Invalidität zuerkannt hatte, sein Kunststudium an der Wiener Akademie der Bildenden Künste beginnen.⁵⁶ Zwar hatte er über die Jahre durch Experimente wie auch enge Zusammenarbeit mit zeitgenössischen Künstlern seinen eigenen Malstil gefunden, aber der Titel eines „akademischen Malers“ war eine wichtige Voraussetzung, um als Lehrer arbeiten zu können. Warum Franta ausgerechnet bei Karl Sterrer (1885–1972) studierte, ist schwer nachvollziehbar. Letzterer wurde

1924 in der Linzer Presse als „einer der stärksten und am wenigsten angefochtenen Künstler Wiens“ gepriesen, dem man „echtes Deutschtum“ nachsagte.⁵⁷ Sterrer war jünger als Franta und kam aus gut situiertem Haus.⁵⁸ Um den eklatanten Gegensatz zwischen den beiden zu illustrieren, sei Arpad Weixlgärtner zitiert, demzufolge Sterrer im Winter 1918–1919 „mit anschauen (musste), wie Scharen von elend aussehenden, beschmutzten und zerlumpten Menschen, die mit Beilen und Sägen, aber auch mit Revolvern ausgerüstet waren, die lieben, schönen Wälder um ihn her, um derentwillen er einst diese Wohnung gemietet hatte, an denen er und die Seinen sich täglich aufs neue erfreut hatten, niederlegten und davonschleppten und jeden an Leben bedrohten, der ihnen Einhalt zu tun versuchte. Ist es schon traurig zu sehen, wie die Not den Armen zwingt, Holz für seinen Herd zu stehlen, so ist es vollends empörend, wenn man untätig davon Zeuge sein muss, wie sich freches, gemeines Pack an sinnloser Verwüstung und Zerstörung ergötzt.“⁵⁹ Wie bereits erwähnt, hatte Franta ja in seiner Jugend selbst Holz aus dem Wald holen müs-

⁵⁵ OÖLA, OÖ Kunstverein, Kiste Nr. 18, Mappe ‚1923‘

⁵⁶ Ab dem Winterhalbjahr 1925/26 war Franta von Schulgeldzahlungen befreit. Universitätsarchiv der Akademie der Bildenden Künste Wien, Nationale Hans Franta; ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1788 (1933: Linz, BG, Hans Franta, Inverwendungnahme); Faszikel 1783 (1935: OÖ, Mittelschulen und Lehranstalten, Übernahme von Lehrkräften in den pragmatischen Bundesdienst)

⁵⁷ Tages-Post Nr. 270, 25. 11. 1924, S. 11

⁵⁸ Karl Sterrer wurde am 4. 12. 1885 als Sohn des Bildhauers Karl Sterrer in Wien geboren

⁵⁹ Arpad Weixlgärtner, „Karl Sterrer. Ein Wiener Maler der Gegenwart“, S. 108–109

Nr. 468

Name: **Franta** *Josif* Beruf: **Maler.**
 Geboren am *17. Jänner 1892* in *Leera a. P.* Land: *Ob. Böh.*
 Muttersprache: *tschech.* Heimatgemeinde: *Leera* Land: *Ob. Böh.*
 Religion: *Katholisch* *Malerschützengilde, O. Böh.*
 Vorbildung: *Handlungslehre in Malerei*

Eltern: Name, Beruf: *Josif Franta, Eisenhändler, P. Wälder, Opatowitz, Westböh.*
 Wohnort: *Leera, Böhmen*
 Wohnungsadresse des Eltern: *H. Aufsehung 1*

A. Allgemeine Malerschule.

Jahrgang	Semester	Jahr	Ganz- tag	Schüler- zahl	Schulgeld		Tageslohn wägt aus	Anmerkung
					Monat	Wochen		
I.	Wintersemester	1925/26		1925	98	24	9.3.1926	Wechseltuch wurde an- gekauft am 9.3.1926
	Sommersemester	1926/27					3. August 25.3.1926	
II.	Wintersemester	1926/27					12.5.1927	
	Sommersemester	1927/28					15.8.1927	
III.	Wintersemester	1927/28					16.1.1928	Kaufmännische Sch.
	Sommersemester	1928/29					2.8.1928	
IV.	Wintersemester	1928/29					11.3.1929	Kaufmännische Sch.
	Sommersemester	1929/30					28.5.1929	

Klassifikation in der allgemeinen Malerschule.

Jahrgang	Zerch- nen des Haupt- faches	Zerch- nen im Abch- reiten	Zerch- nen des Ge- metrischen	Ein- geri- thmen- zeichnen	Land- schaf- tzeichnen	Thea- terson- den	Zerch- nen des Alters	Malen des Natur- gegen- standes	Malen des Alters	Punkt	Punkt schrift	Be- kann- t	Jahrgangleiter
I. 1925/26	4	4					3			2	2	100	Franta
II. 1926/27	2	4		3			5			3	3	-	-
III. 1927/28	4	4	2	4			3			3	3	-	-
IV. 1928/29	5-7	4-3					4			2	3	-	-

Klassifikationszeichen: 1 - bestanden, 2 - sehr gut, 3 - gut, 4 - befriedigend, 5 - ungenügend

Nationale Hans Franta, Wintersemester 1925 – Sommersemester 1929.
 Universitätsarchiv der Akademie der bildenden Künste Wien

sen, damit die Familie Heizmaterial zur Verfügung hatte.

Auch in puncto Wehrdienst hatten sich die beiden völlig unterschiedlich verhalten. Denn während sich Franta ohne Zögern freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet hatte, entging Sterrer trickreich seiner Einberufung, indem er eine Woche nichts außer schwarzem Kaffee und Zigaretten konsumierte, um als untauglich eingestuft zu werden.⁶⁰ Durch die Intervention eines Freundes wurde er dann als Kriegsmaler in Wien eingesetzt.

Doch nicht nur aus menschlicher Sicht dürfte die Beziehung zwischen Schüler und Lehrer eine Herausforderung für Franta gewesen sein. Klar ist, dass die beiden wenig gemeinsam hatten und Sterrer, der stark vom Münchener Secessionismus beeinflusst war, für Frantas Malstil, der damals eher modern und bereits recht ausgereift war, nichts übrig hatte. Sterrer bevorzugte Portraits und menschliche Darstellungen sowie „gewaltige Akte, in denen er siegreich um die uns durch Griechenland und Rom überlieferte schöne Form“ rang.⁶¹ Sterrers „kerndeutsche Art“ setzte sich bewusst von den modernen Wiener Strömungen der Kunstgewerbeschule und der Klimtgruppe ab, welche von Weixlgärtner als „slawisch“ abgetan wurde.⁶² Franta hingegen hatte bislang kaum menschliche Darstellungen geschaffen. Seine Passion wie auch seine unanfechtbare Stärke lagen in der Landschaftsmalerei. Sein Interesse für ethnographische Besonderheiten hatte ihn zu einigen Porträts der sibirischen Urbevölkerung veranlasst, doch ist deren Zahl im Vergleich zu den Hunderten Naturstudien verschwindend gering. Da nur wenige figurale Darstellungen aus

der Zeit vor Frantas Studium erhalten sind, ist anzunehmen, dass die kleinen Sammlungen an undatierten Aktstudien, die sich heute in der Albertina bzw. im Stadtmuseum Nordico befinden, aus seiner Akademiezeit stammen.

Seine Beziehung zu Franta soll Karl Sterrer folgendermaßen beschrieben haben: „Was soll ich dem schon sagen – der weiß ja alles und läßt sich nichts sagen!“⁶³ Davon, dass Franta an der Akademie keine leichte Zeit hatte, sprechen teilweise seine Noten. Während der vier Studienjahre belegte er hauptsächlich Kurse, die sich mit menschlichen Darstellungen befassten: Zeichnen im Abendakte (vier Jahre hindurch, erst im letzten Kurs verbesserte er sich von der Note „Genügend“ auf „Genügend bis Gut“), Zeichnen des Aktes (zwei Jahre lang mit Note „Gut“), Zeichnen des Gewandes (dreimal, erst im letzten Kurs verbesserte er sich von der Note „Genügend“ auf „Genügend bis Gut“), Zeichnen bzw. Malen des Naturkopfes (jeweils einmal mit „Gut“ bzw. „Genügend“), daneben auch Kompositionsstudien (zweimal mit „Gut“), Landschaftsstudien (zwei Jahre hindurch, zunächst mit „gutem“, dann „sehr gutem“ Erfolg). Außerdem schloss er Farbenchemie mit der Note „Vorzüglich“ ab, Ornamentale Schrift mit „Sehr gut“, Anatomie, Perspektive, Stillehre und Farbenlehre mit „Gut“. Im ersten Jahr wurde sein Fleiß mit „Sehr gut“ bewertet, der Fortschritt mit „Gut“, in der

⁶⁰ Ibid., S. 27

⁶¹ Tages-Post Nr. 270, 25. 11. 1924, S. 11; Arpad Weixlgärtner, „Karl Sterrer. Ein Wiener Maler der Gegenwart“, S. 79

⁶² Arpad Weixlgärtner, „Karl Sterrer. Ein Wiener Maler der Gegenwart“, S. 55

⁶³ OÖ Tagblatt Nr. 46, 25. 2. 1986, S. 28



Männlicher Akt, Kohle, undatiert.
Nordico Museum der Stadt Linz, ÜT 102.858

Folge wurde ihm durchwegs die Benennung „Gut“ zuteil.⁶⁴

Interessant ist, dass sich Hans Franta während seines Studiums offenbar nicht an der Wiener Kunstszene beteiligte, zumindest nicht an Ausstellungen teilnahm. Auch in Linz stellte er in dieser Zeit nur ein einziges Mal aus, als er 1927 gemeinsam mit Grete Ulrich eine private Verkaufsausstellung zu organisieren wagte. Hier zeigte er neben Aquarellen und Ölbildern Kohle- und Kreidezeichnungen, Holzschnitte, Radierungen und einige Ex Libris. Es waren dies wieder vorwiegend Arbeiten, die entweder in Russland entstanden waren oder russi-



Weiblicher Torso, Zeichnung, undatiert.
Nordico Museum der Stadt Linz, ÜT 102.84414

sche Themen behandelten.⁶⁵ Die Schau wurde von der Kritik durchwegs einstimmig eingeschätzt – während man Grete Ulrich, die wie Franta an der Akademie in Wien studierte und später dem Künstlerbund März angehören sollte, nahelegte, sie habe ja noch Gelegenheit zu lernen, wisse Franta bereits, „was er will und was er kann.“⁶⁶ Sein Talent wurde hoch gepriesen: „Franta ist ein flotter Zeichner, das beweist er in seinen schmissigen figuralen Studienblättern, er versteht aber auch die Farbennuancierung meisterhaft.“⁶⁷ Zwar wurde auch

⁶⁴ Die Notenaufschlüsselung ist wie folgt: 1: Vorzüglich, 2: Sehr gut, 3: Gut, 4: Genügend, 5: Ungenügend. Universitätsarchiv der Akademie der Bildenden Künste Wien, Nationale Hans Franta

⁶⁵ OÖ Tageszeitung Nr. 178, 4. 8. 1927, S. 6

⁶⁶ Ibid.

⁶⁷ Linzer Volksblatt Nr. 175, 2. 8. 1927, S. 8



Männlicher Rückenakt sitzend, Zeichnung, undatiert.

Nordico Museum der Stadt Linz, ÜT 102.847



*Weiblicher Rückenakt kniend, Farbkreide, undatiert.
Nordico Museum der Stadt Linz, ÜT 102.846*

auf seine nicht abgeschlossene akademische Ausbildung hingewiesen, jedoch mit unüberhörbarer Zuversicht, dass er seine technischen Schwächen überwinden würde: „Er ist ein tüchtiger Zeichner, der auch einen glücklichen Farbensinn bekundet. (...) Immerhin wird es dem jungen Künstler möglich werden, bei weiterer Ausbildung in seinem Fache in seiner Art Großes zu leisten.“⁶⁸ Das Tagblatt schreibt: „Als Graphiker zeigt sich Herr Franta mit viel Begabung veratenden Rötel- und Kohlezeichnungen, er wird den Weg zur Radierung und zum Holzschnitt notgedrungen aus sich finden.“⁶⁹ Ein Kritiker bemerkt zwar, dass Porträts und Holzschnitte Frantas seinen Arbeiten in Aquarell und Öl nachstünden, fügt aber hinzu, „Frantas Eigenart verspricht, wie sie sich hier offenbart,

viel, und es wäre Pflicht, ihn, der dem Schicksal Gefangenschaft Wandlung verdankt, zu fördern.“⁷⁰

Die Rezensionen geben einen Eindruck von den klischeehaften Vorstellungen, die die Linzer Kritiker von Sibirien hatten, wodurch sie sich zu phantasievoll-lyrischen, ja expressionistischen Interpretationen hinreißen ließen:

„Franta ist fürs erste ein Landschaftler und seine Bilder könnten ebenso gut aus einer neurussischen Malergilde sein. Als Gefangener, der den sibirischen Winter durch Pelz und Juchtenstiefel brennen fühlte, hatte er auch Sinn und Muße, der russischen Landschaft Gesicht und Geheimnis abzulauschen. Oednis und Langeweile sind der Fluch der russischen Steppe, Unfaßbarkeit die schier endlose Tiefe ihrer Wälder und unfaßbar auch die sibirische Winterlandschaft: so weit das Auge reicht: Schnee und Firmament. Franta erschaute inmitten dieser seltsamen Welt die Bilder aller Erscheinungen im richtigen Augenblick: so, wenn der Vollmond über den armseligen, unter Schnee begrabenen Kirgisenhütten stand, wenn im Dämmern des einfallenden Abends der Rauch eines Samojedenfeuers etwa in das Gewölbe des düsteren Himmels stieg, wenn die Morgensonne in das Durcheinander der Wolken ihr Blut ergoß oder bleischwarz, mit Blitzen in den Bäuchen, Gewitterwolkenriesen aus der Ferne wuchsen, Nordlicht blau wie die Eispanzer der Arktis, über fahlem Schnee geisterte oder der Steppenweg, weil es schon Abend wurde, endlos lang erschien. Immer wieder ist in Fran-

⁶⁸ Linzer Tages-Post Nr. 177, 6. 8. 1927, S. 12

⁶⁹ Tagblatt Nr. 174, 30. 7. 1927, S. 5

⁷⁰ Linzer Tages-Post Nr. 181, 11. 8. 1927, S. 4



Weibliche Figur sitzend, Farbkreide, undatiert.

Nordico Museum der Stadt Linz, ÜT 102.845

tas Bildern die Lufthülle, die Fülle ihrer Lichterscheinungen und ihr Widerspiel zu finden. Die einzige Romantik also, die den russischen Landschaftler zu bewegen vermag, sie bestimmt fast durchwegs den Inhalt der koloristisch immer gut

getroffenen Bilder Frantas, ob sie Aquarelle oder in Oel gemalt sind.“⁷¹

„Franta, der lange Jahre in Sibirien als Kriegsgefangener weilte, hat dort

⁷¹ Ibid.

Bilder geschaffen, die er trotz vieler Hindernisse in die Heimat bringen konnte. (...) Steppen und Eiswüsten, Nordlicht und Mitternachtssonne wurden ihm zum Erlebnis, das seine künstlerische Eigenart bestimmt. Er ist 200 km nördlich des Polarkreises gekommen und hat all' das, was er dort schauen konnte, in wirksamen Bildern festgehalten.⁷²

„Hans Franta, den Linzern eigentlich kein Unbekannter mehr, ist ein Schilderer der russischen Landschaft des höchsten Nordens und der weiten Steppen, des magischen Nordlichts und der atmosphärischen Wunderwirkung von Sonne und Mond über den endlosen Sanddünen. Seine Farben sind eisig und leuchtend, doch von einer Musikalität der russischen Tonalität erfüllt. Mag auch mancher vor dem Seltsamen und hier fremden Erlebnissen den Kopf schütteln, unbewegt, eindruckslos, wird keiner vorbeigehen können.“⁷³

„Franta war lange Jahre in Sibirien als Kriegsgefangener festgehalten und hat dort mit Stift und Pinsel die gewaltigen Eindrücke festgehalten, die Steppen und Eiswüsten, Nordlicht und Mitternachtssonne ihm boten. Ein günstiges Geschick hat es ihm ermöglicht, seine Arbeiten allen Fährnissen zum Trotz in die Heimat bringen zu können.

(...) Wenn uns solche Bilder etwa in Zeitschriften begegnen, sind wir leicht geneigt zu sagen, das sei übertrieben, so etwas gebe es in der Natur gar nicht. Hier hat aber einmal einer der Unseren die Eindrücke festgehalten und wir müssen ihm glauben. Es sind geradezu berückende Farbenspiele: wie etwa beim Nordlicht bläulich-weiße Lichtstreifen wie breite Kulissen sich vom Nachthimmel niedersenken, oder wie im Schein

der gerade für kurze Zeit am Rande des Horizontes verschwundenen Mitternachtssonne der ganze Himmel in flammendem Rot erglüht. Der Künstler ist 200 Kilometer nördlich des Polarkreises gekommen und hat das ergreifende Schweigen der baumlosen, in Eis starrenden Steppe in höchst einprägsamen Blättern festgehalten. Seine Bilder werden insbesondere den vielen ehemals verbannten Leidensgenossen viel zu sagen haben.“⁷⁴

Während Hans Franta in Wien studierte, kehrte seine Ehefrau Zinajda – trotz der in den oberösterreichischen Medien vorherrschenden Berichte über die Instabilität der Sowjetmacht – 1925 nach Russland zurück.⁷⁵ Die beiden hatten einander versprochen, bis an ihr Lebensende in Verbindung zu bleiben. Einige Zeit ließ Franta ihr Geld zukommen, doch der Kontakt riss 1927 ab.⁷⁶ Grund dafür waren vermutlich die Repressionen, die eine Person mit engen Kontakten ins Ausland in Sowjetrussland erwarteten. Die Ehe wurde zwar erst am 4. September 1933 mit Bescheid des bischöflichen Ordinariates in Linz für ungültig erklärt, dass Franta aber bereits 1929 angab, geschieden zu sein, spricht dafür, dass er nicht an eine Wiederverei-

⁷² Linzer Tages-Post Nr. 177, 6. 8. 1927, S. 12

⁷³ Tagblatt Nr. 174, 30. 7. 1927, S. 5

⁷⁴ Linzer Volksblatt Nr. 175, 2. 8. 1927, S. 8

⁷⁵ Siehe z. B. *Was die Bolschewiken aus Rußland machten* in: Linzer Volksblatt Nr. 223, 15. 10. 1922, S. 1–2; *Rußland im Jahre 1924* in: OÖ Tageszeitung Nr. 4, 6. 1. 1925, S. 3–4

⁷⁶ *Ungewöhnliche Abenteuer des Linzer Malers Hans Franta* in: Nachrichten für den Sonntag Nr. 39, S. 4–5

nigung glaubte.⁷⁷ Die Trennung von der Frau, die ihm sein einziges Kind geboren hatte, belastete ihn für den Rest seines Lebens. Die immer wieder in der Presse erscheinenden Artikel über die schwierige wirtschaftliche Lage der russischen Bevölkerung schürte zweifelsohne die Sorge um Zinajda.⁷⁸ Bis ins hohe Alter sollte er vergeblich nach ihr suchen und sich bei jedem Russen, den er traf, nach Zinajda erkundigen.⁷⁹

Als Zeichenprofessor Beruf und Berufung verbindend⁸⁰

1929 schloss Franta die Akademie der Bildenden Künste ab und kehrte erneut in seine Heimatstadt zurück. An seiner ehemaligen Schule, dem Bundesgymnasium Spittelwiese, herrschte zu dieser Zeit Lehrermangel für das Fach Zeichnen, das in der ersten bis vierten Klasse verbindlich und in der Oberstufe als Freigegegenstand unterrichtet wurde. Franz Ludwig war nach wie vor verantwortlicher Zeichenprofessor, der vermutlich seinen Schützling über die offene Stelle informiert hatte und ihn somit endgültig für den Lehrberuf gewinnen konnte. Franta war zu diesem Zeitpunkt noch nicht für den Unterricht geprüft, galt dafür aber als „im Linzer Kunstleben bereits gut eingeführt“. Da er der einzige Bewerber war, wurde ihm die Assistentenstelle zugesagt, allerdings nur „für die Dauer des unabweislichen Bedarfes, längstens jedoch für die Dauer des Schuljahres 1929/30, und zwar nur mit dem durch die dienstlichen Verhältnisse unbedingt erforderlichen Stundenausmaße“.⁸¹ Nachdem ihm vom Amtsarzt die körperliche Eignung als Mittelschullehrer bescheinigt wurde, konnte er die Stelle antreten, wenn auch nur mit acht

Stunden. Eine volle Lehrverpflichtung hätte bedeutet, 21 Wochenstunden zu unterrichten.⁸² Einer seiner Kollegen war der Handarbeitslehrer Franz Burian, mit dem Franta bereits 1923 im Rahmen des Oberösterreichischen Kunstvereins ausgestellt hatte.

Diese befristete Anstellung als Zeichenlehrer bedeutete für Franta zwar ein regelmäßiges, aber recht niedriges Einkommen. Er war abermals darauf angewiesen, bei seiner Mutter in der Schweizerhausgasse 6 zu wohnen.⁸³ Dennoch ist es wohl seiner wirtschaftlichen Lage zuzuschreiben, dass Franta sich – ungeprüft – dem Lehrberuf zuwandte.⁸⁴

⁷⁷ Zl. 8165. ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1788: 1933. Linz, BG, Hans Franta, Inverwendungnahme; Faszikel 1782 (1930: OÖ Bundesmittelschulen, Sicherstellung des Lehrbedarfes für das Schuljahr 1930/31; 1931: OÖ, Bundesmittelschulen, Sicherstellung des Lehrbedarfes für das Schuljahr 1931/32)

⁷⁸ Immer wieder wurde von österreichischen Arbeitern berichtet, die nach Russland auswandern wollten und enttäuscht über die geringen Löhne und den vorherrschenden Lebensmittelmangel zurückkehrten. Siehe z. B. *Rußland wie es ist in*: Linzer Volksblatt Nr. 223, 15. 10. 1933, S. 1–2; Tages-Post Nr. 16, 20. 1. 1933, S. 4

⁷⁹ *Ungewöhnliche Abenteuer des Linzer Malers Hans Franta* in: Nachrichten für den Sonntag Nr. 39, S. 4–5

⁸⁰ Anspielung auf Hugo Schanovskys Zitat ‚als Zeichenprofessor Beruf und Berufung findend‘, Tagblatt Nr. 171, 26. 7. 1969, S. 9

⁸¹ ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1788 (Linz, BG, Johann Franta, aushilfsweise Inverwendungnahme zur Vernehmung einer Zeichenassistenten)

⁸² ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1782 (1929: OÖ Bundesmittelschulen, Einrichtung v. Assistenten)

⁸³ An diese Adresse ist ein Brief Klemens Broschs vom 23. September 1923 gerichtet. Archiv des ÖÖLM, MS 1/1963

⁸⁴ ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1788 (1933: Linz, BG, Hans Franta, Inverwendungnahme)



Karl Hauk, *Porträt Hans Franta*, Freskotechnik, 1929. ÖÖ Landesmuseen, Landesgalerie Linz

Der Schuldienst war schon damals eine durchaus beliebte Berufswahl für bildende Künstler, auch Richard Diller und Karl Hayd verdienten als Zeichenlehrer ihren Unterhalt.⁸⁵

Im Frühjahr 1930 nahm Hans Franta an der 79. Jahreshauptausstellung des Oberösterreichischen Kunstvereins teil. Der renommierte Kunsthistoriker und Direktor des Landesmuseums Hermann Ubell konnte der Schau nichts Neues abgewinnen und behauptete, der Kunstverein sei auf die Beteiligung auswärtiger Künstler angewiesen.⁸⁶ In seiner Verteidigung gegen diese Anschuldigung stellte der Sekretär des Kunstvereins, Dr. Franz Schuh, klar, der Verein sehe seine Aufgabe darin, „bodenständige Kunst zu fördern und echte Kunst seiner oberösterreichischen Heimat zu vermitteln“.⁸⁷ Ein anderer Kritiker hingegen lobte die „harmonische Schlichtheit“ der Schau, und auch der Bundespräsident fand solchen Gefallen daran, dass sein geplanter

zehnminütiger Besuch schließlich eine halbe Stunde in Anspruch nahm.⁸⁸

Dr. Ubell erwähnt in seiner Rezension an prominenter Stelle, Franta frappiere mitunter „durch originelle Einfälle“, relativiert aber umgehend, dass er „freilich sehr ungleichwertig ist und auch manches Schwache ausgestellt hat“.⁸⁹ Diesen Vorwurf sollte Franta, der überaus produktiv war und jede Schau mit einer großen Anzahl an Werken beschickte, nicht mehr loswerden. In allen vorliegenden Kritiken wird Franta ausführlich behandelt und hervorgehoben, dass sich sein Stil von der „Lieblichkeit“ der übrigen Künstler abhebe. Seine farbintensiven Arbeiten setzten sich eindeutig von den „blonden“ Landschaften Franz-Xaver Weidingers, den „sonnigen Glanz und (...) farbige Heiterkeit“ ausstrahlenden Bildern Franz Glaubackers oder den „delikatsten“ Pferdedarstellungen Wilhelm Höhnels ab.⁹⁰ Zu sehen war u. a. Frantas Arbeit *Zerschossenes Dorf*, in dem „tiefsinnig“ die „dunkle Silhouette eines umsinkenden, mächtigen Kruzifixes wirkungsvoll vor die rote Lohe der brennenden Siedlung“ gesetzt war.⁹¹ *Gasse in Passau* war zugleich als Zeichnung und als Ölgemälde ausgestellt, in denen der Blick des Betrachters „mit drastischer Sinn-

⁸⁵ ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1788 (1933: BG. Linz, Robert Hanna, aus-hilfsweise Inverwendungnahme); Faszikel 1782 (1932: Übernahme von Hilfslehrern in den pragmatisierten Bundesdienst)

⁸⁶ Tages-Post Nr. 93, 19. 4. 1930, S. 7

⁸⁷ Tages-Post Nr. 103, 3. 5. 1930, S. 7

⁸⁸ Alpenländisches Morgenblatt Nr. 109, 20. 4. 1930, S. 12; Tages-Post Nr. 102, 2. 5. 1930 (Abendblatt), S. 3

⁸⁹ Tages-Post Nr. 93, 19. 4. 1930, S. 7

⁹⁰ Ibid.

⁹¹ Ibid.; Tagblatt Nr. 98, 27. 4. 1930, S. 5



Blume, Öl, ca. 1934 (Privatbesitz). Das Bild war ein Verlobungsgeschenk Hans Frantas an die bildschöne Verlobte eines Schulkameraden.

bildlichkeit (...) durch eine dunkle, enge, von Schwibbögen umwölbte Gasse auf einen schmalen Streifen hellen Himmels“ gelenkt wurde.⁹²

Überraschend ist allerdings, dass Franta die Sozialstudie *Häusliche Szene* zeigte, da sich sonst keine einzige seiner überlieferten Arbeiten diesem Genre widmet. Menschliche Abbildungen stellen eine überschaubare, marginale Gruppe in Frantas Werk dar, die sich auf Porträtstudien beschränkt. Auch unter seinen Stadtbildern finden sich keine sozialkritischen Themen, sondern vielmehr dekorative, wenn auch ausdrucks-

starke, Ansichten. „In der jammervollen Hinterhausstube steht das arme deformierte Proletarierkind, wie eine stumme Anklage, vor der stumpf brütenden Mutter“, beschreibt Ubell das Bild, das den Kritiker in Wirkung und Stil an Daumier erinnert.⁹³ Der Rezensent des Tagblattes fragt sich: „Was mag wohl das arme, mißgestaltete Kind unter den verständnislosen Scheltworten leiden?“⁹⁴

Ausgesprochen informativ ist die Rezension Karl E. Baumgärtels, die uns

⁹² Tages-Post Nr. 93, 19. 4. 1930, S. 7

⁹³ Ibid.

⁹⁴ Tagblatt Nr. 98, 27. 4. 1930, S. 5

die Eigenart dieser frühen Ölgemälde Frantas, von denen heute lediglich eine Arbeit in Privatbesitz bekannt ist, näherbringt: „Hans Frantas flächenhafte Malerei, vielfach derb mit der Spachtel ausgeführt, hat Eigenart. Es hat viel für sich, wenn ein Maler sich auf die Fläche beschränkt, die ureigentlich sein Element sein soll. (...) Frantas Kunst ordnet sich der Natur nicht gerne unter, trotzdem er ihr in ihren Farben dient. Er stellt sich kühn und kalt, manchmal intellektuell über sie. Immer aber ist er interessant.“⁹⁵ Hermann Ubell findet die Technik der „kleinen, düsterfarbigen“ Ölbilder „eigenartig“: „Die Farbe ist dick aufgetragen, aber von glatter, fast emailartiger Oberfläche.“⁹⁶ Im Gegensatz zu seinen späteren, großflächigen Arbeiten in Öl waren in diesen Gemälden durch das kleine Format Farbkonzentration wie auch Ausdruckskraft komprimiert. Die Aufmerksamkeit und Anteilnahme, die Hans Franta mit diesen Arbeiten bei den Kritikern erzielte, sollte bei späteren Ausstellungen unerreicht bleiben.

Im Juli desselben Jahres trat Franta dem Linzer Ruderklub „Ister“ bei, in dem er bis 1942 – abgesehen von wenigen Monaten, da er vermutlich aus Geldmangel seine Mitgliedschaft ruhen ließ – aktives Mitglied blieb. Bereits im März 1931 war er „fahrkundig“, ein Jahr später „Bootsmann“. Zu dieser Zeit, als der geschichtsträchtige „Ister“ ein beliebter Treffpunkt für die Linzer Gesellschaft war, trainierte Franta hier beispielsweise neben renommierten Geschäftsleuten der Linzer Landstraße. 1954 trat er dem Verein nochmals für die Dauer eines Jahres bei, unterstützendes Mitglied blieb er bis 1971, als ihm wegen Nichtbezahlens des Vereinsbeitrags die Mitgliedschaft gekündigt wurde. Während seiner vier-

zehn aktiven Jahre beim „Ister“ legte er bei 610 Ausfahrten insgesamt 10.751 km zurück. Unter den 2.055 Mitgliedern, die der Ruderklub seit seiner Gründung 1876 bis Dezember 2010 zählte, lag er damit an 163. Stelle.⁹⁷ Im Eistanz und Schilaulen war Franta ebenfalls aktiv und sogar Medaillenträger.⁹⁸

Im folgenden Schuljahr 1930/1931 war Franta wiederum am Bundesgymnasium beschäftigt, diesmal als Hilfslehrer für Handarbeiten. Als solcher war er, im Gegensatz zu seiner vorangehenden Assistentenstelle, zwar selbstständig für den Unterricht der ersten bis dritten Klassen verantwortlich und assistierte zusätzlich einer ersten Klasse in Zeichnen.⁹⁹ Insgesamt hatte er aber wieder nur acht Wochenstunden. Er galt nach wie vor als „ungeprüft“, wenn er auch Kurszeugnisse in Handarbeiten vorlegen konnte.¹⁰⁰ Das Unterrichtsministerium war zwar daran interessiert, den Einsatz von un- bzw. teilgeprüften Lehrern zu vermeiden, da Franta aber der einzige Bewerber war, griff man auf ihn zurück.¹⁰¹ Der akademische Maler Karl

⁹⁵ Alpenländisches Morgenblatt Nr. 109, 20. 4. 1930, S. 12

⁹⁶ Tages-Post Nr. 93, 19. 4. 1930, S. 7

⁹⁷ Statistik des Rudervereins ‚Ister‘. Vergleichsweise zählte der Verein im Jahr 1930 exklusive der Zöglinge 94 Mitglieder. Vereins-Mitteilungen, Linzer Ruderverein ‚Ister‘, 20. 10. 1930, Nr. 10

⁹⁸ OÖ Biografisches Archiv, Bogen Hans Franta

⁹⁹ „80. Jahresbericht des Bundes-Gymnasiums Linz über das Schuljahr 1930/31“, S. 26

¹⁰⁰ ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1782 (1930: OÖ Mittelschulen, Sicherstellung des Lehrerberarfes für das Schuljahr 1930/31; 1932: OÖ Bundesmittelschulen, Sicherstellung des Lehrerberarfes für 1932/33)

¹⁰¹ ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1782 (1930: OÖ Bundesmittelschulen, Sicherstellung des Lehrerberarfes für das Schuljahr 1930/31)



Weibliches Porträt, Öl, undatiert (Privatbesitz).

Hayd hatte inzwischen Frantas vorherige Assistentenstelle für Zeichnen inne.¹⁰²

Im Frühjahr 1931 fand die monumentale Jubiläumsausstellung des oberösterreichischen Kunstvereins statt, bei der insgesamt ca. 700 Arbeiten von über 139 zeitgenössischen und verstorbenen lokalen Künstlern und Gästen gezeigt wurden. Die „größte und umfassendste Kunstausstellung, die Linz je gesehen“ hatte, wurde außerhalb der Stadt in der Volksfesthalle auf den Gründen des Südbahnhofs organisiert, sodass spezielle öffentliche Linien für die Besucher eingerichtet werden mussten.¹⁰³ Dennoch folgten über 4.000 Interessierte dem Ruf der enthusiastischen Presse.¹⁰⁴ Auch die Sammler waren offenbar begeistert, denn sie erstanden „über vierzig Bilder, darunter große, kostspielige Gemälde“, und brachten die salzburgische Presse somit zu dem neidvollen Schluss,

das Publikum der „Bauernstadt“ Linz sei weitaus kunstsinniger als die Salzburger.¹⁰⁵ Lediglich das Tagblatt bemerkt bitter, dass die Verantwortlichen wohl „jedem biederen Zeichenlehrer ermöglichen, seine harmlosen, dafür aber bodenständigen Pinseleien zu zeigen“ und bemängelt, dass die gezeigten Künstler fernab von zeitgenössischen Strömungen in altmodischer Manier arbeiten.¹⁰⁶

Hans Franta nahm mit der stolzen Anzahl von 42 Bildern teil, was von einer sehr produktiven künstlerischen Phase zeugt. Nur Leo Adler (48) und Franz-Xaver Weidinger (107) waren noch prominenter vertreten. Franta stellte Ölbilder zu je 200 Schilling, Aquarelle, Zeichnungen, Bisterzeichnungen zu 60 bzw. 100 Schilling, eine Kreidezeichnung zu 60 Schilling, Holzschnitte und einen Linolschnitt zu je 10 Schilling aus. Hier zeigte er weniger sibirische Themen (*Ostjakenhütte*, *Sibirische Straße*, *Nordlicht*, *Betrunkene Russen* in zwei Techniken) als heimische Landschaften – darunter Ansichten aus der Wiener Umgebung. Erstmals stellte er (wie Franz Glaubacker oder Richard Diller) auch Impressionen aus, die er auf einer Reise nach Dalmatien gesammelt hatte.¹⁰⁷ Es war dies der erste von vielen Urlauben, die er von nun an in unzähligen Bildern verarbeiten sollte. Auch die ersten Gebirgsbilder waren zu sehen, die ihm in späteren Jahren den Ruf des „Wolkerlemalers“

¹⁰² „80. Jahresbericht des Bundes-Gymnasiums Linz über das Schuljahr 1930/31“, S. 26

¹⁰³ Tages-Post Nr. 113, 18. 5. 1931, S. 2; Tagblatt Nr. 118, 23. 5. 1931, S. 6

¹⁰⁴ Tageszeitung Nr. 137, 17. 6. 1931, S. 9

¹⁰⁵ Salzburger Volksblatt Nr. 141, 23. 6. 1931, S. 5

¹⁰⁶ Tagblatt Nr. 116, 21. 5. 1931, S. 9–10

¹⁰⁷ Otto Jungmair, „Oberösterreichisches Kunstleben 1851–1931“, S. 113



Männliches Porträt, Öl, undatiert (Privatbesitz).

einbringen sollten.¹⁰⁸ Drei Portraits und ein Akt waren ebenfalls ausgestellt, und der Holzschnitt *Pflegekind*, dem Titel zufolge abermals ein sozial motiviertes Sujet wie die vorher besprochene *Häusliche Szene*. Dennoch wurde Franta diesmal lediglich in der Kritik Hermann Ubells namentlich erwähnt, der findet, er suche „phantastische Einfälle (...) dekorativ zu gestalten.“¹⁰⁹ Auch Franz Ludwig war bei dieser Schau mit drei Aquarellen vertreten, die in derselben Kojen wie Franta gezeigt wurden.¹¹⁰

Im Herbst 1931 verlief seine Wiederbestellung am Gymnasium Spittelwiese nicht ohne Hürden. Die Stelle musste zunächst ausgeschrieben werden, bevor sie ihm aushilfsweise zugesprochen wurde. Er befand sich nun „im Prüfungsstadium“, legte aber Zeugnisse über Kurse des oberösterreichischen Landesjugendamtes vor. Für seine bisherige Verwen-

dung wurde er in Plichterfüllung wie für seine „gesamte Haltung“ mit der Note „Gut“ bewertet.¹¹¹ Er war nun abermals Hilfslehrer für Handarbeiten, diesmal mit zwanzig Wochenstunden für die ersten drei Klassen.¹¹² Diese Anstellung war umso kostbarer zu einer Zeit, da die Wirtschaftskrise die freischaffenden Künstler derart hart traf, dass die staatliche Kunstförderung Appelle an die breite Öffentlichkeit richtete „mit der Bitte, trotz der Ungunst der Zeiten die um ihre Existenz so schwer ringende Künstlerschaft nicht zu vergessen und durch die Erteilung von Aufträgen nach Kräften (...) mitzuhelfen“.¹¹³

Frantas künstlerische Produktion war zu dieser Zeit beachtlich, denn im selben Jahr 1931 stellte er ein zweites Mal mit dem Oberösterreichischen Kunstverein aus. Ein erheblicher Teil der Weihnachtsschau war dem jüngst verstorbenen Eduard Weiße gewidmet, die übrigen Mitglieder zeigten ihre Jahresproduktion. Franta war wieder mit mindestens fünfzehn Arbeiten vertreten, die von Öl, Zeichnungen und Aquarellen bis zu Radierungen und Linolschnitten reichten. Dabei waren „originelle Hochgebirgsschilderungen (...), die von einer

¹⁰⁸ Dieser Ausspruch stammte ursprünglich von seinem Malerkollegen Max Hirschenauer. OÖN Nr. 142, 21. 6. 1974, S. 8; OÖN Nr. 138, 16./17. 6. 1973, S. 10

¹⁰⁹ Tages-Post Nr. 118, 23. 5. 1931, S. 13–14

¹¹⁰ „Katalog der großen Jubiläums-Kunsausstellung des OÖ Kunstvereines 1931“

¹¹¹ ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1782 (1930: OÖ, Bundesmittelschulen, Sicherstellung des Lehrerberarfes für das Schuljahr 1931/32)

¹¹² ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1782 (1931: Lehrerberarf 1931/32)

¹¹³ Tages-Post Nr. 294, 22. 12. 1931, S. 3

starken, dekorativen Note beherrscht werden, ohne daß darüber der Natur irgendwie Gewalt angetan würde“, „gute Akte und Köpfe“ sowie „Landschaftsaquarelle und Linolschnitte, in denen er allerlei absonderliche Effekte in der Natur aufsucht“.¹¹⁴ Es sei bemerkt, dass Hermann Ubell, der Franta ja bereits aus vorangehenden Ausstellungen kannte, dessen Namen in beiden seiner Kritiken falsch zitiert; ihn einmal „Karl Franta“, andernorts „Fanta“ nennt. Leo Adler und Franz-Xaver Weidinger sind die einzigen Künstler, denen der Kritiker „kraftvollen Schwung“ und „innere Größe“ zusprach, ansonsten fiel sein Urteil recht verhalten aus.¹¹⁵

Im September 1932 wurde Franta am Bundesgymnasium nicht mehr weiter als Hilfslehrer für Handarbeiten beschäftigt, da er immer noch nicht geprüft war. Er hatte sich zwar bislang „bestens bewährt“, doch auch die „besondere Kenntnis des Skifahrens“ half ihm nicht, sich gegen die zehn Konkurrenten zu behaupten.¹¹⁶ In der Folge bemühte sich Franta vergeblich um eine Teilzeitstelle als Hilfslehrer für Zeichnen an der Bundesrealschule. Als „Teilgeprüfter“ konnte er sich nicht gegen die anderen acht Bewerber durchsetzen, außerdem fehlte ihm als Einzigem das verpflichtende Probejahr.¹¹⁷

Im Dezember 1932 fand die erste Ausstellung des Oberösterreichischen Kunstvereins statt, bei der elektrisches Licht verwendet und somit die Besichtigung bis 19 Uhr ermöglicht wurde.¹¹⁸ Die Kritikerin Erna Kloucek war begeistert von der Fülle des Gebotenen: „Es wechseln in reicher Auswahl Landschaft, Blumenstilleben und Porträt mit dem Tierstück, Städtebildern und

Veduten. Eine Reihe ganz vorzüglicher Ölgemälde, begleitet von Aquarell und Graphik, zeugt von der nie ermüdenden Arbeitskraft und Schöpferfreude der oberösterreichischen Künstlerschaft.“¹¹⁹ Während sie andere Künstler, mit lobenden Adjektiven charakterisiert, rasch aufzählt, verweilt sie außer bei Leo Adler, den sie als Höhepunkt der Ausstellung empfindet, nur bei Franta ausführlich: „H. Franta steht heute schon an der Schwelle vom rein Dekorativen, das seine früheren Bilder fast gänzlich beherrschte – es gibt dafür noch Beispiele in der gegenwärtigen Ausstellung – und allzu leicht in plakutmäßige Wirkung fallen ließ, zu vertiefterem Ausdruck, wie ihn das Bild „*Samojeden-Fetisch*“ vermittelt. Eigenartige Stimmung klingt in dieser Landschaft auf, über deren niedrigem Horizont riesige Wolkengebilde phantastisch in einen fast schwärzlich-blauen Himmel steigen, unendliche Weiten ziehen in ihren Bann.“¹²⁰ Neben dem *Samojeden-Fetisch* zeigte Franta noch weitere sibirische Arbeiten, *Lama mit Gebetsfahnen* und *Schamanenzauber*, deren „Exotik“ Hermann Ubell „interessant“ fand.¹²¹

Zu dieser Zeit muss Franta in einer modernen, reduzierten Art gearbeitet haben, was Erna Kloucek vom Morgenblatt als plakathaft empfand und Ubell

¹¹⁴ Tages-Post Nr. 275, 28. 11. 1931, S. 7; Tages-Post Nr. 293, 21. 12. 1931, S. 3

¹¹⁵ Tages-Post Nr. 293, 21. 12. 1931, S. 3

¹¹⁶ ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1788 (1932: Linz, BG, Andrea Harsch, aushilfsweise Inverwendungnahme)

¹¹⁷ ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1782 (1932: OÖ, Bundesmittelschulen, Sicherstellung des Lehrbedarfes für 1932/33)

¹¹⁸ Tages-Post Nr. 286, 13. 12. 1932, S. 2

¹¹⁹ Morgenblatt Nr. 286, 13. 12. 1932, S. 10

¹²⁰ Ibid.

¹²¹ Tages-Post Nr. 286, 13. 12. 1932, S. 3



Im Pacific, Pastell, undatiert (Privatbesitz).

zu der Beschreibung verleitete, er sei „in der Behandlung (...) dekorativ bis zum Kunstgewerblichen“.¹²²

Im Februar 1933 schlug der Lehrkörper des Bundesgymnasiums Franta vergeblich für eine Assistentenstelle vor, laut einem Brief vom Landesschulrat an das Bundesministerium für Unterricht „offensichtlich auf der menschenfreundlichen Erwägung“ beruhend, „den schon an der Anstalt durch drei Jahre beschäftigt gewesen, leider nicht vollgeprüften Hilfslehrer Johann Franta in erster Linie zu berücksichtigen (...). Eine rein sachliche Überprüfung der Bewerbungsgesuche führt zu einem ganz anderen Reihungsergebnis.“ Franta blieb in der Folge das gesamte Schuljahr über ohne

Anstellung und bezog Arbeitslosenunterstützung. Außerdem verrichtete er „Gelegenheitsarbeiten in seinem Fache“, nahm an Ausstellungen teil und bereitete sich intensiv auf seine Lehramtsprüfung vor, um die er nun nicht mehr umhinkam. Zu diesem Zweck arbeitete er sogar bei einem Spengler, einem Tischler und einem Buchbinder. Bereits im März wurde er in Zeichnen für Mittelschulen geprüft; im Oktober 1933 sollte er dann die Lehrbefähigungsprüfung für das Nebenfach Handarbeiten ablegen.¹²³

¹²² Ibid.; Morgenblatt Nr. 286, 13. 12. 1932, S. 10

¹²³ ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1788 (1933: Linz, BG, Hans Franta, Inverwendungnahme)

Im Frühjahr 1933 feierten die Hessenbünde, zu dem das Infanterieregiment Nr. 14 gehörte, ihr zweihundertjähriges Bestehen mit einer Kunstausstellung. Sie umfasste „einerseits Kunstwerke, deren Inhalt mit der Geschichte des Regiments zusammenhing, und andererseits auch thematisch freie Arbeiten von Künstlern, die bei den ‚Vierzehnern‘ gedient hatten.“¹²⁴ Da hierzu Hans Franta, Karl Hayd, Franz Glaubacker, Leo Adler, Wilhelm Höhnel und Anton Lutz sowie die Bildhauer Hans Gerstmayr, Josef Furthner und Franz Forster gehörten, empfand Arthur Fischer-Colbrie, der für die Festschrift „110 Jahre OÖ Kunstverein“ eine Chronik verfasste, die Schau als Ersatz für die entfallene Frühjahrsausstellung des Kunstvereins.¹²⁵ Während Höhnel und Hayd nur Bilder aus dem Krieg zeigten, waren Adler und Glaubacker auch mit heimischen Landschaften vertreten, Anton Lutz mit einer „vielbewunderten Kollektion auserlesener Bilder.“¹²⁶ Franta stellte neben Reminiscenzen aus der Gefangenschaft (*Kriegsgefangen in Sibirien*) auch Kriegsbilder aus (*Rückzug*). Vermutlich hatte er sie eigens für den Anlass geschaffen, wobei es ihm gelang, „die ganze Schauerlichkeit, Wehmut und Sehnsucht“, die in diesen Erlebnissen lag, zu übermitteln.¹²⁷ Hermann Ubell fand die Arbeiten „phantastisch stilisiert“, und auch der Kritiker des Morgenblattes vermerkte lobend, Franta vermöge es, „die Öde eines verlassenen Schlachtfeldes, die Einsamkeit eines Abends oder einer unendlichen Nacht“ stimmungsvoll zu gestalten.¹²⁸

Diese Ausstellungsbeteiligung ist der einzige Hinweis darauf, dass Franta nach seiner Rückkehr aus Russland mit anderen ehemaligen Kriegsteilnehmern

verkehrte und sich über das Erlebte austauschte. Gelegenheit dazu hätte er im Rahmen der Veranstaltungen der Bundesvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener gehabt, die beispielsweise 1927 einen dem Thema Sibirien gewidmeten Abend in einem mit Schneekristallen geschmückten Raum organisierte.¹²⁹

Im September beteiligte sich Franta an der Kunstausstellung des Oberösterreichischen Kunstvereins, die neben der Volkstrachten- und diversen Tierschauen dem Rieder Volksfest angeschlossen war. Sein *Nordlicht* wurde vom Kritiker des Volksblattes, der die Ausstellung als Versuch schilderte, bodenständiges Kunstschaffen in einem volkstümlichen Rahmen zu zeigen, als „interessant“ empfunden.¹³⁰

Für das Schuljahr 1933/34 ersuchte nun der Landesschulrat „zu genehmigen, dass der bisherige Hilfslehrer Hans Franta i(n) V(erwendung) genommen werde. Dieser stand seit 3 Jahren an der Anstalt in Verwendung und hat sich vollkommen bewährt.“ Weiters bürge

¹²⁴ Arthur Fischer-Colbrie, *Vom achtzigsten zum hundertzehnten Jahr. Eine Chronik des OÖ KV von 1931–1961* in: „110 Jahre OÖ KV“, S. 16

¹²⁵ Auch Karl Hauk und Max Hirschenauer gehörten dem Hessenregiment an, mit beiden unterhielt Hans Franta Kontakt. Hatte doch Hauk 1929 ein Porträt Frantas gefertigt, Hirschenauer seinen Beinamen als ‚Wolkerlemaler‘ geprägt. *ibid.*; Morgenblatt Nr. 129, 4. 6. 1933, S. 8

¹²⁶ Arthur Fischer-Colbrie, *Vom achtzigsten zum hundertzehnten Jahr. Eine Chronik des OÖ KV von 1931–1961* in: „110 Jahre OÖ KV“, S. 16

¹²⁷ Morgenblatt Nr. 129, 4. 5. 1933, S. 8

¹²⁸ *Ibid.*; Tages-Post Nr. 121, 26. 5. 1933, S. 2–3

¹²⁹ Linzer Tagespost Nr. 54, 9. 3. 1927, S. 5; siehe auch Tagblatt Nr. 169, 27. 7. 1921, S. 4

¹³⁰ Linzer Volksblatt Nr. 205, 6. 9. 1933, S. 6

man für den im Oktober bevorstehenden Abschluss der Lehramtsprüfung.¹³¹ In demselben Befürwortungsschreiben wird auf Frantas Biographie und die vielen Hürden in seinem Leben hingewiesen. Dieser vom Lehrpersonal ausgehende, sehr persönliche Einsatz für Franta war deshalb möglich, weil sein Mentor Franz Ludwig zu dieser Zeit als temporärer Direktor des Bundesgymnasiums fungierte: „F. ist zweifellos durch die langjährige Kriegsgefangenschaft und durch die schlechte Wirtschaftslage nachher aus seiner normalen Bahn geworfen worden. Es erscheint daher bis zu einem gewissen Grad nicht unbillig, ihm gegenüber jenen Bewerbern einen Vorrang einzuräumen, welche das Glück hatten, ihre Studien ungestört und von den Eltern unterstützt, zu vollenden. F. steht bereits im 41. Lebensjahre. Wenn man noch bedenkt, daß es sich nur um eine Teilverwendung (etwa 10 Std.) handelt und daß auch diese Verwendung nur bis zu jenem Zeitpunkt befristet ist, in welchem die Ernennung des Direktors an der in Rede stehenden Anstalt erfolgt, so ist der Antrag des LSR nicht kurzweg von der Hand zu weisen.“¹³² Dass diese Argumente – wenn auch nicht umgehend, so doch gegen die Bestimmungen – berücksichtigt wurden, spricht für ein auf Menschlichkeit bedachtes Auswahlverfahren. Von insgesamt dreizehn Bewerbern wurde Franta ausgewählt und – zunächst nur für das 1. Schulhalbjahr – ausnahmsweise als Hilfslehrer genehmigt.¹³³

Mit dieser Wiedereinstellung, die fraglos der Hartnäckigkeit Franz Ludwigs zu verdanken ist, wandte sich das Glück Frantas. Zunächst wurde er rückwirkend für die Schuljahre 1930/31 und

1931/32 von Gehaltsgruppe III in IV befördert, da hierfür nicht die erworbene Lehrbefähigung, sondern die Verwendung als ausschlaggebend bewertet wurde. Es wurde ihm ein Differenzbetrag von 700 Schilling – ein Fünffaches der Monatspension seiner Mutter – ausbezahlt.¹³⁴

Im Februar 1934 wurde Franta dann endlich das Lehrbefähigungszeugnis für Freihandzeichnen und Handarbeit ausgestellt. Da seine Dienstbeschreibung „derart günstig“ war, wurde seinem Ansuchen um Nachsicht des Probejahres stattgegeben, wenn auch die Angabe des Landesschulrates, er sei „seit 22. Oktober 1929 bis heute ununterbrochen als vollbeschäftigter Hilfslehrer am BG in Linz“ in Verwendung gewesen, nicht der Wahrheit entsprach.¹³⁵

Zu derselben Zeit, als die politischen Unruhen im Februaraufstand kulminierten, wurde Franta abermals vom Militär erfasst und zumindest als potentielle

¹³¹ ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1788 (1933: Linz, BG, Hans Franta, Inverwendungnahme)

¹³² ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1788 (1933: Linz, BG, Hans Franta, Inverwendungnahme; 1933: Linz, BG, Andreas Meixner, Inverwendungnahme f. d. Schuljahr 1933/34)

¹³³ ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1788 (1933: Linz, BG, Hans Franta, Inverwendungnahme)

¹³⁴ Antonia Franta bezog als pensionierte Tabakfabriks-Arbeiterin monatlich 113 Schilling, ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1788 (1933: Linz, BG, Hans Franta, Inverwendungnahme); Faszikel 1790 (Linz, BG, Hilfslehrer Hans Franta, Nachzahlung von Hilfslehrerbezüge)

¹³⁵ ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1789 (1934: Linz, BG, Hilfslehrer Johann Franta, Lehrbefähigungszeugnis für Zeichnen und HA)

Wehrkraft eingestuft.¹³⁶ Die Angabe, Franta sei Mitglied der Vaterländischen Front gewesen, ist zwar nicht überprüfbar, scheint aber unwahrscheinlich.¹³⁷

Im April 1934 erschien in der Serie „Aus der Werkstatt heimischer Künstler“ der Illustrierten „Welt und Heimat“ ein autobiographischer Bericht Frantas, den er größtenteils seinen Erinnerungen an Sibirien widmete.¹³⁸ Es war dies der erste geschlossene Artikel, der ihn als Maler würdigte. Kurz darauf organisierte der Oberösterreichische Kunstverein die Ausstellung „Unser schönes Oberösterreich“, bei der über 100 Ölbilder, Aquarelle und Zeichnungen zu sehen waren.¹³⁹ Die Sujets beschränkten sich auf Landschaften und Stadtansichten bzw. „gut geschaute Volksszenen der Heimat“, die sich durch ihre Modernität von anderen Ausstellungen absetzten.¹⁴⁰ Die beiden vorliegenden Kritiken beschreiben Franta als „dekorativ“; „daß er auch realistisch sein kann, zeigt er im ‚Platzl in Urfahr‘, wo eine ganz aparte Winterstimmung glücklich eingefangen ist.“¹⁴¹

Hans Frantas Lebens- bzw. Schaffensjahre ab Mitte 1934 sind Gegenstand von Teil II dieser Abhandlung, der in Folge 3/4-2011 – samt vollständigem Ausstellungsverzeichnis – zum Abdruck gelangt. (Die Redaktion).

Literaturnachweis

Fritz Feichtinger, „Maler Hans Franta. Monographisches“, Selbstverlag, Linz 1993

Hans Franta, „Hans Franta zum 84. Geburtstag“, Trauner Verlag, Linz 1977

Hans Franta, Welt und Heimat (ill. Beilage zur Linzer Tages-Post) Nr. 16, 21.4.1934, S. 10–11

Ulrike Harmat, Ehe auf Widerruf? Der Konflikt um das Eherecht in Österreich 1918–1938, Vittorio Klostermann, Frankfurt/Main 1999

Otto Jungmair, „Oberösterreichisches Kunstleben 1851–1931. Geleitbuch des oberösterreichischen

Kunstvereins anlässlich seines achtzigjährigen Bestandes“, OÖ Kunstverein, Linz 1931

Helmut Lackner, Gerhard A. Stadler, „Fabriken in der Stadt. Eine Industriegeschichte der Stadt Linz“, Archiv der Stadt Linz, Linz 1990

Wieland Mittmannsgruber, *Bürger der Stadt Linz. Erwerb, Inhalt und Verlust des Gemeindebürgerrechts im 19. und 20. Jahrhundert* in: „Stadtarchiv und Stadtgeschichte. Forschungen und Innovation“, Archiv der Stadt Linz, Linz 2004

Hermann Ubell, „Katalog der Jubiläums-Ausstellung zum 75-jährigen Bestand des OÖ Kunstvereines in Linz“, OÖ Kunstverein, Linz 1926

Arpad Weixlgärtner, „Karl Sterrer. Ein Wiener Maler der Gegenwart“, Verlag der Gesellschaft für Vervielfältigende Kunst, Wien 1925

Ungewöhnliche Abenteuer des Linzer Malers Hans Franta in: Nachrichten für den Sonntag Nr. 39, S. 4–5

„110 Jahre OÖ Kunstverein. Katalog“, OÖ Kunstverein, Linz 1961

„150 Jahre OÖ Kunstverein“, OÖLM, Linz 2001

Relevante Ausgaben der folgenden Zeitungen wurden konsultiert:

Bergland, Linzer Mittagspost, Linzer Tagblatt, Linzer Tagespost, Linzer Volksblatt, Linzer Volksstimme, Linzer Wochenblatt, OÖ Tageszeitung

Anmerkung

Die folgenden Abkürzungen wurden verwendet:

ÖStA: Österreichisches Staatsarchiv, AVA: Allgemeines Verwaltungsarchiv, AUW: Archiv der Universität Wien, OÖLM: Oberösterreichisches Landesmuseum, OÖLA: Oberösterreichisches Landesarchiv

Sämtliche Zitate wurden originalgetreu, d. h. nach alter Rechtschreibung angeführt.

¹³⁶ OÖStA, Militärarchiv: GBBL OÖ (1893, F-Ga), 4145, Unterabteilungsgrundbuchblatt

¹³⁷ Fritz Feichtinger, „Maler Hans Franta“, S. 17

¹³⁸ Welt und Heimat (ill. Beilage zur Linzer Tages-Post) Nr. 16, 21. 4. 1934, S. 10–11

¹³⁹ Arthur Fischer-Colbrie, *Vom achtzigsten zum hundertzehnten Jahr. Eine Chronik des OÖ KV von 1931–1961* in: „110 Jahre OÖ KV“, S. 17

¹⁴⁰ Tages-Post Nr. 123, 30. 5. 1934, S. 9; Tagblatt Nr. 84, 1. 6. 1934, S. 8

¹⁴¹ Tages-Post Nr. 123, 30. 5. 1934, S. 9; Tagblatt Nr. 87, 5. 6. 1934, S. 9

Die Heimat im Staat

Von Josef Demmelbauer

Die Heimat spricht zum Gefühl, der Staat zum Verstand, die Heimat liebt man, den Staat schätzt oder kritisiert man, ist er ein Gewaltstaat, verschwören sich die Geknechteten gegen die Machthaber, die ihrerseits die Umstürzler verfolgen. Ob man nun – wie seinerzeit Nietzsche – im Staat ein kaltes Ungeheuer sieht oder in der Ausprägung der letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts ihm als Sozialstaat der Daseinsvorsorge Anerkennung zollt, die Heimat, aus der man kommt, in der man lebt, sie ist im Zeitalter universeller Staatlichkeit stets auch Staatsgebiet.

Darum ist es nicht gleichgültig, wie der Staat beschaffen ist, ist er ein Willkürstaat oder ein berechenbarer Rechtsstaat, ist er Polizeistaat, der zur Vermeidung des Kampfes aller gegen alle nur für Ruhe und Ordnung sorgt, oder obliegt ihm – als Sozialstaat – als Staatsaufgabe die Herstellung einer nach Möglichkeit lebenswerten Ordnung.

Je nach dem realen Staatsbild kann die Heimat liebenswert sein oder ein Grund dafür, sie zu verlassen. Wie der Staat sein soll, darüber denken und schreiben seit über zwei Jahrtausenden Denker, aber auch Täter, wie etwa Stalin oder Hitler.

Heimatort, Heimatland,
Heimatsstaat

Innerhalb dieser Kette nimmt die gefühlsmäßige Bindung mit der Entfernung ab.

Der Heimatort

Die Literatur und der Reichtum an Volks- und Kunstliedern, die um die Heimat kreisen, sind unerschöpflich, ebenso die Umschreibungen des Begriffes der Heimat. Auch die bildende Kunst unserer Tage und unseres Landes nimmt sich ihrer an, wie etwa die Ausstellung mit Werken von Peter Assmann bis zu Ingrid Wurzinger in kritischer Auseinandersetzung mit unserem Heimatdichter Franz Stelzhamer im Stelzhamer-Museum in Pramet im Sommer 2010 gezeigt hat.

Zurück zur Literatur:

Ungewohnt zart begegnet der Heimat der gefürchtete Theaterkritiker Alfred Kerr (1867–1948):

„Was ist Heimat? Kindheit. Wieengesang. Sprachgewöhnung. Und Erinnerungszwang.“

Anders der bekannte knappe Satz aus der Römerzeit:

„Ubi bene, ibi patria“, also: Heimat (oder Vaterland) ist dort, wo es mir gut geht.¹

Damit wird die Verortung mit der Herkunft durchbrochen, eine Tendenz, welche durch die heutige Mobilität – Schlagwort: Globalisierung – und durch politische und durch wirtschaftliche Umstände erzwungenes oder verursachtes Verlassen der ursprünglichen Heimat

¹ Dazu im Zusammenhang: Cicero, Gespräche in Tuskulum, 5, 37, 108, in der lateinisch-deutschen Ausgabe der dtv bibliothek Nr. 6130, S. 448/449. Tuskulum hieß das Landgut in den Albaner Bergen, nahe dem heutigen Frascati, in das sich Cicero wiederholt zurückgezogen hat.

befördert wird (vgl. etwa das Interview in den OÖN 20. Juli 2010, S. 21, mit dem aus Bulgarien geflüchteten Schriftsteller Ilija Trojanow anlässlich der Festwochen Gmunden 2010). Heute haben viele eine alte Heimat und eine neue Heimat.

Der berühmte lateinische Satz wird von Cicero im Zusammenhang mit der Verbannung angeführt. Seither – in den folgenden zwei Jahrtausenden – hat dieser Satz für Abermillionen von Menschen existentielle Bedeutung erlangt. Denn:

„Zu jeder Zeit ... wurde Menschen die Heimat genommen; keine Epoche, in der es nicht Verbannte, Vertriebene, Exilierte gab; immer und in allen Himmelsrichtungen waren Menschen gezwungen, sich in eine Fremde zu retten: sie konnten nur bestehen, wenn sie aufhörten, die alleinige Wahrheit in der Vergangenheit zu suchen ...“²

Heimat gehört zu den seelischen Komponenten der meisten Menschen; daher auch das Unwerturteil über die „heimatlosen Gesellen“. Heimat ist jedoch keine Idylle an sich. Ihr Verlust aber führt – gerade im Alter – oft zur verzehrenden Sehnsucht nach ihr. Es ist wie mit der Gesundheit: Solange sie da ist, ist sie gleichsam eine Selbstverständlichkeit. Der Dichter Wilhelm Szabo³ hat das in den folgenden Satz gebannt:

*„Die einer Heimat breit im Schoße sitzen,
Sie sind's nicht, die sie lieben allermeist,
am meisten liebt sie, wer sie liebt im Geist.“*

Anderen kommt die Heimat auf die Art abhanden, die der Mundartdichter Hans Kumpfmüller aus St. Georgen bei Obernberg im Motto zu seinem – inzwi-

schen vergriffenen – Buch „goidhaum & logahauskabbe“ so ausdrückt:

*„Ich habe keine Heimat mehr –
– ich wohne nur mehr dort.“*

Alten Menschen, so etwa einem 90-jährigen Ordenspriester aus Wien, der seit Jahrzehnten in Oberösterreich lebt und wirkt, kommt die alte Heimat abhanden – in diesem Fall: Wien –, weil seine Angehörigen verstorben oder alt und krank und ihre Kinder fremd sind.

Wien, ebenso könnte man Linz nennen: Damit ist die Stadt als Heimat angesprochen.

Der Wiener Dichter Anton Wildgans (1881–1932), ein gelernter Jurist, der in den Jahren 1921–1923 und 1930–1931 das Burgtheater leitete, schrieb:

*„Ich bin ein Kind der Stadt. Die Leute meinen,
Und spotten leichthin über unsereinen
Daß solch ein Stadtkind keine Heimat hat.*

.....
.....“

Seinen Kindheitserinnerungen „Musik der Kindheit“ gab er den Untertitel „Ein Heimatbuch aus Wien“.⁴

Die „Heimat“ ist so vielfältig und facettenreich, dass sie sich einer kurzen Darstellung verweigert. In den „OÖ. Heimatblättern“ bedarf es einer solchen schon deshalb nicht, weil sie sich durch

² Siegfried Lenz, Heimatmuseum, dtv Nr. 1704, S. 600.

³ Zu Szabo (1901–1986): Adalbert Schmidt, Dichtung und Dichter Österreichs im 19. und 20. Jahrhundert. (1964), Bd. 2, S. 131–133. Der 1906 geborene A. Schmidt, o. Universitätsprofessor an der Universität Salzburg, lebte zuletzt mit seiner Frau, Ulrike Schmidt-Rieger, u. a. Verfasserin des kleinen Gedichtbandes „Alles im Leben ist Spur“, in Eferding und ist dort 1999 gestorben. Großartig, weil von unvergleichlichem Kenntnisreichtum und lebendiger Sprache geprägt, ist seine zweibändige, vorhin zitierte Literaturgeschichte.

⁴ Näher: A. Schmidt (FN 3), Bd. 1, S. 355–358.

Jahrzehnte mit diesem Thema befassen und viele ihrer Leser durch ihr Wirken in Volkskultur und Heimatpflege Träger des Heimatgedankens in der Praxis sind. Diese benötigen nicht Worte, die sie als Belehrung von inkompetenter Stelle (miss-)verstehen könnten, sondern verdienen Anerkennung.

Daher beschränkt sich der auf den Heimatort bezogene Teil dieser losen Gedanken auf eine Art von „Recht auf Heimat“, das mit politischen Forderungen von aus ihrer Heimat Vertriebenen in aller Welt nichts zu tun hat, sondern ein mageres Institut der Armenversorgung war, das nur noch alten Menschen oder Kennern des Sozialwesens geläufig ist, das

Heimatrecht in der Heimatgemeinde

Das österreichische Heimatrecht – auch Deutschland und die Schweiz hatten eine vornehmlich der sog. Armenpolizei dienende Heimatrechtsgesetzgebung⁵ – hatte im Heimatrechtsgesetz 1863 bis zur Übernahme des, damals fortschrittlichen, deutschen Fürsorgerechts die Funktion eines, bescheidenen, Anspruches auf Armenversorgung, der schon deshalb vordringlich war, weil selbst nach der Einführung einer Kranken- und Unfallversicherung – 1887 und 1888 – die große Zahl der Landarbeiter davon ausgenommen war. Die Armenversorgung hätte somit ein breites Auffangnetz sein müssen. Vorhergegangen waren Regelungen, die bloß die Abschaffung fremder Vagabunden und Bettler sowie Fragen der Stellungspflicht zum Ziel hatten, dies ganz im Sinne der Überzeugungen des „klassischen“ Liberalismus, wonach sich der Staat jener Zeit auf die innere und äußere Sicherheit

der Gesellschaft zu beschränken habe. Dieser Anschauung entsprach es auch „hüben und drüben“,⁶ mit der Gewährung einer öffentlichen Hilfe gewisse diskriminierende Folgen zu verbinden. Aus der Zeit der Geltung des – mehrmals geänderten – Heimatrechtsgesetzes kennen die Älteren unter uns noch die Armenhäuser der Gemeinden, immerhin die Vorläufer unserer heutigen Alten- und Pflegeheime, sie kennen noch die Einrichtung der Armenväter, die mit dem Bürgermeister und dem Ortspfarrer den Armenrat als Armenbehörde der Gemeinde bildeten und ihr Amt unentgeltlich versahen, es ist ihnen noch der Heimatschein, die Bestätigung über das einer Person in einer Gemeinde zustehende Heimatrecht, vertraut, manchen auch die Heimatrolle, die Vorläuferin der heutigen Staatsbürgerschaftsevidenz.

Die Gemeinde hatte ihre Heimatberechtigten im Verarmungsfall zu unterstützen. Eine Art der Armenpflege war

⁵ Sehr instruktiv auch für den Nichtjuristen die bis ins Altertum reichende Darstellung der Entwicklung „von der Armenpolizei zur Sozialhilfe“, bei der das Heimatrecht als Instrument des „Armenwesens“ mit dem Entstehen der absolutistischen Territorialstaaten im 17. Jahrhundert den Gemeinden überantwortet wurde: Wolff-Bachof, Verwaltungsrecht III. 4. Auflage 1978, S. 266 ff. Die Ablösung des „austrifizierten“ deutschen Fürsorgerechts in Österreich erfolgte durch Ländergesetze des Jahres 1973, in OÖ. durch LGBl Nr. 66/1973. Dieses wurde durch das Oö. Sozialhilfegesetz 1998 ersetzt. Die in Ausarbeitung befindlichen Gesetze für eine bedarfsorientierte Mindestsicherung sollen dem durch die Finanzkrise beförderten Steigen von Armut und sozialer Gefährdung gegensteuern.

⁶ Diese Worttrias entstammt einer Attacke von Karl Kraus im Jahre 1932 auf die Sozialdemokratie in Österreich und in Deutschland, durch deren Politik der Aufstieg Hitlers – unwillentlich – begünstigt worden sei.

nach dem Öö. Landes-Armengesetz die sog. Armeneinlage, die Naturalverpflegung von Haus zu Haus in Landgemeinden, von der bestimmte Personen ausgenommen waren, z. B. Kinder unter 14 Jahren oder Eheleute, deren gemeinschaftliches Zusammenleben durch die Einlage gegen ihren Willen gestört würde. „Die Einleger sind schuldig, sich im Unterstandsorte zu denjenigen Arbeiten, wozu sie vermöge ihrer körperlichen Beschaffenheit noch fähig sind, verwenden zu lassen“: So bestimmte es § 27 des Gesetzes.⁷

Nach dem sog. „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich wurde der hergebrachte Zusammenhang zwischen Heimatrecht und Armenversorgung gelöst; die Heimatrechtsvorschriften wurden mit 30. Juni 1939 außer Kraft gesetzt, sie waren für die Armenfürsorge kaum mehr brauchbar, was schon 1932 die Forderung nach einer „möglichst engen Anlehnung an das deutsche Recht“⁸ zur Folge hatte. Das 1939 bei uns eingeführte deutsche Fürsorgerecht war keineswegs NS-Gedankengut, es stammt aus 1924 und war eine Reaktion auf die Verarmung bisher wohlhabender Schichten durch die mörderische Inflation im Gefolge des Ersten Weltkrieges. An die Stelle der Gemeinden traten die Bezirksfürsorgeverbände, deren Kosten freilich im Weg einer Bezirksumlage wieder die Gemeinden zu tragen hatten, sie wurden dann durch die heutigen Sozialhilfverbände abgelöst. Erst dieses System beseitigte die direkte Beteiligung der Wohnsitzgemeinde an den Kosten ihrer Hilfsbedürftigen und lud sie auf die Schultern der Solidargemeinschaft aller Gemeinden des Bezirkes, die eben von Gesetzes wegen im Sozialhilfverband zusammengefasst sind.

Eines ist gewiss: Der Fortschritt auf dem Weg von der Armenversorgung über das Heimatrecht zur Fürsorge und schließlich zur Sozialhilfe ist ein Ruhmesblatt des Sozialstaates der letzten 100 Jahre.

Die früheren Verhältnisse auf dem Land anschaulich gemacht hat vor allem der Heimatroman, vielfach als Idylle serviert, dann zu „Blut und Boden“ gesteigert, für unser Land auf den Boden der Realität gestellt vom Gründer und Autor der „Rainbacher Evangelienspiele“, Friedrich Ch. Zauner, geb. 1936 in Rainbach im Innkreis, mit seiner Roman-tetralogie „Das Ende der Ewigkeit“.⁹ Soziale Motive fehlen auch in der Dichtung

⁷ S. Axmann/Chaloupka, Die Vorschriften über Armenfürsorge (Wien 1934), hier: S. 165. Sehr informativ zur Verbindung von Heimatrecht und Armenfürsorge das zehnteilige Vorwort. Das Buch umfasst 851 Seiten, auf S. 551–567 enthält es ein öö. Landesgesetz aus 1923 über die Schaffung von Herbergen für reisende Arbeitsuchende, in denen diese Unterkunft und Verpflegung erhalten. Damit sollte verhindert werden, „daß arbeitslos gewordene Arbeitnehmer, welche mittellos und gezwungen sind, von Ort zu Ort Arbeit zu suchen, schweren gesundheitlichen und moralischen Gefahren ausgesetzt werden“. 90 % der aufgelaufenen Kosten hatten die Gemeinden, die zu einem einzigen Konkurrenzbezirk zusammengeschlossen waren, zu leisten, der Landesbeitrag betrug nur 10 %.

⁸ Pfeifer, Grundsätzliches zur Neuregelung der Armenfürsorge, Österreichisches Verwaltungsblatt (= ÖVBl) 1932, S. 257 ff.

⁹ Bd. 1: Im Schatten der Maulwurfshügel; Bd. 2: Und die Fische sind stumm; Bd. 3: Früchte vom Taubenbaum; Bd. 4: Heiser wie Dohlen. Alle erschienen in der Edition Geschichte der Heimat, Grünbach bei Freistadt. Jüngst hat Erich Hackl in seiner auf Fakten aufbauenden Erzählung „Familie Salzmann“ (2010) die Not der kinderreichen ländlichen Bevölkerung im Bezirk Deutschlandsberg beschrieben (S. 9/10): „Vier Geschwister waren noch im Kleinkindalter an der Seuche, die Armut heißt, gestorben ...“.

Oberösterreichs zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg nicht, z. B. das Gedicht „Da Arbatslose“ von Otto Jungmair.¹⁰ Einen – man möchte es wünschen: unvergänglichen – Gedenkstein für die zahllosen Beispiele harter Arbeit in Treue in der damaligen bäuerlichen Welt hat der aus St. Marienkirchen bei Schärding stammende Richard Billinger (1890–1965)¹¹ in seinem Gedicht „Die treue Magd“ gesetzt. Daraus die drei ersten von fünf Strophen:

*„Wie sorgtest du für Hof und Haus!
 Du bücktest dich um jeden Span.
 Du hobst mit Gott dein Tagwerk an
 Und löschtest spät dein Lämplein aus.
 Was gab dem schwachen Herzen Mut?
 Oft staunte ich, wie fröhlich du
 Die Nacht hingabst der kranken Kuh,
 dich sorgtest um der Entlein Brut.
 Kein Halm war dein. Und doch, wie stolz
 Hieltest du vorm Ruf des Hauses Wacht.
 Du gabst auf jeden Pfennig acht,
 du wuschest, nähdest, sägtest Holz,
“*

Der vorstehende Oberösterreich-Bezug leitet über zum zweiten Glied der eingangs geknüpften Kette, zum

Heimatland

Dieses Wort, in der Kriegspropaganda und zu Durchhalteparolen in den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts so oft missbraucht, meint hier also nur die über dem Heimatort gelegene zweite Empfindungsstufe von „Heimat“, nämlich das Land Oberösterreich, das am 2. November 2008 seinen 90. Geburtstag gefeiert hat, vormals Erzherzogtum Österreich ob der Enns. Die selbstständigen Länder, die gemäß Art 2 Abs. 2 des Bundes-Verfassungsgesetzes (B-

VG) den Bundesstaat Österreich bilden, betonen im Blick auf ihre jeweilige Vergangenheit ihren Eigenwert, ihre Eigenart. Dafür haben sie Landessymbole. In Oberösterreich sind es nach dem Landesgesetz über die oberösterreichischen Landessymbole „die Farben (Fahne und Flagge) des Landes Oberösterreich, das Landeswappen, das Landessiegel und die Landeshymne“. Und in dieser wird das „Hoamat-Land“ besungen: „Denn die Hoamat is ehnter der zweit Muaderleib“. Die Landessymbole wurden 2001 auch in das Oö. Landes-Verfassungsgesetz eingebaut.

Besonders stark verbunden sind die Tiroler mit ihrem Heimatland. Dies ist teils wohl auf den „Nationalhelden“ Andreas Hofer, mehr noch aber auf die Abtrennung Südtirols nach dem Ersten Weltkrieg zurückzuführen. Die Präambel zur Tiroler Landesordnung 1989 – so heißt das Tiroler Landes-Verfassungsgesetz – betont nach wie vor in feierlicher Form „die geistige und kulturelle Einheit des ganzen Landes“, erfasst somit auch Südtirol, und beschwört weiters „die Treue zu Gott und zum geschichtlichen Erbe“.

In Vorarlberg, dem Bundesland, das nach dem Zusammenbruch der Monarchie den Anschluss an die Schweiz anstrebte, wird die Eigenständigkeit gegen die „Zentralisten“ in Wien besonders

¹⁰ S. A. Schmidt (FN 3) Bd. 2, S. 105 ff., beginnend mit Richard Billinger; das Gedicht Jungmairs ist dort abgedruckt auf S. 120/121.

¹¹ Wilhelm Bortenschlager, Richard Billinger – Leben und Werk. Verlag Kellner & Plieseis, Wels 1981. „Die treue Magd“ ist abgedruckt in dem von Bortenschlager im angeführten Welser Verlag 1980 erschienenen Billinger-Band „Gedichte“, S. 56.

hoch gehalten. Jede der drei Strophen der Landeshymne beschwört an ihrem Anfang das „Ländle, mein teures Heimatland“.

Dagegen wird in der burgenländischen Landeshymne die Verbundenheit mit Österreich hervorgehoben.

Ein Symbol haben aber die Länder seit 1945 nicht mehr. Sah Art. 6 B-VG ursprünglich vor, dass für jedes Land eine Landesbürgerschaft besteht und dass deren Voraussetzung das Heimatrecht in einer Gemeinde des Landes war und – vor allem – dass mit der Landesbürgerschaft erst die Bundesbürgerschaft erworben wird, so besteht seit 1945 nur noch eine einheitliche Staatsbürgerschaft. Zwar spricht Art. 6 Abs. 2 B-VG davon, dass jene Staatsbürger, die in einem Land den Hauptwohnsitz haben, dessen Landesbürger sind, doch hat die Landesbürgerschaft keinen selbstständigen staatsbürgerschaftsrechtlichen Gehalt, sondern umschreibt nur noch den Personenkreis, der – so u. a. der aus Ried i. I. stammende Staatsrechtler Theo Öhlinger¹² – an der politischen Willensbildung im Land mitzuwirken berechtigt ist.

Dieser Verlust mag zwar Verfassungsrechtler, die um die Stärkung des Ranges der Bundesländer bemüht sind, betrüben, der Verbundenheit der Oberösterreicher mit ihrem Land tut er keinen Abbruch. Diese stammt aus anderen Quellen: Einem ausgewogenen sozialen Klima, dem Vorhandensein von Arbeitsplätzen, wobei der Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit höchster Stellenwert zukommt, einem funktionierenden Gesundheitssystem, der Gewährleistung von Pflegeleistungen angesichts steigender Lebenserwartung

und anderem mehr, was man von einem bundesstaatlich gegliederten Sozialstaat erwarten kann.

Werden diese Bedürfnisse befriedigt, blühen auch die Facetten von Kultur, Wissenschaft und Kunst. Noch immer gilt die lateinische Sentenz: *primum vivere, deinde philosophari*, also: bekommen können, was lebensnotwendig ist, dann erst werden die kulturellen Bedürfnisse befriedigt.

Das Land Oberösterreich bemüht sich seit jeher um die Förderung kultureller Verbände, des kulturellen Erbes und der Volkskultur, um zeitgemäße Heimatpflege, um das vorbildliche Musikschulwesen, unterhält Landesmuseen und Theater; vornehmlich in den Volksschulen wird das Heimatgefühl geweckt. Diese Aufzählung ließe sich noch lange fortsetzen. Hervorzuheben sind noch die Landesausstellungen.

Eine kleine Nachlese zur Landesausstellung 2010

Diese fand zum Thema „Renaissance und Reformation“ auf Schloss Parz in Grieskirchen statt. Sie wurde durch regionale Projekte flankiert, u. a. durch den Themenweg im nahen Wallern, wo heute noch rund 1/5 der Bevölkerung evangelisch ist. Dabei wird die Entscheidung zwischen Auswandern oder „katholisch werden“ im Zuge der Gegenreformation sichtbar gemacht, eines der zahllosen Beispiele dafür, wie Konfessionsfragen

¹² Verfassungsrecht, 8., überarbeitete Auflage, Wien 2009, Rz. 226 ff.

zum Verlust der Heimat führten.¹³ Einen für heutige Verhältnisse undenk-
baren Markstein hatte der Augsburger
Religionsfriede von 1555 gesetzt: Jeder
Landesherr konnte für sein Territorium
die Religion der Bewohner bestimmen
(„cuius regio, eius religio“). Wer sich die-
sem „Religionsbann“ nicht fügen wollte,
hatte bloß das Recht auszuwandern (fle-
bile ius emigrationis).

In seiner Studie über Georg Eras-
mus Tschernembl (1567–1626), „Herr
auf Schwertberg und Windegg in Ober-
österreich und Mitglied des oberöster-
rischen Herrenstandes“, zitiert Hans
Sturmberger¹⁴ den französischen His-
toriker Jules Michelet, der das 16. Jahr-
hundert als das „fanatische“, das 17. als
„bigottes“ Jahrhundert bezeichnet hat.¹⁵

Siegfried Haider fasst in seiner „Ge-
schichte Oberösterreichs“ (1987) den
Abschnitt „Glaubenskampf und Stände-
macht (1520–1648)“¹⁶ auf S. 187 wie folgt
zusammen:

„Wer sich nicht zum katholischen
Glauben bekannte, mußte das Land
sofort verlassen; Familien wurden ge-
trennt, da großjährige Kinder mit ihren
Eltern auswandern durften, minder-
jährige hingegen nach Möglichkeit zu-
rückbleiben und im Lande katholisch
erzogen werden sollten. Allen diesen
Maßnahmen gelang es jedoch nicht, den
Protestantismus im Land ob der Enns
völlig auszulöschen. Seine Reste wichen
in den Untergrund aus. Der Großteil der
Bevölkerung war allerdings durch die
vom Landesfürstentum unter Einsatz
von Zwangsmaßnahmen veranlasste
Gegenreformation zum katholischen
Bekenntnis zurückgeführt worden.“

Der Heimatstaat

Zu allen Zeiten haben Philosophen,
Theologen, Historiker und „Staats-
gelehrte“ über den Staat gedacht und
geschrieben, nennen wir nur Platon,
Aristoteles, Cicero oder den Florenti-
ner Machiavelli. Erst der Rationalismus
der Renaissance, womit wir zum ersten
Teil der Landesausstellung 2010 zurück-
kommen, hat aber die Frage nach der
Rechtfertigung des Staates, „die Frage
also nach dem Grund des dem Staat ge-
schuldeten Gehorsams und nach dem
Sinn staatlich ausgeübter Herrschaft“¹⁷
gestellt. Der Staat ist – durch die letz-
ten zwei Jahrtausende gesehen – keine
zeitlose Ordnungsmacht. Das lehrt uns
schon der Geschichtsunterricht, er ist
vielmehr nur aus seinem jeweiligen ge-
schichtlichen Umfeld zu erfassen. Das
lehrt uns auch ein Blick in die politische
Geschichte unserer Heimat in der jewei-

¹³ Ein weiteres Beispiel, die „Aktenmäßige Ge-
schichte der berühmten salzburgischen Emigra-
tion ...“ von F. X. Huber hat Franz Daxecker in den
ÖÖ. Heimatblättern 2010, H. 1/2, S. 63 ff., vorge-
stellt.

¹⁴ In: Land ob der Enns und Österreich (Linz 1979),
S. 91.

¹⁵ Die Geschehnisse in OÖ nach der Niederlage der
protestantischen Seite in der Schlacht am Weißen
Berg bei Prag 1620 mit der anschließenden Ver-
pfändung des Landes ob der Enns an Bayern hat
– meisterhaft kurz – Hans Sturmberger in „Ober-
österreich in der Geschichte“, (FN 14), S. 331 (339),
dargestellt.

¹⁶ Dieser Abschnitt gehört zum 6. Kapitel „Das
konfessionelle Zeitalter (1493–1648)“. Den Denk-
malern des konfessionellen Zeitalters zwischen
1517 und 1648 ist der von Landeshauptmann Dr.
Pühringer während der Landesausstellung 2010
präsentierte Kulturführer „Renaissance in Ober-
österreich“ von Norbert Loidol gewidmet.

¹⁷ Badura, Staatsrecht, 4., neubearbeitete Auflage.
Verlag C. H. Beck, München 2010, S. 3.

ligen Staatsform der Zeit, die mit dem Regierungsantritt von Kaiser Franz Joseph 1848 beginnt und bis zur Zweiten Republik von 1945 bis jetzt führt. Gleich geblieben sind die drei prägenden Begriffe, die einen Staat ausmachen: Staatsvolk, umschrieben durch die Staatsangehörigkeit, das Staatsgebiet und die Staatsgewalt, welche durch Organe der Gesetzgebung, der Rechtsprechung und der Regierung einschließlich der sonstigen Verwaltung ausgeübt wird, in einem Bundesstaat aufgeteilt zwischen Bund und Ländern, also z. B. Nationalrat oder Landtag.

Und was ist mit der Heimat im Staat? Sie ist Teil des Staatsgebietes, bei uns des Bundes- und Landesgebietes. Aus ihr, wie in alten Zeiten verbannt, wie zu allen Zeiten vertrieben zu werden, ist schweres Schicksal. Auch das Recht zur – freiwilligen – Auswanderung auf Grund von Elend und Not in der angestammten Heimat ist erst seit dem Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger vom 21. Dezember 1867 gewährleistet, kann jedoch für Wehrpflichtige beschränkt werden. Nach dem Auswanderungspatent aus 1832 war die Auswanderung nur aufgrund einer behördlichen Bewilligung zulässig gewesen.

Die innere Bewegtheit, die aus der „Heimat“ kommt, vor allem nach ihrem Verlust, ist ein Kind der Romantik.¹⁸ In älterer Zeit hatte die „Heimat“ (bei uns: „Hoamatl“) noch eine andere Bedeutung, nämlich Haus und Hof. Nach der dominanten christlichen Vorstellung war die Heimat nicht hienieden, sondern „dort oben“ zu suchen; dies gilt in gleicher Weise für die katholische und protestantische Lehre.¹⁹

Auf staatlicher Ebene erwacht nahezu gleichzeitig mit der „neuen Heimat“ der Romantik ein Nationalgefühl, an dem letztlich die Habsburger Monarchie zerbricht:

„Das Gefühl der Zusammengehörigkeit ..., welches diejenigen verbindet, welche die gleiche Sprache sprechen und daher ursprünglich von der gleichen Abstammung sind, ist eine der großen, die Geschichte der Menschheit bestimmenden Tatsachen. Mit diesem Gefühl verbindet sich unwillkürlich eine Fremdheit, ja Feindschaft im Verhältnis zu den übrigen, zu deren geistigem Leben die Sprache keine Brücke schlägt.“²⁰

Angesichts der heutigen Diskussionen zu Asyl und Migration ist diese Äußerung vor rund 100 Jahren nicht nur für den Historiker von Belang!

¹⁸ Christian Graf von Krockow, Heimat. Erfahrungen mit einem deutschen Thema, Stuttgart 1989, im 1. Kapitel „Die Entdeckung der Heimat“, insbes. S. 22–26. Jüngst – 2010 – ist das Buch „Heimat – Neuentdeckung eines verpönten Gefühls“ erschienen. S. hierzu das Interview in den OÖN 21. August 2010, „Wochenende“ S. 4, mit der Autorin Verena Schmitt-Roschmann.

¹⁹ Paul Gerhardt (1607–1676), der bedeutendste evangelische Liederdichter des Barock, schrieb:

„Ich bin ein Gast auf Erden,
Und hab hier keinen Stand;
Der Himmel soll mir werden,
Da ist mein Vaterland.“

Etwa in detebe-Klassiker Bd. 23019, S. 34 ff., mit das Verständnis erhellenden Anmerkungen.

²⁰ Edmund Bernatzik (1854–1919), Eingang zu dem zwei Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Köln gehaltenen Vortrag „Die Ausgestaltung des Nationalgefühls im 19. Jahrhundert, Beiträge zur staats- und rechtswissenschaftlichen Fortbildung“, Heft 6, Hannover 1912. Eine faszinierende geistesgeschichtliche Studie von Dante bis zur Jahrhundertwende 1899/1900! Metternich machte sich, so Bernatzik, aaO, S. 15, „in der vormärzlichen Zeit über das Nationalgefühl unzählige Male lustig“.

Was ist nun des Österreichers Vaterland? Wir nehmen nur die Zeitspanne von 1848 bis jetzt:

Zuerst das Kaisertum, von 1867 bis 1918 die österreichisch-ungarische Monarchie, dann die „Erste Republik“, der kleine Rumpfstaat, „der Staat, den keiner wollte“, der von 1933 bis 1938 als Ständestaat autoritär regiert wurde, dann der „Anschluss“ als Ostmark, der furchtbare Zweite Weltkrieg, und ab 1945 die „Zweite Republik“, die bis zum Staatsvertrag 1955 in vier Besatzungszonen aufgeteilt war.²¹

Einst ein großes Reich, heute ein Kleinstaat, in dem aber noch große Schöpfungen des Rechtslebens aus der großen Monarchie weiter gelten, so das bereits zitierte Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867 „über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder“, also für die österreichische Reichshälfte, und „wirksam für Böhmen, Dalmatien, Galizien und Lodomerien mit Krakau, Oesterreich unter und ob der Enns, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Bukowina, Mähren, Schlesien, Tirol, Vorarlberg, Istrien, Görz und Gradiska, dann die Stadt Triest mit ihrem Gebiete“.²² Im sog. „Sistierungspatent“ vom 20. September 1865, also vor Königgrätz, ist Franz Joseph „von Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich“ u. a. noch als „König der Lombardei und Venedigs“ ausgewiesen.²³

Der weitere Fortgang der österreichischen Geschichte hat hier – über die obige Gliederung hinaus – angesichts des Themas keinen Platz.

Flucht und Vertreibung

Das 20. Jahrhundert ist in der Neuzeit nach den schon erwähnten religiösen Vertreibungen auch das Jahrhundert der Flucht und Vertreibung geworden. Im III. Abschnitt ihres Beitrages „Verlust und Rückgewinn. Notizen zur Literatur der Vertriebenen“ zu dem von Frank-Lothar Kroll herausgegebenen Band

²¹ S. auch Demmelbauer, Österreich in seiner „schönen“ Literatur, Jubiläumsjahrbuch der Innviertler Künstlergilde 1982/83, S. 73–80.

²² In: Heinz Fischer/Gerhard Silvestri, Texte zur österreichischen Verfassungs-Geschichte, Wien 1970, S. 91. Zum historisch-politischen Hintergrund dieser Texte sei auf das beeindruckende Vorwort von Kurt Ringhofer verwiesen.

²³ Die Abwärtsbewegung von Ländern zu Ländlein liest sich bei H. C. Artmann, „Mein Vaterland Österreich“, so:

Österreich bestand ehemals aus den folgenden Ländern:
dem Erzherzogtume Österreich,
dem Herzogtume Steyermark,
der gefürchteten Grafschaft Tyrol
nebst Vorarlberg,
dem Königreiche Böhmen,
der Markgrafschaft Mähren,
dem österreichischen Anteil an Schlesien,
dem Königreiche Illyrien,
dem Königreiche Galizien und Lodomerien,
dem Lombardisch-venezianischen Königreiche
dem Königreiche Ungarn mit seinen Nebenländern
Slawonien, Kroatien und Dalmatien
und dem Großfürstentume Siebenbürgen.

Heute besteht Österreich

aus den Ländlein:
Wien,
Niederösterreich,
Oberösterreich,
Salzburg,
Tirol,
Fahrradlberg,
Kärnten,
Steiermark
und dem Burgenland.

Tu, felix Austria, juble und jodle!

„Flucht und Vertreibung in der Literatur nach 1945“ skizziert Gertrud Fussenegger²⁴ die mörderischen Wanderzüge der 20. Jahrhunderts in meisterhafter Kürze. Im Gedenken an diese große Schriftstellerin sei dieser Abschnitt – leicht gekürzt – wiedergegeben:

„... In unseren Ländern hat bereits im Ersten Weltkrieg eine starke Migrationswelle eingesetzt. Was sollte die Bevölkerung auch anderes als flüchten, dort wo die Armeen gegeneinander stießen? Gar dort, wo der Stellungskrieg das Land bis auf den Grund verwüstete? Und nicht alle kehrten später zurück. Die Revolution in Russland hat zahllose Emigranten in alle Richtungen außer Landes gefegt. Und was sich bei den Umstürzen im Fernen Osten begeben hat, das wage ich mir gar nicht auszumalen.

In unserem Raum begann schon vor 1939 eine merkwürdige Wanderbewegung in Form der sogenannten Rückführung der Volksdeutschen. ... Aus welchen Gründen das geschah? Vielleicht, um mit dem männlichen Anteil der Volksgruppen die eigene Wehrkraft zu stärken; vielleicht, um der These vom „Volk ohne Raum“ Nachdruck zu verleihen; möglicherweise sogar, um diesen Splittergruppen künftige Repressalien zu ersparen ...

Mit Kriegsbeginn setzten dann erst recht Massenbewegungen ein. Da waren Millionen Soldaten von einer Front zur anderen zu werfen. Da waren die Deportationen der Juden – ein grauenhaftes Kapitel. Da waren dann auch die Kriegsgefangenen, die zu Millionen anfielen, die Bombenflüchtlinge, die aus den zerstörten Städten aufs Land gebracht und verteilt werden mussten, die Verschickungen der Kinder und so fort.

Und als der Krieg ausgelitten war und die Waffen endlich schwiegen, da setzte etwas nicht minder Schreckliches ein: die Vertreibung.“

Der Staat als Verfolger

Primäre Aufgabe des Staates ist der Schutz der Staatsangehörigen gegen innere und äußere Bedrohung. Tatsächlich haben Staaten sie aber zunächst, weil andersgläubig – Stichwort: Konfessionskriege –, später als „Abweichler“ von der politisch vorgegebenen Linie – so regelmäßig in totalitären Regimes: Beispiel: Republikflucht aus der einstigen DDR – oder aus rassistischen Gründen – Stichwort: Judenverfolgung im NS-Regime – verfolgt und ihnen die Freiheit, ja das Leben genommen oder sie „nur“ aus der Heimat vertrieben. Zum Auswandern²⁵ zwang vor allem wirtschaftliche Not, im 20. Jahrhundert die politische Verfolgung.

²⁴ S. 21–30, hier: S. 23. In Bezug auf ihre böhmischen Romane schickt Gertrud Fussenegger ihren „heimatschriftstellerischen Erfahrungen“ einige Daten voraus: „Ich bin ... keine Vertriebene im engeren Sinne des Wortes. Als Tochter eines k. u. k. Offiziers Vorarlberger Herkunft und einer deutschen Pilsnerin bin ich, was einstmals ein Tornisterkind genannt wurde. ... So bin ich zwar im Vaterhaus meiner Mutter in Pilsen geboren, aber sofort nach Galizien gebracht worden; 1914 mit der Mutter wieder nach Böhmen zurückgekehrt, geflüchtet vor der sich nähernden russischen Front. Meine ganze Kindheit und Jugend ... war ein ständiges Pendeln zwischen Böhmen und dem alpinen Österreich, Vorarlberg, Tirol, später auch München. Ich maturierte in Pilsen, promovierte in Innsbruck, meine ersten Bücher erschienen in Potsdam, spätere in Jena, dann in Salzburg, Stuttgart, Graz ...“ (S. 27/28).

²⁵ Vgl. das bei von Krockow (FN 18) S. 19 zitierte Auswandererlied von Ferdinand Freiligrath.

Hinter diesen Verfolgungen durch den Staat steht die Grundvorstellung vom „richtigen“ Staat. Staat und Politik durchdringen einander. Solange das Religiös-Theologische im Mittelpunkt stand, hatte der Satz *cuius regio, eius religio* (s. oben) einen politischen Sinn.²⁶ Später gewannen das Nationale, übersteigert ins Rassistische, und das Ökonomische die Mitte. Das nötigte den Staat der Industriegesellschaft zur Daseinsvorsorge. Immer muss der Staat zuerst „gedacht“ werden, daher gab es von Plato bis in unsere Tage stets „Staatsdenker“,²⁷ und es wird sie auch in Zukunft geben, denn die Marx'sche Vorstellung vom Absterben des Staates²⁸ nach dem „Endsieg“ des Sozialismus ist wohl eine Utopie.

Die Gleichheit vor dem Gesetz

Die Idee, welche die letzten zwei Jahrhunderte umstürzend beherrscht hat, ist die der Gleichheit. Art. 2 des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger aus 1867 enthält den einen Satz: „Vor dem Gesetze sind alle Staatsbürger gleich.“ Und Art. 7 der Bundesverfassung 1920 interpretiert diesen Satz dahin, dass durch ihn Vorrechte der Geburt, des Geschlechtes, des Standes, der Klasse und des Bekenntnisses ausgeschlossen sind. Ähnlich die Weimarer Verfassung von 1919.

In seinem beeindruckenden Buch „Über die Demokratie in Amerika“ (Bd. 1: 1835, Bd. 2: 1840) hat Alexis de Tocqueville (1805–1859)²⁹ die Umwälzung der bestehenden gesellschaftlichen Umstände – auch für Europa – in eine neue, auf die Gleichheit aller gegründete Gesellschaftsform analysiert und hierbei

(dtv 6063, S. 581–584) die Gleichheit als das Kennzeichen des heraufziehenden, von Industrie und Verstädterung geprägten Massenzeitalters erkannt: Die Menschen lieben sie beharrlicher als die Freiheit; die Gleichheit ist jedem spürbar und allen zugänglich.

Voll sicht = und spürbar wurde sie – und damit enden die alten Untertänigkeitsverhältnisse und sinken die alten Vorrechte zu Boden – mit dem Zerfall der alten Monarchien im Ersten Weltkrieg. Das lässt auch die Liebe zur Heimat, in der nun alle „vor dem Gesetz“ gleich sind, wachsen.

Doch der Weg in eine bessere Zeit für alle stand bald nicht mehr allen offen:

„Der Staat ist ein Mittel zum Zweck. Sein Zweck liegt in der Erhaltung und Förderung einer Gemeinschaft physisch

²⁶ S. dazu Carl Schmitt, *Der Begriff des Politischen* (1932), Nachdruck 1963, S. 86/87. S. dort auch S. 20–26 zum Verhältnis von Staat und Politik.

²⁷ Neuestens: Voigt/Weiß (Hg.), *Handbuch Staatsdenker*. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2010. 462 Seiten, geb., € 45,30. Das Buch enthält nach einer Einleitung die Staatsdenker in alphabetischer Reihenfolge (S. 11–452) und die Autoren (S. 453–462). Wer sich daran stoßen sollte, dass Platon, Augustinus, Kant u. a. „zusammen mit Stalin und Hitler in ein Buch gesperrt sind“ (so formulierte Walter Schätzel in der Einführung zu seiner Textauswahl über den Staat), der bedenke den folgenden Satz: „Zweifellos haben die Staatsmänner selbst viel zutreffender über Politik geschrieben als die Philosophen. Denn da sie die Erfahrung zur Lehrmeisterin hatten, haben sie nichts gelehrt, was für das praktische Leben unbrauchbar wäre.“ Dieser Satz des Philosophen Spinoza, *Tractatus politicus*, 1677, gilt allerdings nicht für Hitlers „Mein Kampf“, da Hitler zur Zeit der Abfassung der beiden Bände (Bd. I erschien 1925, Bd. II 1927) noch keine Staatsfunktion innehatte.

²⁸ Zu Marx und Engels: Gehring in *Handbuch Staatsdenker* (FN 27), S. 276–280.

²⁹ Zu Tocqueville: Hidalgo im *Handbuch Staatsdenker* (FN 27), S. 424–429.

und seelisch gleichartiger Lebewesen. Diese Erhaltung selber umfasst den rasenmäßigen Bestand und gestattet dadurch die freie Entfaltung aller in dieser Rasse schlummernden Kräfte.

Staaten, die nicht diesem Zwecke dienen, sind Fehlerscheinungen, ja Missgeburten ...“.

Mit diesen Sätzen fordert Adolf Hitler³⁰ den „rassereinen Arierstaat“ und nimmt – nach der Machtergreifung – damit vor allem den jüdischen Mitbürgern ihre bisherige Heimat weg. Es wird eine neue Ungleichheit hergestellt, sie setzt sich nach Kriegsende in der Vertreibung von Millionen Deutschen aus ihrer angestammten Heimat fort.

Nach dem großen Krieg

Die Wunden des 2. Weltkrieges sind am Verheilen, die Vertriebenen haben eine neue Heimat gefunden.³¹ Die Eingliederung von Millionen Menschen hat Gertrud Fussenegger³² zu Recht „als überzeugendes Friedenswerk“ beurteilt. Die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz³³ befindet sich im Sozialstaat von heute, auch wenn er an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit gestoßen ist, auf hohem Niveau. Nach 1945 ist sogar eine österreichische Staatsgesinnung entstanden, die nach Jahrzehnten ohne äußere Gefährdung naturgemäß zurückgeht, nicht aber die Liebe zur Heimat, sei sie alte oder neue Heimat, die mit den Jahren eher zunimmt.

Der Mensch lebt ja nicht im Ortlosen. Eine weltgewandte Journalistin³⁴ hält nach wie vor an einem kleinen überschaubaren Bereich fest, in dem man

sich geborgen fühlt. Sie war zum Studieren in den USA, wohin nach dem „Anschluss“ im Jahr 1938 der Dichter Ernst Waldinger (geb. 1896 in Wien, gest. 1970 in New York),³⁵ Kriegsfreiwilliger des Ersten Weltkrieges, 1917 schwer verwundet heimgekehrt, ins Exil gegangen war. Dort sehnt er sich nach den „Narzis-

³⁰ „Mein Kampf“, Bd. 2, Kap. 2, wiedergegeben in Schätzel, *Der Staat* (vgl. FN 27), S. 465 ff. Dort auch Auszüge aus Schriften von Lenin, von dem Churchill schrieb, in Bezug auf Lebensvernichtung von Männern und Frauen könne es kein asiatischer Eroberer, kein Tamerlan oder Dschingis Khan, mit seinem ‚Ruhme‘ aufnehmen. Zu Stalin s. dort S. 441 ff.

³¹ „Flüchtlinge geben Oberösterreich Impulse“ (Josef Lehner in OÖN, 14. Juli 2010, S. 3), bezogen auf die Wirtschaft. Der Sudetendeutsche Harry Slapnicka wurde Oberösterreichs „Landeshistoriker“.

³² Verlust und Rückgewinn ... (FN 24), S. 25.

³³ Die naturhafte Ungleichheit der Menschen, vor allem was geistige Leistungskraft betrifft, ist durch Gesetze nicht beeinflussbar, doch kann beim Zugang zu höheren Schulen u. dgl. Chancengleichheit gefördert werden. Zu Werden und Bedeutung des Gleichheitsgrundsatzes umfassend: Magdalena Pöschl, *Gleichheit vor dem Gesetz*, Bd. 147 der Reihe „Forschungen aus Staat und Recht“ (2008), 956(!) Seiten; für Deutschland: Starck, in: v. Mangoldt/Klein/Starck, *Grundgesetz I*, Art. 3 Rdnr 1 ff. (= S. 286–445); Sachs, in: Klaus Stern, *Das Staatsrecht der Bundesrepublik Deutschland*, Bd. IV/2, §§ 120–122 (= S. 1444–1845), jeweils C. H. Beck, München 2010 bzw. 2011.

³⁴ Verena Schmitt-Roschmann in dem in FN 18 angeführten Interview.

³⁵ Eine Auswahl aus Waldingers Werk ist mit einer Einleitung von Ernst Schönwiese 1961 in der Stiasny-Bücherei in der Reihe „Das Österreichische Wort“ unter dem Titel „Gesang vor dem Abgrund“ erschienen. 30 Jahre später hat Karl-Markus Gauß ausgewählte Gedichte und Essays Waldingers herausgegeben und ein Nachwort verfasst. Bei A. Schmidt (FN 3) ist der Dichter im Bd. 2, S. 168–170, behandelt.

senwiesen von Aussee“,³⁶ dort entstand auch sein Gedicht

VON DER LIEBE ZUR HEIMAT

„Nach Recht und Unrecht fragt die Liebe nie:

Die Heimat ist wie eine Melodie,

Ein Ammenlied, ins Herz dir eingesungen –

Du nahst im Geist ihr, wie der Mutter Knie,

Das deine Knabenarme einst umschlungen.

Nach Recht und Unrecht fragt die Liebe nie,

Und welcher Schuld man auch die Menschen zieh,

Kains Söhne, die zum Brudermord gedungen;

Die Heimat, die dir Wort und Seele lieh,

Du atmest sie wie Bergluft in die Lungen.

Geruhsam geht der Fleiß und grast das Vieh;

Lausch inniger und hingebener, sieh:

Grün strahlt das Land und spricht mit stillen Zungen.

Nach Recht und Unrecht fragt die Liebe nie,

den Trost hast du dem Unheil abgerungen.“

Ausklang

Berühmt geworden ist der letzte Satz aus dem opus magnum „Das Prinzip Hoffnung“ von Ernst Bloch, dem, wie Martin Walser in einer Besprechung vor über 50 Jahren schrieb, „Propheten“, der mit „Marx- und Engelszungen“ redete. Darin hofft Bloch, dass am Ende der von ihm angedachten Veränderung der Verhältnisse „in realer Demokratie“ in der Welt etwas entsteht, „das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat“. In diesen Worten enthüllt sich eine unbestimmte dunkle Sehnsucht. Es sind Worte eines emphatischen, pathetischen Denkers und Schreibers, der sich der Härte des Begriffes verweigert.³⁷

Konkreter ist da einer, dessen jugendliches „Achtundsechziger-Leben fast nur ein Achtundsechziger-Denken, politische Philosophie (war)“, Christian Schacherreiter, Gymnasialdirektor in Linz und Literaturkritiker der OÖN, nach eigenen Worten „weder Poet noch Epiker der breiteren Art“, in der Beschreibung seiner Kindheit im Innviertel, einem „autobiografischen Essay“:³⁸

Die kleine Gemeinde Pramet war für ihn als Volksschüler eine geschlossene Welt. „Pramet war der erste und letzte Heimatort meines Lebens. Vielleicht überhaupt die erste und letzte geografische Heimat, denn das uneingeschränkte Heimatgefühl ist an die Kindheit gebunden ...“.³⁹ Freilich: Aber auch hier sind Einschränkungen angebracht: Für viele waren und sind Kindheit und Jugend keine schöne Zeit, wir müssen da nicht gleich an die „Seuche, die Armut heißt“, denken, von der Ernst Hackl⁴⁰ schrieb. Wir können auch dem „Trug des Erinnerns“⁴¹ anheim fallen!

³⁶ Ein zeitgeschichtlicher Hinweis: Das Ausseer Land wurde mit Wirkung vom 1. Mai 1938 dem Gau Oberdonau zugeschlagen. Näher: Harry Slapnicka, Oberösterreich – als es „Oberdonau“ hieß (1938–1945), S. 33 ff.

³⁷ Schelsky, Die Hoffnung Blochs. Kritik der marxistischen Existenzphilosophie eines Jugendbewegten, Klett-Cotta, Stuttgart 1979, S. 16.

³⁸ Schacherreiter, Diese ersten Spiele, Otto Müller Verlag, Salzburg 2011. Die Zitate finden sich dort auf S. 98 und 15.

³⁹ Schacherreiter (FN 38), S. 23.

⁴⁰ In: „Familie Salzmann“ (FN 9)

⁴¹ Graf von Krockow (FN 18), S. 53 ff.

Buchbesprechungen

Roman Sandgruber: Lenzing. Anatomie einer Industrie-Gründung im Dritten Reich. 476 Seiten, Grafiken, Tabellen, Quellen- und Literaturverzeichnis. Herausgegeben vom Ö. Landesarchiv, Druck: Rudolf Trauner GmbH Linz 2010. EUR 35,00. ISBN 978-3-900313-96-8.

Mit Band 9 der Reihe „Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus“ widmet sich Univ.-Prof. Dr. Roman Sandgruber, Leiter des Instituts für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Johannes-Kepler-Universität Linz, dem Aufbau und der Entwicklung jenes heimischen Großbetriebs, der ab 1938 unter „brauner Flagge“ steil emporstieg, in den Nachkriegsjahren mit ausländischer Hilfe sukzessive aus dem Schatten der Vergangenheit heraustrat und sich im Gefolge eines harten Sanierungskurses als weltweit bedeutendster Zellwollzeuger etablierte.

In Hauptkapiteln wie „Die Beraubungspolitik“, „Das Unternehmen“, „Die Führung“, „Die Korruption und die Macht“, „ArbeiterInnen und ZwangsarbeiterInnen“ oder „Das Frauen-Konzentrations-Außenlager“ stellt der durch seine rege Publikationstätigkeit zu einschlägiger Thematik längst ebenso bekannte wie renommierte Autor das Beispiel Lenzing als Paradebeispiel für die vielfachen Verschränkungen zwischen Ökonomie und Staatsapparat dar, die während der NS-Ära die Chronik einer ganzen Reihe von Firmen auch im Lande ob der Enns entscheidend mitbedingten und mitbestimmten.

Die kompetente Aufarbeitung des umfangreichen Quellenmaterials und die nachvollziehbare Ausleuchtung der nicht nur historisch brisanten Hintergründe empfehlen den Band als dokumentarisch hervorragenden Beitrag zur jüngeren ö. Wirtschafts- und damit auch Zeitgeschichte. C. G.

Ennöckl/Maitz, UIG - Umweltinformationsgesetz, 2., überarbeitete Auflage, Stand: 1. 12. 2010. Neuer Wissenschaftlicher Verlag, Wien/Graz 2011. 190 Seiten, broschiert, EUR 38,80.

Das bereits 1993 erlassene UIG wurde wiederholt novelliert, zuletzt 2009. Es ist ein Produkt der gebetsmühlenartig vorgebrachten Forderungen nach „Transparenz“, hier jener nach Zugang zu Umweltdaten, aber auch nach deren davon unabhängiger Verbreitung, die überdies in zahlreichen Bundesgesetzen vorgesehen ist (s. S. 143–167), all das angetrieben vom Europarecht (nun: Unionsrecht, s. S. 169 ff.).

„Das UIG spielt in der Praxis und Rechtsprechung ... nur eine untergeordnete Rolle“: So hieß es

im Vorwort zur ersten Auflage im Jahr 2005. Das hat sich zwar geändert, gleich geblieben ist aber die Aufsplitterung des österreichischen Umweltinformationsrechts. Denn auch alle Bundesländer haben für ihr Landesrecht eigene Informationsgesetze (s. S. 15), während das UIG nur für bundesgesetzlich geregelte Verwaltungsmaterien, z.B. für Gewerbe- oder Wasserrecht oder das Umweltverträglichkeitsprüfungsgesetz, gilt. Mit Recht urgieren die Autoren der UIG-Ausgabe eine Kompetenzvereinbarung für ein einheitliches Umweltinformationsrecht (S. 15 f.). Da die landesrechtlichen Umweltinformationsgesetze „das UIG weitgehend wörtlich wiedergeben“, ist die vorliegende UIG-Ausgabe eine gute Hilfe auch für den Landesbereich. In ihrer Fülle und Qualität vermag sie zu beeindrucken. Josef Demmelbauer

Gerald Kienastberger (Hg.), NÖ. Baurecht. Textausgabe mit Stand 1. 1. 2011. Verlag Österreich, Wien 2011. 455 Seiten, gebunden, EUR 52,00.

Ihrem Wohn- und/oder Heimatort in besonderer Weise verbundene Menschen fühlen sich oft von geplanten Neu- oder Zubauten in ihrem bauästhetischen Empfinden verletzt. Selbst wenn sie als Nachbar im Baubewilligungsverfahren Verfahrenspartei sind, haben sie in dieser Frage kein Mitsprache- und daher auch kein Berufungsrecht. Die Verpflichtung zur Wahrung des Ortsbildes ist allein Sache der Baubehörde. Das mag man bedauern, aber es ist auch in den anderen Bundesländern so. Und wie schaut es beim Ortsbild dort aus? Eine Neufassung des bisher mit „Ortsbildgestaltung“ überschriebenen § 56 der NÖ BauO ist in NÖ am 11. Dezember 2010 in Kraft getreten. § 56 ist nun mit „Gestaltung von Bauwerken“ überschrieben. Erläutert ist er in der oben angezeigten neuen Ausgabe des NÖ. Baurechts auf S. 127 f. Am mangelnden Mitspracherecht der Nachbarn hat sich aber nichts geändert. In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, dass das Oö. Ortsbildgesetz aus 1990 durch die Oö. BauO-Novelle 1998 wieder aufgehoben wurde, weil es keine praktische Bedeutung erlangt hatte und weil, wie der Ausschussbericht des Landtages anführt, zwischenzeitlich erlassene Vorschriften „den Gemeinden genug Handhabe bieten, die Zielsetzungen des Ortsbildschutzes und der Ortsbildpflege sicherzustellen“.

Fazit: Da es im Bundesstaat Österreich kein einheitliches Baurecht gibt, kann der Blick in das Baurecht eines anderen Bundeslandes nützlich sein. Daher der vorliegende Buchhinweis! Josef Demmelbauer

Holzer, Agrarrecht². Ein Leitfaden. Neuer Wissenschaftlicher Verlag, Wien/Graz 2011. 440 Seiten, gebunden, EUR 38,80.

Die auf dem Stand November 2010 befindliche 2., überarbeitete Auflage des Leitfadens mit 440 (!) Seiten zeigt die Dynamik des Agrarrechts auf europäischer und österreichischer Ebene. Wer auf Grund seiner Lebensjahre und seiner Sachnähe als auf dem Land Aufgewachsener die umstürzende Entwicklung in der Landwirtschaft seit den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts bei uns – wenn auch nur am Rande – miterlebt hat, der kann die – wie stets nachhinkende – Rechtslage anschaulich aus einem Vergleich von deren agrarischer Entwicklung seit der Grundentlastung 1848 bis etwas über 100 Jahre später im Handbuch des österreichischen Verwaltungsrechts Bd. 2 (1953) von Ludwig Adamovich sen. ersehen und wird erstaunt sein, wie sehr sich das Bild des Agrarrechts seit seiner sog. „Vergemeinschaftung“ (dazu S. 95 ff. im „Leitfaden“) geändert hat. Ein kleines Beispiel aus der „Frühzeit“:

1954 wurde in Oberösterreich, wo die Zeichen der Zeit rasch erkannt wurden, „zur Förderung der Verwendung von Maschinen in der Land- und Forstwirtschaft“ der Oö. Landmaschinenfonds durch Landesgesetz installiert (LGBl. Nr. 1/1955). Die immer weniger werdenden Bauern haben umlernen müssen, und auch die Arbeit ist anders geworden! Das der (klein-)städtischen Bevölkerung vertraute und in der NS-Zeit forcierte Bild des Bauern ist Geschichte geworden. So anrührend und warmherzig ein Gedicht wie dasjenige Richard Billingers von der „treuen Magd“ ist, es gehört nicht mehr zum heutigen Erscheinungsbild der Landwirtschaft. Da diese aber nach wie vor, ja mehr denn je, einen rechtlichen Rahmen braucht, der komplizierter ist als in früheren Zeiten, ist dessen Kenntnis alles andere als unwichtig. Der vorliegende Leitfaden – nochmals: es sind 440 (!) Seiten – eröffnet Wege in die wohl unvermeidbare Unübersichtlichkeit des Agrarrechts.

Josef Demmelbauer

Karl/Seidl, Sozialversicherungsrecht, 6., aktualisierte Auflage. Neuer Wissenschaftlicher Verlag, Wien/Graz 2011. 166 Seiten, broschiert, EUR 22,00.

„Ein Gespenst geht um in Europa“ – und so möchte man den Eingangssatz des Marx-Manifests von 1848 variieren –, das Gespenst von der baldigen Unfinanzierbarkeit des Pensionssystems. Um dieses Gespenst zu verschrecken, entwickeln Wissenschaftler Systeme, mit denen man Pensionen und das Gesundheitssystem angeblich sichern kann. Davon hört und liest man fast in allen Medien. Dagegen

mangelt es außerhalb des – eher kleinen – Spezialistenkreises an der Kenntnis des Sozialversicherungsrechts; die Pensionsversicherung, zu der übrigens, trotz wesentlicher Annäherung daran, für die Geburtsjahrgänge ab 1955 das Pensionsrecht für ältere Beamte als „Versorgungssystem“ nicht zählt, ist nur ein Teil davon. Wie soll man mit dem Sozialversicherungsrecht ohne Hilfe von Kennern zu Rande kommen, ist es doch einer der meist novellierten Rechtsbereiche! Allein das ASVG hat seit seiner Erlassung im Jahr 1956 über 70(!) Novellen „erlitten“.

Das vorliegende Skriptum, an dem u.a. die derzeitige Bundesministerin für Wissenschaft und Forschung Dr. Beatrix Karl, Dozentin an der Universität Graz, maßgeblich beteiligt ist, schlägt begehbbare Pfade durch das Dickicht des Sozialversicherungsrechts. Die Pensionsversicherung ist auf den S. 105–125 abgehandelt. Für den Einstieg ist der Überblick über die wichtigsten Grundbegriffe in Form der alphabetisch gegliederten Tabelle zu empfehlen. Josef Demmelbauer

Christian Schacherreiter, Diese ernsten Spiele. Eine Kindheit im Innviertel. Ein autobiografischer Essay. Otto Müller Verlag, Salzburg 2011. 207 Seiten, gebunden, EUR 19,00.

Wenn das Buch des Literaturkritikers einer Tageszeitung erscheint – das war im Februar 2011 –, so ist es deren Pflicht und Freude, sogleich eine Rezension zu bringen. Die ist im Kulturteil der OÖN vom 7. März 2011 erschienen, Reinhold Tauber hat sie verfasst. Und in der Wochenend-Ausgabe vom 12. März konnte man ein ganzseitiges Interview von Alexander Ritzinger mit dem Buchautor, dem Direktor des Georg von Peuerbach-Gymnasiums in Linz-Urfahr, Dr. Christian Schacherreiter, lesen, dort findet man auch seine Kurzbiographie. Was man von einer Rezension erwartet, ist also bereits gesagt. Fast ein halbes Jahr später noch mit Gewalt etwas Originelles dazu zu packen, wäre wohl unpassend, sehr wohl darf aber Schacherreiters überaus sympathisches Buch über seine Kindheit im Innviertel, das Rieder Gymnasium und die Selbstporträtskizzen „eines ernsten Mannes“ (OÖN 7. März 2011) aus Überzeugung empfohlen werden.

Viel Raum ist in diesem „autobiografischen Essay“ dem Rieder Gymnasium gewidmet. Als der Verfasser dieser Zeilen im Jahr 1952, somit 20 Jahre vor der Matura Schacherreiters, dort maturierte, waren die letzten zwei Klassen noch nicht in a) und b) unterteilt. Die Schülerzahl war klein. Im Jahresbericht des Gymnasiums 1951/52 wurde über die Errichtung eines realgymnasialen Zweiges berichtet. Beginnend mit der 1. Klasse sollte „versuchsweise“

ein realgymnasialer Zweig aufgebaut werden. Im Maturajahr 1972 war die 8. Klasse in fünf Gruppen aufgeteilt, Christian Schacherreiter ist mit der Berufswahl Musik im humanistischen Zweig mit 22(!) Schülern ausgewiesen, die Neusprachler waren 18, die „Realisten“ 23. Schacherreiter spielte als Schüler – ungern – bei der legendären Schulschwester Milada, ehe er in die städtische Musikschule wechselte und dann – mit Begeisterung – im „großen“ Orchester des Rieder Brucknerbundes mitspielen durfte (S. 80 ff.). Er ist promovierter Germanist geworden, Humanist ist er geblieben. Auf die Frage im eingangs zitierten Interview, wer seine Lieblingsfigur in der Geschichte sein könnte, antwortete er: „Da fällt mir die Entscheidung schwer. Wenn ich überhaupt eine historische Lieblingsfigur habe, dann jemanden, der moderat und ausgleichend war und nicht allzu mächtig wurde, vielleicht Cicero.“

Vielleicht wird dieser „Kindheit im Innviertel“ einmal ein Buch folgen, in dem der moderate Geist der „Gespräche in Tuskulum“ des Marcus Tullius Cicero weht. Es wäre schön! Einstweilen werden jedenfalls alle, die Pramet (s. S. 22 ff.) und Ried i. I. kennen und die, die dessen Gymnasium einst besucht haben, mit Freude und Gewinn das vorliegende Buch lesen, ja verschlingen! Josef Demmelbauer

Georg Dattenböck: Heinrich von Hag/Ofterdingen: Verfasser des Nibelungenliedes! Verlag Traugott Bautz, Nordhausen 2011, 359 Seiten.

ISBN 978-3-88309-640-7.

Bis in die unmittelbare Gegenwart herein galt ein namentlich nicht nachweisbarer Kleriker im Umkreis des Bischofs von Passau als der Schöpfer des Nibelungenliedes (NL). Der Oberösterreicher Georg Dattenböck kann zwar nach seiner jahrelangen Nibelungenforschung nicht mit letzter Sicherheit den Verfasser des NL benennen. Doch ist es ihm gelungen, überzeugende Indizien vorzulegen, dass dieser aus der adeligen Hager Sippe stammt. Er bringt nicht nur aus sprachwissenschaftlich-germanistischer, sondern auch aus herrschafts- und landesgeschichtlicher Perspektive beachtliche Argumente dafür, dass höchstwahrscheinlich der Österreicher Heinrich von Hag/Ofterdingen der Verfasser des lange Zeit vergessenen Heldenepos ist. Bei Ofterdingen handelt es sich aber wohl nicht um den bei Tübingen gelegenen schwäbischen Ort, sondern um Oftering bei Linz. Dattenböck erschließt erstmals aus Quellenmaterial und der Heraldik (Wappenkunde), dass es herrschaftsgeschichtliche Querverbindungen zwischen dem schwäbischen Ofterdingen und dem einst bairischen Oftering gibt.

Die Hager waren Uradel, traten aber freiwillig in den ministerialen Dienst. Ihre Wurzeln reichen weit zurück, nicht nur in Oberösterreich, sondern auch in Bayern und evtl. auch im Rheinland. Auffallend ist, dass die meisten Burgen und Verwaltungssitze der Hager an bzw. in unmittelbarer Nähe der bayrischen und österreichischen Donau zu finden sind, z. B. in Linz, Enns, Melk und Mautern/Göttweig. Dattenböck versuchte erstmals die Hager auch mit Worms, dem staufischen Herrschaftszentrum und Mittelpunkt der Hofhaltung, in Verbindung zu bringen. Worms war in vorstaufiger und staufiger Zeit auch ein bedeutendes jüdisches Kulturzentrum. Eine wichtige Schnittstelle des Handels und der Kooperation von Deutschen (inkl. Familie Hag), Ungarn und Juden waren das westungarische Gran und das Grantal (Kremnitz/Schemnitz), in welchem Dattenböck urkundlich auch Nachkommen des Heinrich von Hag fand.

Dattenböck hat es sich nicht nur zur Aufgabe gemacht, den Autor des NL zu finden oder besser gesagt auf den Umkreis der Hager Sippe einzugrenzen, sondern er zeigt auch neue Perspektiven zur Entstehung des NL und zur Interpretation der verschiedenen erst relativ spät (wieder) entdeckten Handschrift auf. Aufgrund des Verbundes von germanistischer Methode, Genealogie, Heraldik (z. B. Greif-Symbol) und Herrschaftsgeschichte kommt er zu neuen Erkenntnissen der Identität von Siegfried, Krimhild, Volker, Hagen etc. Alle im NL genannten Personen sind nach Dattenböck keine Phantasieprodukte, sondern Personen mit einem realen historischen Hintergrund, allerdings nicht unbedingt aus der Völkerwanderungszeit, in welcher die NL-Story spielt, sondern aus der Epoche, in welcher wohl ein Hager das NL mit der Siegfried-, Dietrich-, Hildebrand-, Hunnen- und Burgundersage verbunden und zu einem deutschen Epos gestaltet hat.

Dattenböck untermauert die Thesen seines NL-Puzzles nicht nur herrschaftsgeschichtlich, sondern kommt auch zu höchst interessanten neuen Erkenntnissen bisher weitgehend im Dunkel liegender Völker wie der Hunnen, Alanen, Awaren, Goten und Vandalen. Vieles was er in seiner Arbeit zum NL hier festgehalten hat, findet man bereits in seinem Buch von 2006 zu den Vandalen.

Dattenböcks Buch ist nicht nur für Germanisten und Historiker, sondern auch für Laien ohne Probleme lesbar. Wie bisher kein anderer NL-Autor hat er sein Werk mit zahlreichen Karten, Stammtafeln und sonstigen Abbildungen, welche die Lektüre erleichtern, ausgestattet. So macht Lektüre wirklich Spaß!
Prof. Dr. Wilhelm Kaltenstadler

